This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573579 9

NGL

Asmu

Georg Asmussen

Stürme.

NGL
Asmussen

Stürme.

Roman

von

Georg Asmussen.

Dresden.
Verlag von Carl Reißner.
1906.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
157440B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1941 L

Erſtes Kapitel.

„Die Konfirmanden ſtehen auf!“ rief Lehrer Lorenzen eines Nachmittags während der letzten Schulſtunde nach der Knabenſeite hinüber. Es war in Pommerbye, kurz vor Weihnachten. Acht Jungen erhoben ſich.

Er muſterte ſie einen Augenblick ſchweigend, dann trat er an den unterſten heran: „Johann Thomſen, was willſt Du werden?“

„Knecht!“

„Das iſt ein hartes, aber ſicheres Brot!“ ſagte Lorenzen. „Du wirſt an das Wort denken: „Im Schweiße Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brot eſſen.““

„Was willſt Du werden, Peter Greggerſen?“

„Schneider“, antwortete leiſe ein kleiner, etwas verwachſener Burſche, und die Mädchen auf der anderen Seite kicherten. Lorenzen ſah ſcharf hinüber nach Meta Norgaardt, die ihrer Nachbarin etwas zuflüſterte. Da duckten ſich die lachenden Geſichter. Lorenzen aber ſprach laut und langſam:

„Das Handwerk hat einen goldenen Boden! — Sei fleißig und halte Dich recht, Peter, dann wird

es Dir besser gehen, als manchem anderen, der gerade und lang gewachsen ist."

Da flog ein glückliches Lächeln über die hageren Züge des Krüppels. Lorenzen fragte den nächsten:

„Peter Ottsen, was willst Du werden?"

„Hofbesitzer!" kam es laut und selbstbewußt von den Lippen des breitschulterigen, stämmigen Burschen, denn er war der einzige Sohn seines Vaters. Drei Generationen seiner Familie saßen schon auf Schnarstruphof, der schönsten Stelle in weitem Umkreise. Die Ottsens hatten sich auf dem Hofe heraufgearbeitet, nachdem die Herren von Krummendieck dort abgewirtschaftet hatten.

Lorenzen sah ihn an und sagte dann:

„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

„Dat heff ick nich nödig", dachte Peter Ottsen bei sich, „denn ick krieg de Städ ock so." — Er freute sich, daß er nun die längste Zeit in der engen Schulstube gesessen und unter der Fuchtel des Schulmeisters gestanden hatte. Seine Blicke glitten dabei durchs Fenster über den Schulgarten hinweg auf die Dorfstraße. Im Geiste sah er sich schon dort entlang fahren mit den beiden jungen Füchsen. Wenn er dann mit der Peitsche knallte, so würden die Kinder hier drinnen die Hälse lang recken und sich zuflüstern: „Kieck, dor föhrt Peter Ottsen!" Er wußte, daß es etwas Großes und Vornehmes sei, der Sohn eines Hofbesitzers zu sein, der die Stelle kriegt.

Lorenzen aber war schon weiter gegangen mit

seinen Fragen und schließlich vor den Obersten hingetreten:

„Hans Thordsen, sag' mal, was willst Du denn werden?"

Ein Lächeln glitt über das Gesicht des Lehrers und dann auch über das des Angeredeten. Die Frage schien überflüssig. Der große, flachsköpfige Junge, der seine Altersgenossen sämtlich überragte, schaute nach rechts auf die Bänke der jüngeren Knaben, warf dann einen flüchtigen Blick auch nach links, wo die Mädchen saßen, und sagte ruhig, wie jemand der sich der Wirkung seiner Worte bewußt ist, und laut genug, daß man es in der äußersten Ecke verstehen konnte: „Ich will zur See!"

Da ging ein Murmeln durch die Reihen, von oben an bis zur letzten Bank, und niemand dachte mehr an Peter Ottsen, der doch bald ein großer Bauer werden würde, sondern jeder — auch Meta Norgaardt, die im Herbst auf Ottsens Stoppelfeldern die Gänse gehütet hatte — fühlte es, daß Hans Thordsen der Größere, daß er der Held der Pommerbyer Schule war. Wer zur See geht, der hat Mut. — Davor beugte sich auch Meta Norgaardt, die trotz ihrer Jugend die trotzigste war. Das lag an ihrer Abstammung, sagte Lorenzen.

In diesem Augenblicke dachte Lorenzen aber nicht an das Mädchen, er schaute dem kräftigen, hochgewachsenen Jungen in das offene Gesicht und in die blauen, ehrlichen Augen, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

„Du gehſt zur See! Wir wußten es ja. Du gehſt zur See, die Deine Mutter zur Witwe machte. Es ſteckt ſo in Dir, Du kannſt nicht anders. — Vielen Stürmen und Gefahren gehſt Du entgegen, zu Waſſer und zu Lande, aber Gott geht mit Dir. Denk' an ihn und Deine Mutter, die ſich täglich um Dich ſorgt. Halte Dich brav."

Während der Lehrer ſprach, ſenkte ſich der Blick Hans Thordſens, und ein leichter Nebel umflorte die goldenen Bilder, die ſeine Knabenphantaſie ihm vorgemalt hatte. Er ſetzte ſich, und Lorenzen ließ zum Schluß des heutigen Unterrichts einen Geſangbuchvers ſingen. Hans Thordſen ſang aber nur ganz mechaniſch mit, ſeine Gedanken ſchweiften hinaus an den Oſtſeeſtrand und hinweg über die blauen Fluten. Vor ſeinem Geiſte tauchte fern am Horizont ein Segel auf, klein und weiß wie eine Schaumflocke, doch es wurde größer und größer. Vom großen Belt herüber kreuzte eine ſtolze Bark, an ihrem ſchlanken Bug rauſchten die weißen Krausköpfe empor und umſchäumten den träge herabhängenden Anker. Ruhig und ſicher hielt ſie ihren Kurs auf das Feuerſchiff am Kalkgrund. Das war die „Marianne Dahl" aus Flensburg, die von Oſtindien erwartet wurde. Auf dieſem Schiff ſollte er ſeine erſte Reiſe machen als Schiffsjunge. Nicht als einer von den grünen und feinen, die im Inlande nicht gut tun wollen, und die da meinen, auf der freien See ſei es beſſer als auf der hohen Schule! — Nein! Er kannte von klein auf See und Segel, Wind und Wellen, er hatte harte

Hände und helle Augen, er ſtammte aus einer Familie, der die See Herd und Heimat, Wiege und Grab bedeutete.

Wie aus weiter, weiter Ferne klang dann des Lehrers gewohntes Schlußwort: „So weit für heute!“ an ſein Ohr; er weilte mit ſeinen Gedanken in einem anderen Weltteil. Vor ſeinen Ohren rauſchte das Meer und die Segel ſchlugen klatſchend an den Maſt. Er ſelbſt, Hans Thordſen, kommandierte als Kapitän die ſchlanke Bark, die in verwegener Fahrt von China die erſte neue Teeernte herüber brachte. Er überholte alle anderen Schiffe; auch die Dampfer mit ihren ſchwarzen Schornſteinen und den breiten, unbeholfenen Leibern blieben weit zurück. Mit den Sturmvögeln um die Wette flog er über die dunkle Flut dahin, alle Segel waren geſetzt, und er ließ keins reffen. Kapitän Thordſen wußte, was er ſeinem Schiffe zutrauen durfte, er machte die ſchnellſten Fahrten. Und wenn er dann heimkehren würde in ſein abgelegenes Heimatsdorf, dann würden die Bauernſöhne, die den armen Jungen gering geachtet hatten, zu ihm aufſchauen, denn er war ein weitgereiſter und reicher Mann. Dann wollte er — — „Hans Thordſen, dröhmſt Du?“ ſchrie ihm da ſein Nachbar ins Ohr; der hatte ſchon ſeine Bücher unterm Arm und drängte ihn aus der Bank heraus, daß er ihm Platz machte.

Es ſchneite draußen. Vor der Schultür ſtand Lorenzen, er blickte prüfend ins Wetter und holte tief

Atem, denn die Schulstube war niedrig und die Luft darin dumpf. Sein Blick hinderte die Jungen, gleich vor der Schultür ein lebhaftes Schneeballengefecht zu veranstalten; es war recht schade! Das nötige Kriegsmaterial fiel so verlockend dicht und weich vom Himmel. So zogen sie denn die Mützen über die Ohren, steckten beide Hände in die Taschen und klapperten auf ihren Holzschuhen heimwärts. Die Mädchen wickelten sich die langen Umschlagtücher um Schultern und Leib, banden die Kappenbänder unter dem Kinn fest und steckten dann zuerst prüfend die Köpfe durch die Spalte der Windfangtür. Gewöhnlich lauerten ja die Jungen hinter der Ecke, um ein lebhaftes Bombardement auf „die Deerns" zu eröffnen, die dann juchend und kreischend wie eine Herde Spatzen davonstoben.

Aber heute war draußen alles sicher, der Schulmeister litt, aus Sorge um die Fensterscheiben, solche Attentate im Bannkreis des Schulhauses nicht. Sie wickelten die Hände in die Schürzen und folgten in angemessener Entfernung den Voraneilenden.

Dicke Flocken fielen vom Himmel, der Wind fegte die weiße Saat über die Fußspuren, die die kleine Herde in der ebenen, weichen Decke gezogen hatte. In den Zweigen der Haselbüsche und Dornen, mit denen die Wälle auf beiden Seiten des Weges bewachsen waren, fing sich der Schnee in dichten Massen und beugte durch seine Last die Sträucher tief hinab in den Graben. Beim Gammeldammer Heck aber, wo die Knicks die Einfahrt auf die Felder freigaben,

da fegte der Wind den Schnee von den Koppeln auf den Weg und hatte quer über der Straße eine hohe Schanze aufgebaut. Mit Hurra stürmte die Niebyer Jugend den weißen Festungswall und machte dann mit Drohungen und wildem Geschrei den nachfolgenden Falshöftern den Weg streitig.

„Wir sind die Preußen und Österreicher und die Niebyer sind die Dänen", schrien die Falshöfter. Der hohe Schneedrift, dessen Kamm die beiderseitigen Knicks beinahe überragte, war zur Düppeler Schanze avanziert; ein erbitterter Kampf entspann sich um seinen Besitz.

Die Niebyer waren im Vorteil. Sie waren vollzählig auf der Schanze und ihr starker Anführer, der rothaarige Niklas Tiesen aus der Langfelder Kate, schleuderte den Anstürmenden die härtesten Schneeballen rücksichtslos ins Gesicht, daß sie zurückwichen. Sie waren auch in der Minderzahl. Entmutigt standen die deutschen Belagerer vor der Übermacht der Dänen, die von ihrer Feste aus höhnten und neue, harte Kugeln kunstgerecht zusammenkneteten. Es fehlte zudem ihr Hauptmann: Hans Thordsen war zurückgeblieben und noch immer nicht zu sehen.

Jetzt kamen die Mädchen heran. Friedlichen Sinnes trippelten sie eine hinter der anderen her, gerade auf die Schanze los.

„Wir sind auch Dänen", rief Meta Norgaardt, die an der Spitze marschierte, den Kriegern auf der Schanze zu. Ein Schneeball war die Antwort.

„Laßt uns vorbei, wir sagen's sonst dem Schul-

meiſter", klang es halb bittend, halb drohend aus der Reihe der Kleinſten.

„Die Niebyer können gehen, die Falshöfter kriegen was aufs Jack", beſtimmte Niklas Tiefen und warf Meta Norgaardt, die ſchon an der Wallſeite die Schanze erſtiegen hatte, in die Büſche, daß ſie von dem herabſtürzenden Schnee ganz zugedeckt wurde.

„Halloh, de Birkvoß! Waſcht ihr mit Schnee die Sommerſproſſen ab! Schmeißt ſie runter!" ſo riefen und lachten die Jungen durcheinander.

„Auf die Dänen! Haut die Hannemänner! Hurra!" ſo tönte es jetzt plötzlich in den Jubel und Hohn der Sieger. Hans Thordſen, der in Gedanken ſein Schiff ſteuerte und zurückgeblieben war, iſt nun zu ſeinen zurückgeworfenen Dorfgenoſſen geſtoßen. Mit einem Blick hat er das Schlachtfeld überſchaut. Mit Hurra geht's vorwärts.

„Komm' heran, wenn Du was von mir willſt!" ſo ruft ihm von oben Niklas Tiefen höhniſch entgegen.

Hans Thordſen ſagt nichts, er packt von unten her ſeinen Gegner. Der aber hat die beſſere Stellung und faßt den Angreifer mit beiden Händen um den Hals.

„An emm! An emm!" — „Niklas, opp emm!" „Hans Thordſen, hol Di!" ſo werden die Starken von ihren Parteigenoſſen angefeuert. Aber keiner hilft, keiner faßt mit an. Keuchend ringen die beiden Anführer, Hans Thordſen ſucht an dem Gegner Halt zu

finden, und obgleich deſſen Gewicht auf ihm laſtet, arbeitet er ſich ſchrittweiſe am Wall in die Höhe.

Auf einmal ſchießt Meta Norgaardt unter dem Schnee zwiſchen den Büſchen hervor. Mit kreiſchendem Aufſchrei und wutfunkelnden Augen, wie eine Katze, fällt der Birkfuchs jetzt Niklas Tiefen an, ſeine Mütze fliegt in weitem Bogen über den Wall und mit beiden Händen packte ſie ihn an den Haaren.

„Verfluchte Boß!“ — „Warte, Du hinterliſtiger Teufel!“ Da liegt er aber auch ſchon auf dem Rücken im Schnee, auf ſeiner Bruſt kniet Hans Thordſen. Die Falshöfter ſchreien mit gellenden Stimmen: „Hurra! Hurra! Die Preußen haben gewonnen!“

„Allein kannſt Du nichts machen. Die Deern muß Dir erſt helfen! Du biſt mir 'n fixer Kerl! — Nu geh' man mit Deiner Braut nach Hauſe“, höhnte der Überwundene.

„Hans Thordſen und der Birkfuchs! Hurra, Bräutigam und Braut! Hurra!“ ſchrien jetzt die Riebyer.

Brennend rot vor Scham und Zorn ſprang dieſer auf. „Was haſt Du Dich da hineinzumiſchen?!“ ſchrie er das Mädchen an. „Mach', daß Du fortkommſt, oder —!“

Trotzig blieb Meta ſtehen. „Ich kann gehen, wann ich will!“

„Mach', daß Du nach Hauſe kommſt!“ ſchrie nun Hans Thordſen voller Wut, und als ſie ihn höhniſch anlachte, da ſtieß er ſie vor die Bruſt, daß ſie in den Weg fiel. Im nächſten Augenblick ſtand er dann vor

seinem Gegner: „Komm' an, wenn Du Lust hast!" Eine Minute später flog Niklas Tiesen im hohen Bogen von den so heldenhaft verteidigten Düppeler Schanzen in den Graben.

„Ich treff' Dich wohl 'mal wieder!" drohte er, „Dich und den Birkfuchs", machte sich dabei aber vorsichtig auf den Rückzug.

„Dann nimm Dich aber vor mir in acht", antwortete verächtlich der Sieger. Beide Parteien zogen nach verschiedenen Richtungen ihrer Wege, der Birkfuchs lief voraus und war schon an der nächsten Biegung den Blicken der Jungen entschwunden.

Der Sieger fühlte sich aber beschämter als der Besiegte, daran war der Birkfuchs schuld. Sein hämischer Gegner wußte wohl, welchen Schimpf er ihm antat. Es war keine kindische Neckerei, wie sie unter heranwachsenden Schulkindern üblich ist. Wer die Verhältnisse kannte, der begriff den Ärger Hans Thordsens. Man hatte ihn, der aus einer alteingesessenen Schifferfamilie stammte, dessen Urväter hier Lotsen gewesen waren, mit einer „hergelaufenen Deern" in Verbindung gebracht, und der rachsüchtige Niklas Tiesen würde schon dafür sorgen, daß diese Geschichte im ganzen Kirchspiel in Umlauf käme. Der Birkfuchs hätte Hans Thordsen beigestanden und sei seine Braut, so würde es heißen.

* * *

Mit der Herkunft Meta Norgaardts hatte es nämlich eine eigene Bewandtnis. Ganz genaues da-

rüber wußte man freilich nicht, deſto mehr wußte man aber davon zu erzählen.

Meta Norgaardts Vater wohnte draußen auf der Birk, einer flachen Landzunge, die an der Einfahrt der Flensburger Föhrde liegt. Ihr Haar war nicht in ſchlichten, ſtrohgelben Flechten um den Kopf gewunden, wie bei anderen Kindern, ſondern es war grellrot und kraus, dabei ſteif wie die Mähne eines Fuchsfüllens; ebenſo wild und unbändig war ihr Sinn. Das läge im Blut, meinte Lorenzen. Sie war keine Einheimiſche wie die übrigen Schulkameraden, deren Eltern und Voreltern faſt alle als echte Angliter ſich fühlten, ſie hatte daher auch nicht die langſam abwägende und zurückhaltende Art geerbt, die dieſem Volke eigentümlich iſt, die ſich ausbildete, als es Jahrhunderte lang zurückgezogen für ſich lebte und ſeine Rechte vorſichtig und zäh ſchützen mußte gegen Übergriffe von verſchiedener Seite. So war ſie nicht, ſie war keck und wild.

Ihre Vorfahren waren vor ungefähr 100 Jahren erſt ins Land Angeln gekommen, nicht als Bauern oder Landarbeiter, Fiſcher oder Schiffer, ſondern ſie hatten einer Klaſſe angehört, der man lieber aus dem Wege ging.

Zu jener Zeit ging es hoch her in Gelting und Umgegend. Sönke Ingwerſen, ein Bredtſtedter Kind, war aus Oſtindien wiedergekommen, er hatte dort drüben die Tochter eines Rajah zum Weibe und viel Geld gewonnen. In der

meerumſpülten ſchleswig-holſteiniſchen Heimat konnte er nun den großen Herrn ſpielen. Er kaufte das Gut Gelting und ward als Baron von Geltingen in den Reichs-Freiherrnſtand erhoben. Nun ſah der alte Hof ganz andere Zeiten und Menſchen als früher. Jahrhunderte lang hatten die alten Adelsgeſchlechter von der Wiſch und von Ahlefeldt dort gehauſt, ſie hatten den breiten Hausgraben auswerfen und die hohen Erdwälle dahinter anlegen laſſen, hinter denen dann feſt und ſicher das Schloß lag. Von hier aus hatten ſie manchen kühnen Zug unternommen und waren als Sieger heimgekehrt. Von hier aus war auch Hans von Ahlefeldt, ein angeſehener Kriegsmann, nach Süden in den Dithmarſcher Krieg gezogen, er hatte damals die berühmte Danebrog-Fahne vorangetragen. Als ruhmgekrönter Bezwinger der trotzigen Bauern gedachte er wieder in Gelting einzuziehen, aber auf grundloſer Marſch verlor er Kriegsruhm und Leben. Höhnend riß ihm ein roher Geſelle den heiligen Danebrog aus der erſtarrenden Fauſt. Als ein toter Mann hielt er ſeinen Einzug durch das niedere Burgtor. — Noch 200 Jahre hielten ſeine Söhne und Nachkommen das Gut, dann ging es auf die Webberkops und endlich auf Sönke Ingwerſen über.

Nun erhob ſich Gelting aus dem Verfall, die Feſtungswälle bedeckten ſich mit Gartenanlagen, auf dem Hausgraben glitten zierliche Boote und weiße Schwäne hin und her, und in dem neuen Schloß verdrängten prunkender Sammet und kniſternde Seide

den klirrenden Panzer. Fürſtliche Pracht herrſchte auf dem „Hof von Angeln“. Muſeen und Gemäldegalerien entſtanden, an Feſten fehlte es nicht, in Wald und Feld erklang das Hifthorn, und in den Prunkgemächern ſpielte die Hofkapelle. Auch ein Komödienhaus wurde aufgeführt und Schauſpieler herangezogen. — Hoch ging es damals in Gelting her, man ſprach davon im ganzen Lande. Das luſtige Leben ſetzte der Sohn des erſten Barons von Geltingen noch fort, ſo lange er es eben konnte, ſein Tod ließ den Glanz erbleichen.

Meta Norgaardts Urgroßmutter oder Großmutter — man ſtritt ſich darüber — war „ſo eine von dieſen Komödiantinnen“ geweſen, die damals den Grafen und Baronen die Zeit vertreiben halfen. Sie hatte eine große Rolle geſpielt am Hofe. In koſtbarer Seide war ſie gekleidet geweſen und hatte von ihrem mit vier Rappen beſpannten Wagen hochmütig hinweggeblickt über die leibeigenen Hofleute und Inſten, die unter der Frohneiche am Hausgraben lagerten. Manches verächtliche Wort, mancher Fluch wurde in dieſen Kreiſen laut, wenn des hohen Herrn ſchönes Liebchen vorüber fuhr, ſie hörte es aber nicht. Aber wenn ſie es gehört hätte, dann hätte die Peitſche oder das Gefängnis im Burgtor die unvorſichtigen Mäuler der Dreiſten geſtopft und ihre Rücken demütig gekrümmt.

Aber alles hat ſeine Zeit.

Später wohnte ſie einſam, von der Welt gemieden in einem kleinen Häuschen am Nordſchauer Holz, und

nichts war ihr geblieben als Kummer und Elend. Nur ein kleines Paſtellbild im krauſen, goldenen Rahmen erinnerte an die Zeit ihres Glanzes. Es zeigte ein ſchönes, goldhaariges Weib, das einen ſchneeweißen Kakadu auf der Hand hielt. Ein Knäblein ſchmiegte ſich an ſie und reichte dem Papagei ein Stück Zucker. Nichts auf dem Bilde ließ ahnen, daß die „Baronſche“, wie die Jungens ihr höhniſch nachriefen, einſt ſo ausgeſehen hatte. Und aus dem niedlichen Knaben war ein gefürchteter Herumtreiber geworden, der, ſo lange es ging, von ſeiner Mutter Geld erpreßte und dann der Kommune zur Laſt fiel. Er ſtarb im Armenhaus und war der Stammvater von Meta Norgaardt. Das wußte man in der ganzen Umgegend.

Wenn Meta zur Kirche nach Gelting ging, kam ſie am Nordſchauer Holz vorbei. Die Schulkameraden vergaßen dann nie, mit dem Finger hinüberzuzeigen nach dem moosbewachſenen, alten Strohdach, das heute noch hinter dem hohen Knick hervorlugt, und ihr zuzurufen:

„Kiek, Meta, dor hett de Baronſche wahnt!“ Alle lachten und die großen Jungen ſangen ein Spottlied, ſie ſahen ſich aber dabei vor, daß die alſo Verhöhnte ihnen nicht zu nahe kam. Dann fuhr ſie, flink und hinterliſtig wie ein Wieſel, dem nächſten in die glattgefetteten Haare oder riß ihm die Sonntagsmütze vom Kopf und warf ſie über den Knick auf die Koppel. Ebenſo plötzlich, und ehe die groben Fäuſte der Bauernjungen ihr gefährlich wurden, war ſie dann

wieder verſchwunden und ſteckte den Drohenden die Zunge aus.

Schon vom erſten Schultage an lebte ſie mit der Mehrzahl ihrer Mitſchüler und Mitſchülerinnen in ſolchem Kriegszuſtand. Sie wurde gemieden oder verhöhnt und vergalt Böſes mit Böſem, weil ſie, ſo lange ſie denken konnte, ſich ſelbſt hatte ſchützen und wehren müſſen. Kein Wunder, daß unter dieſen Umſtänden und Verhältniſſen Hans Thordſen es als eine ſchwere Beleidigung und Ehrenkränkung empfand, mit Meta Norgaardt in zarte Beziehungen gebracht zu werden!

Zweites Kapitel.

Weihnachten war gewesen. Auf Schnarstruphof hatte man am Weihnachtsabend Langkohl und Schweinskopf gegessen und Punsch getrunken, am ersten Weihnachtsfeiertage war man in der Kutsche zur Kirche gefahren, und die Pferde hatten das silberbeschlagene Geschirr angehabt. Bei Peter Greggersen und Hans Thordsen hatte es Reisgrütze mit Butter und nachher Fördchen gegeben; sie waren an beiden Weihnachtstagen zur Kirche gewesen, denn sie waren Konfirmanden und der Schulmeister Lorenzen hielt darauf, daß seine Jungen ihre Pflicht taten. Meta Norgaardt hatte Pellkartoffeln mit Speck bekommen und nachher von ihrem Vater Schläge, denn er hatte zur Feier des heiligen Abends Schnaps mitgebracht, und als nichts mehr davon da war, ärgerte er sich und darum schlug er zunächst seine Tochter und dann seine Frau. An den Festtagen sammelte Meta Holz, das am Strande angeschwemmt war, und trug es nach Hause. Dazu hatte sie das größte Recht, denn ihr Vater war so eine Art von Strandaufseher.

Jens Norgaardt stammte nicht von der ehemaligen Komödiantin ab, er hatte kein Tröpflein adeligen

Blutes in den Adern; er war ein eingewanderter Däne. Früher war er Kutscher auf Geltinghof gewesen und hatte dort das Kindermädchen kennen gelernt, von deren Herkunft man so schnurrige Sachen erzählte. Er fragte nichts nach Schnackereien. Man hatte von ihm, ehe er der Heimat den Rücken kehrte, auch allerlei geredet, zudem sagte man ihm noch jetzt nach, daß er trinke. So verheiratete er sich denn, erhielt freie Wohnung auf der Birk, wofür er ein Auge auf den zum Gut gehörigen Strand zu werfen hatte, der sich ganz um die Halbinsel hinzieht; auch sollte er aufpassen, daß auf den weiten Niederungen des Noors kein Unberufener den Hasen des Barons nachstellte. Seinen übrigen Unterhalt erwarb er sich, — wie er sagte — durch Fischen.

Außer den drei Norgaardts wohnte im Birkhaus noch eine Familie Böhm, bestehend aus einem alten Ehepaar und drei erwachsenen Söhnen. Diese kannte man weit und breit im Lande. Wenn es hieß: „Die Böhmen kommen!", dann liefen die Kinder ins Haus, die großen riefen nach Vater und die kleinen faßten die Mutter an der Schürze. Und wenn sie vorbei waren, dann sahen Vater und Mutter nach, ob nichts auf dem Hofe fehlte, oder ob es nicht am Scheunendach oder im Strohdiemen glimmte. Sie waren aber doch nicht ganz so schlecht als ihr Ruf. In einer Gegend, wo man des nachts die Türen nicht zu schließen brauchte und die Wäsche draußen auf der Leine hängen ließ, hob sich aber die Unehrlichkeit besonders schwarz vom Hintergrunde ab. Sie waren

faul und arbeitsscheu, die Böhmen, auch das galt als ein Verbrechen, in einem Lande, wo jeder ehrliche Mann arbeitete.

Zwischen Weihnachten und Neujahr trat starke Kälte ein. Der Frost bemühte sich, eine feste Brücke zu schlagen, über die Flensburger Föhrde, von Angeln bis nach Alsen, und dann über die Ostsee bis nach Aerö und Fühnen. Die Wellen aber störten ihn beim Bau. Die Wind trieb das Eismaterial an die Küste und die Dünung hielt es in Bewegung; sie türmte Blöcke und Wälle auf und riß sie an anderen Stellen wieder auseinander. Die Fischer konnten das offene Meer nicht mehr erreichen, das sich schwarzblau von dem glitzernden, schneeweißen Saum am Strande abhob. Jede Nacht aber setzten Frost und Wind eine Bahn mehr an den Saum, der die Strandbewohner von ihrer Nährmutter abschnitt und es ihnen unmöglich machte, ihre Büttnetze auszusetzen.

Die Falshöfter Fischer standen kopfschüttelnd auf der Drecht neben ihren Booten und schauten nach den Wolken und nach dem Winde, ob es nicht bald Tauwetter würde.

„Wenn der Wind nicht über Süden herumgeht, dann nützt es nichts", sagte Fritz Braak, „so lange er aus der Ostsee kommt, müssen wir den Hosenriemen immer noch ein Loch strammer ziehen."

„Du hast ja noch Speck im Schornstein hängen", meinte Peter Lassen. „Aber ich mit meinen sechs Kindern! Die Kartoffeln werden auch knapp, und

den Kohl haben mir dem Baron ſeine Haſen aufgefreſſen."

„Fang' ſie doch weg, zieh ihnen das Fell über die Ohren und leg ſie in die Pfanne, dann haſt Du Deinen Kohl mit rechtmäßigen Zinſen wieder", lachte Hans Boyſen, der Uhrmacher von Leſumfeld.

„Und wenn Jens Norgaardt davon hört und mich anzeigt, dann muß ich Brüche zahlen, oder ich komme ins Loch. Nein, ſtehlen will ich nicht", ſagte Peter Laſſen und ging fort.

Hans Boyſen lachte immer noch, er wußte wohl warum.

Die Männer auf der Birk wußten ſich zu helfen. Während auf der Oſtſee der Froſt mit den Wellen kämpfte, hatte er auf dem flachen Waſſer des weiten Moores, der nur durch einen ſchmalen Strandſtreifen vom Meere getrennt war, viel leichteres Spiel. Eine dicke, ſpiegelglatte Eisfläche dehnte ſich aus vom einſamen Birkhaus bis zum Beverör Damm. Wo die Moorgräben waren, hieben nun Norgaardt und zwei der „Böhmen" Löcher ins Eis und ſtachen mit dem Elker eine Menge Aale, die ſich dort an die Luftlöcher heranzogen und anſammelten. Das war ein einträgliches Geſchäft.

Auf dem offenen Herde des Birkhauſes ſtand abends und mittags die dreibeinige, eiſerne Pfanne über dem Holzfeuer, und über ihren Rand ſpritzte das Fett der dicken Aalſtücke in die lodernde Glut. Da brauchte man die Hoſenriemen nicht ſtrammer zu ziehen. Aber ſo viel Fett ſchmeckt nicht gut, man muß

auch mal was anderes haben! — Jedenfalls hatte Jens Norgaardt dies Bedürfnis und er wußte Rat.

„Du gehst heut abend mit dem Rummelpott los!“ sagte er am Neujahrsabend seiner Tochter, „damit wir Brot und Stuten auf den Tisch kriegen und auch ein paar Bankschillinge zu Schnaps. Man verdirbt sich sonst mit all dem fetten Aal den Magen.“ — Er hatte schon am Nachmittag ein eigenartiges Instrument fertig gemacht. Er hatte eine trockene Schweinsblase über einen braunen Topf gespannt und im Mittelpunkt derselben ein Stöckchen befestigt. Rieb man an diesem mit der Hand auf und nieder, so gab das Instrument brummende Töne von sich, einen höheren und einen tieferen, je nachdem man mit der Hand abwärts oder aufwärts am Stäbchen strich. Das war der alte Rummelpott, der nun bald in Vergessenheit gerät.

Meta gab keine Antwort, als ihr Vater seine Ansicht kundgab.

„Hörst Du nicht?“ rief er laut und ärgerlich.

„Ich geh nicht mit'm Rummelpott“, erwiderte sie etwas unsicher.

„Was?“ schrie er. „Ich will Dir sominn zeigen, was Du willst.“

„Ich will aber nicht, ich mag nicht!“

„Warum magst Du nicht, dumme Deern?“

„Die Leute lachen mich aus und die Jungen rufen mir nach: „Betteldeern von der Birk!““

„Gott verdamm' mich. — Tun sie das?“

„Ja! Und sie sagen, wir sind Lumpen und Faullenzer!“

„Hol sie der Deutscher! — Wer sagt das?“

„Alle Leute. — Ich mag nicht betteln.“

„Wenn aber einer mir das sagt, dann geht es ihm eine halbe Stunde schlecht. Die Falshöfter sind nicht besser als wir, und wenn wir nichts fischen können, müssen wir doch zusehen, wo wir sonst was kriegen.“

„Ich mag nicht betteln“, wiederholte Meta etwas zuversichtlicher.

„Mit'm Rummelpott gehen, das ist doch kein Betteln“, erklärte nun Jens Norgaardt seiner Tochter. „Das tun in Danmark viele Kinder aus Spaß, und kriegen dann Kuchen zu essen und Punsch zu trinken, wenn sie ihr Lied nett zum Rummelpott gesungen haben.“

„Ich sing' aber nicht aus Spaß, ich muß betteln“, war die trotzige Entgegnung.

Da hob er drohend die Hand: „Du gehst!“

Meta machte, daß sie fortkam, ehe die rohe Faust ihr in den Nacken oder das krause Fuchshaar fuhr, sie warf die Tür hinter sich zu und flüchtete in die Küche.

„Mein Gott, was will er denn?“ jammerte mit ängstlicher Miene ein krank aussehendes, kümmerliches Weib, das am Herd stand. „Was ist denn wieder los?“

„Ich soll betteln!“ Hart und trotzig stieß sie es heraus und ihre Augen funkelten in schier grünlichem Schein. „Ich will aber nicht!“

„Sch! Sch! Er hört es ja!“

„Ich will aber nicht. Ich lauf' weg und komm' nicht wieder."

„Meta!" Schmerzlich zitternd kam der Laut aus der kranken Bruſt.

„Mutter!" Sie kam langſam heran. Es arbeiteten in ihr der Haß und die Liebe. „Mutter, ich mag nicht mehr betteln gehen. — Ich will arbeiten für Dich, laß mich nicht betteln!"

Die Frau ſchluchzte leiſe. „Er wird immer ſchlimmer!" Sie dachte an die Zeit, wo er im ſchönen blauen Rock mit den blanken Knöpfen auf dem Kutſcherbock geſeſſen hatte. Keiner konnte ſo gut fahren, als der Jens. Sie aber war damals „lieb' Kind" auf Geltinghof.— Das waren andere Zeiten geweſen. — „Wenn ich erſt tot bin, Meta, dann kannſt Du gehen. Dann mußt Du fort. Wenn Du aber jetzt gehſt, dann kann ich's auch nicht mehr aushalten. Dann geh ich in die Noorkuhle."

„Komm mit!"

„Ach Kind, ich bin eine kranke Frau, wo ſoll ich Stackel hin?" — Ein hohler Huſten kam aus kranker Bruſt, der ſchüttelte ihre gebrechliche Geſtalt, als wollte er die Wahrheit der Worte beſtätigen. Sie ſetzte ſich auf die alte Eimerbank am Fenſter, Meta legte die Arme um ihren mageren Hals und flüſterte ihr ins Ohr:

„Ich geh nicht weg von Dir, Mutter! — Ich laß Dich nicht allein. Du haſt mir auch immer beigeſtanden, ich will Dir auch beiſtehen. Ich bin 12 Jahre, bald bin ich groß und ſtark und dann —",

ſie drohte mit der feſt geballten Fauſt nach der Stubentür —, „dann ſoll er nur wagen, uns anzufaſſen.“

„Sch! Sch!“ machte die Frau mit ängſtlicher Miene. „Sei ſtill, er hört es!“

Sie ſchwieg und horchte. Man hörte aber nur ein knurrendes Schnarchen durch die Ritzen der baufälligen Tür dringen. Da ſchmiegte das Mädchen ihr Geſicht an die blaſſen Wangen des lebensmüden, kümmerlichen Weibes und flüſterte ihr zu: „Ich kann dann für Dich arbeiten, liebe Mutter. Dann ſollſt Du es gut haben. Dann ſind wir weit, weit weg von hier!“ — —

Es wurde ganz ſtill in dem engen Küchenraum, nur der Waſſerkeſſel ſummte, und zuweilen knallte ein feuchtes Holzſtücklein auf in der Glut unter dem ſchwarzen, rußigen Dreifuß.

„Woran denkſt Du, Mutter?“ fragte das Mädchen.

Sie fuhr auf aus ihren Träumen. „An das, was früher war, dachte ich, Kind!“

Da fuhr durch Meta's Hirn ein beſonderer Gedanke:

„Was war es mit der Schauſpielerin, Mutter, die mit dem roten Haar, die Baronin werden wollte auf Geltinghof, und die arm ſtarb am Noorſchauerholz. Vor mehr als hundert Jahr ſoll es geweſen ſein, aber ſie erzählen noch immer davon. Haſt Du viel davon gehört, Mutter?“

Sie antwortete nicht gleich. Dann ſagte ſie mit

müder Stimme: „Ich weiß auch nur, was die Leute reden und was mir der alte Weber Jens Lund in Süderballig erzählte, als ich noch ein halbes Kind war.“

„Erzähl', Mutter!“ Und die Frau sprach ihr davon, was sie einst erlauscht hatte, als der Webstuhl klapperte und das Schiffchen surrte. Von dem schönen leichtsinnigen Weibe und dem tollen Leben auf Geltinghof hatte der alte Jens manche absonderliche Mär hineingewebt in seine Erinnerungen. Einmal aber hatte er gesagt: „Die Sünde der Väter will der strenge Gott rächen an den Kindern bis ins dritte oder vierte Glied.“

In Meta's Gesicht flammte es auf wie Wetterschein: „Das ist ein hartes und ungerechtes Wort von Gott!“ rief sie. Die Mutter aber fuhr erschreckt zusammen: „Sag' das nicht! O, sag' das nicht, Meta, Du versündigst Dich. Und Gott straft Dich. Ich bitte täglich den lieben Gott, daß er es von uns nimmt und Dich gut und glücklich macht.“ Sie weinte heftig. Da streichelte Meta ihrer Mutter die blassen Wangen und sagte leise: „Mutter, Du bist so gut. Ich bin wild und schlecht. Aber ich gehe heute abend. Ich schäme mich so! Aber ich gehe doch und bringe Dir etwas mit!“

* * *

Als die Dämmerung einbrach, ging von der Birk aus ein Mädchen ganz langsam über das Eis des Noors, sie trug einen Korb am Arm, der war sorgfältig zugedeckt mit einem großen rotbunten Taschentuch.

Als sie bei der letzten Falshöfter Kate die Straße erreichte, traf sie auf einen Hümpel Jungen, die in eifriger Beratung begriffen waren, bei wem und wann heute abend Töpfe an die Tür oder auf die Hausdiele geworfen werden sollten. Das war ja für die Attentäter und die Betroffenen ein gleich großes Vergnügen. Sobald sie die kleine Geächtete sahen, ging es los:

„Hallo, der Birkfuchs!"

„Birkfuchs, wo willst Du hin?"

„Birkfuchs, was hast Du dort im Korb?"

Und dann schrie einer ganz laut: „Der Birkfuchs geht rund mit'm Rummelpott." Im Nu hatte man sie umringt und einer riß ihr das Tuch vom Korb. — Richtig! — Der Rummelpott. Ein fürchterliches Hallo erhob sich.

„Laßt die Deern gehen!" rief der Fischer Peter Jachum, der nebenan wohnte und den Lärm gehört hatte.

„Laßt mich in Ruhe, ihr Räuber und Spitzbuben" kreischte Meta Norgaardt, zerrte voller Wut an ihrem Korb und wehrte sich mit Händen und Füßen, Nägeln und Zähnen gegen die Angreifer.

„Laßt die Deern los, oder ich komme Euch fix aufs Fell", rief Peter Jachum wieder und gab seinem August eine kräftige Ohrfeige. Das half. Im nächsten Augenblick war der Birkfuchs den Peinigern aus den Fingern und um die nächste Biegung verschwunden. In stetem Trab lief sie den Schmiedeberg aufwärts; einmal fiel sie hin und fürchtete schon, daß der

Topf zerbrochen ſei. Sie nahm ihn aus dem Korb, und es kam ihr im Zorn und vor Scham der Gedanke, ihn gegen den nächſten Baum zu werfen. Sie dachte dann aber an die abgezehrte, kümmerliche Frau, die ſie lieb hatte, und ging weiter. — Hinter dem Fuchs ſchlichen in angemeſſener Entfernung die „Jäger“. So leicht ließen die ihre Beute nicht fahren!

Inzwiſchen war es dunkel geworden. Sie kam an der Schmiede vorbei, blieb ſtehen, getraute ſich aber nicht mit ihrer beſchämenden Arbeit hier zu beginnen. Meiſter Buſtedt ſtand noch am Ambos. Im Schuppen ſchalt ein Knecht mit kräftigen Flüchen ſeine beiden Pferde Schinner und Racker, weil ſie nicht ſtill ſtehen wollten. Das waren Ottſen's Füchſe, deren Hufeiſen ſcharf gemacht wurden; wahrſcheinlich ſollten ſie morgen, am Neujahrstag, vor den Schlitten.

Vom dunklen Hintergrunde der rußigen Eſſe hob ſich die rote Glut des Schmiedefeuers ab, aus dem die Funken des ſchweißenden Eiſens wie Sternſchnuppen umherſpritzten. Jedesmal, wenn der Meiſter den Blaſebalg anzog, und der Atem aus der weiten Lunge des alten ledernen Gehilfen keuchend durch die dunkel glühende Kohlendecke fuhr, lohten züngelnd die gelben Flammen auf, und ein rötlicher, heller Schein huſchte durch die angelehnte Tür über die weiße Schneedecke der Straße. Die Augen des Schmiedes folgten dem Licht, er ſah und erkannte die kleine Geſtalt, die, in ein altes, zerriſſenes Umſchlagtuch gehüllt, unſchlüſſig ihm zuſchaute. — Da dachte Meiſter Buſtedt an die Zeiten,

wo er als wandernder Handwerksburſche ſich ſelbſt nach einem warmen Feuer, einem Mund voll warmen Eſſens und einem warmen Wort geſehnt hatte: „Meta, komm' mal her!“ rief er.

Langſam kam ſie heran und blieb in der Tür ſtehen.

„Was willſt Du denn heute abend noch hier?“ fragte er, ein gutmütiges Lächeln flog über ſein ſchwarzes Geſicht.

Sie ſagte nichts, ſie blickte nur beſchämt vor ſich hin. Er aber ſah den leeren Korb und dachte ſich das Weitere.

„Mutter!“ rief er.

Als keine Antwort kam, nahm er den Handhammer und ſchlug auf dem Horn des Amboſſes ein paarmal nacheinander einen harten und zwei leichte Schläge. Das klang hell durchs Haus und war ſeiner Frau ein wohlbekanntes Signal. Es bedeutete: „Hitz! Hitz!“ Meiſter Buſtedt hatte nämlich keinen anderen Geſellen als den ledernen, der das Feuer anblies. Wenn jemand nach Feierabend mit Arbeit kam, ſo pflegte er mit dem Daumen auf den Blaſebalg zu deuten und zu ſagen: „Mein Geſelle mag nicht mehr!“

Wenn aber Not am Mann war, wenn er „Hitz“ hatte und zwei größere Stücke zuſammen ſchweißen mußte, wobei er dann mit jeder Hand eins auf dem Ambos hielt, dann mußte ſeine Frau den Vorhammer nehmen und draufſchlagen.

„Nanu, kann man heute abend nicht einmal in

Ruhe seine Förbchen backen?“ sagte sie halb ärgerlich, halb lachend und griff zum Hammer.

Er aber drehte nur die Zange im Feuer herum, daß die andere Seite des Eisens in die rechte Glut kam: „Laß man, Marie, hier werde ich schon allein fertig; aber dort kannst Du helfen!“ Und er deutete nach der Tür. Sie begriff schnell, wie es gemeint war. „Ich komme gleich wieder, Kind!“ rief sie und lief in die Küche.

„Mach' nur zu, Meister, daß Du fertig wirst!“ brummte Thomas Ottsens Knecht, der zur Hintertür hereingekommen war. „Mach' fix zu, sonst essen sie zu Hause alle Reisgrütze aus und ich krieg' nix!“

„Laat Di man Tied!“ sagte Meister Burstedt gemütlich, „Du wirst noch leicht satt!“

„Was will denn die da?“ fragte der Knecht.

„Wat geit Di datt an?“ war die Antwort.

„Das ist ja der Fuchs aus der Birkkate!“ Er lachte verächtlich.

Die Frau war wieder gekommen, sie legte dem Kinde ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen in den Armkorb und gab ihm einen warmen, runden Pfannkuchen in die Hand. Meta Norgaardt dankte schüchtern und wollte gehen. „Halt!“ rief der Schmied. „Wünsch' mir erst noch Prost Neujahr!“ Dann griff er in die Westentasche und gab ihr einen Schilling. „Is gut! Is gut!“ wehrte er den Dank ab. Sie ging.

„Gottverdammi!“ fluchte der Knecht. „Du

ſcheinſt viel Geld zu verdienen, daß Du die Lumpen und Faullenzer fett machſt."

„Wat geit Di datt an?" war wieder die Antwort des Schmieds.

„Solche Bande ſoll arbeiten und nicht betteln!" ſchrie der Knecht.

„Sag' das dem Vater, Menſch! Laß aber das arme Wurm in Ruh'!" donnerte nun der Schmied, und als er ſah, daß ſie ſchon weit genug fort war, ſetzte er hinzu: „Was kann die Deern denn dafür, daß der Vater ſäuft und dem lieben Herrgott den Tag wegſtiehlt? Sie und ihre Mutter ſind kümmerlich genug daran."

„Mit der Mutter iſt auch nichts los", fiel der Knecht ihm in die Rede.

„Kennſt Du ſie oder ſchwatzt Du bloß nach, was andere Leute reden?" fragte der Meiſter ſcharf. Der andere ſchwieg, da fuhr er fort: „Ich will Dir mal die Sache erzählen, ich weiß das. Ich habe die Frau früher gekannt, als ich noch Schmied auf Geltinghof war, damals war ſie Kindermädchen. Da hat man ſie verwöhnt, denn die Barons ſind freundliche und gute Leute. Und da hat ſie den Norgaardt kennen gelernt. Der war damals noch ein ſtaatſcher Kerl, der helliſch mit Frauenzimmern umzugehen wußte. Sie war mit ihrem rötlichen Haar und ihrem hellen Geſicht eine, die einem wohl gefallen konnte, und der Norgaardt meinte, weil ſie gut dort angeſchrieben ſtand und ſich nett zu benehmen wußte, daß ihm das auch gut zu ſtatten kommen könnte, wenn er ſie heiratete.

Man hat ſie genug gewarnt vor dem Kerl. Aber wie es denn ſo geht, da hat ſie erſt recht ihn haben wollen. Und ſo iſt ſie in ihr Elend hineingelaufen. Armes Weib, nun iſt ſie ſchwach und krank und leidet ſeit Jahren auch an Krämpfen. Kein Wunder bei dem Leben und der Behandlung! — Aber ſie hält das Kind ſo ordentlich wie ſie kann, und von ihr lernt ſie nur Gutes. Aber er! — Na, wenn ich ihn mal bei Gelegenheit in die Finger kriege, dann gibt es was. Dann gibt es was aus der Armenkaſſe!“ — Und dabei ſtreifte er die Hemdsärmel auf und zeigte den muskulöſen Arm. — „Dann gibt es was aus der Armenkaſſe, für alt und für neu! Und das kann ſich jeder merken!“

Der Knecht ſagte gar nichts mehr, als er dieſe Anſtalten ſah.

Das Eiſen ſprühte Funken aus der Glut, denn der Meiſter hatte im Eifer der Rede kräftig den Blaſebalg gezogen, nun zog er die Zange heraus, warf im Schwunge dem Knecht die ſprühenden Schlacken vor die Füße und hämmerte mit mächtigen Hieben auf dem Ambos ein Hufeiſen zurecht.

Meta Norgaardt war weiter gegangen; die Schmiedeleute waren freundlich zu ihr geweſen, das machte ſie etwas ruhiger und zuverſichtlicher.

Sie kam nun an das Haus, wo der alte Schuſter Tramm wohnte. Er hatte nicht viel zu ſchuſtern und daher auch nicht viel zu brechen und zu beißen, denn an den Wochentagen lief alles auf Pantoffeln oder Holzſchuhen und nur am Sonntag und bei beſonderen

Gelegenheiten wurden Stiefel angezogen. Das waren in dieſer Winterzeit kräftige Schmierſtiefel, die mit Tran geſchmiert wurden und nicht ſo leicht aus den Fugen gingen. Flickarbeit gabs alſo nicht viel, und das neue Fußzeug machte Johann Hanſen in Kronsgaarde. Er mußte ſich mit Steingutnieten oder Kitten und mit Haarſchneiden etwas mit hinzuverdienen, denn zur Feldarbeit war er zu alt und ſtackelig. Seine Frau verdiente ein bischen mit Spinnen. Aber als arme Leute wußten ſie, wie es armen Leuten zumute iſt, und teilten gerne ihr Brot mit den Bittenden.

Meta klinkte leiſe die Pforte auf und ging mit vorſichtigen Schritten, die Pantoffeln an die Hacken gezogen, ans Fenſter. An der einen Seite konnte ſie am vorgehängten Bettlaken vorbeiſehen in die Stube. In einem Holzleuchter mit dickem, vierkantigem Fuß brannte das Talglicht, es warf ſeinen gelblichen Schein auf das runzelige Geſicht und die großen Brillengläſer des alten Tramm. Er las ſeiner Frau etwas vor aus einem alten Kalender, dem wohlbekannten „Schleswig-Holſteiniſchen gemeinnützigen Almanach“. Meta hörte die ſtockenden Worte ſeiner hohen, dünnen Stimme, die das Surren des Spinnrades übertönten.

Sie klinkte dann die Haustür auf, leiſe, daß man ſie nicht hörte. Ganz leiſe ließ ſie die Klinke wieder in die Vorlage fallen. Der Schuſter drinnen hörte zu leſen auf, es war ganz ſtille. Hatte man das Geräuſch gehört? — Da blieb Meta keine Zeit

zum Zögern, ſchnell faßte ſie das verhaßte Inſtrument und ſang zu den brummenden Tönen die eintönige Melodie des alten Volksreimes:

„Fruken maak de Dör opp,
De Rummelpott will in;
Dor kömmt en Schipp von Holland,
Dat hett ſo moje Wind.
Schipper, wiſt du wieken,
Bootsmann wiſt du ſtrieken,
Sett en Segel opp dien Topp
Un giff mi wat in min Rummelpott!"

Während das Lied erklang, war von drinnen die Stubentür aufgemacht, und neugierig, wer ihnen, den armen, alten Leuten, dieſe Ehre antun könne, ſchaute der Schuſter über die Meſſingbrille hinweg auf die Diele hinaus. Da erkannte er, in die dunkelſte Ecke gedrückt, Meta Norgaardt. Als das flackernde Licht der Kerze auf ihr Geſicht fiel, da zitterte ihre Stimme, ſie ſchlug die Augen nieder auf die ausgetretenen Steine des Fußbodens und regte ſich nicht.

„Mutter, das iſt die kleine Rote von der Birk", rief der Schuſter, als er ſie im Dämmerſchein erkannte. Dann ſtanden beide Schuſtersleute auf der Türſchwelle.

„Komm herein, lütt Deern", ſagte die alte Frau freundlich. „Komm man herein, brauchſt Dich nicht zu ſchenieren, wir ſind ja man zwei arme, alte Leute. Komm man her!" — Damit faßte ſie Meta an der Hand und zog ſie hinein in die Stube.

„Wir haben heute ein bißchen Kaffee gemacht und ein bißchen Honig haben wir auch noch von unseren Bienen. Komm, setz' Dich an den Tisch. Bist gewiß verfroren. Sollst gleich was haben!" — Damit trippelte sie fort. Bald stand eine Tasse mit Zichorienkaffee auf dem Tisch und ein Stück Kandiszucker lag dabei; das nahm man in den Mund und trank dann den Kaffee. So gehörte es sich. Dazu gab es ein Stück Schwarzbrot, mit Honig dick bestrichen.

„Vielen Dank!" sagte Meta etwas verlegen, langte aber gleich zu.

„Iß man und laß Dir Zeit! Es ist doch noch zu früh, ins Dorf zu gehen, die Bauern haben noch nicht zu Abend gegessen", meinte der Schuster. „Ich bin als Junge auch mit dem Rummelpott gegangen. Da ist nichts bei los. Damals gingen die meisten Jungen damit bei den Bauern herum. Und jeder, bei den man kam, freute sich und gab einen Bankschilling oder einen Sechsling und dann gab es auch noch ein Ende Wurst oder ein Stück Speck dazu. Das war 'n Spaß!"

„Ich mag nicht gern gehen, mein Vater sagt, ich soll!" wandte Meta ein.

„Na ja, für Deerns ist da ja nicht so viel Spaß bei", meinte denn auch der Schuster. Nach einer Weile setzte er aber begütigend hinzu: „Aber es macht doch nichts!" — Dann schwiegen alle. Der Alte machte sich mit dem Licht zu schaffen, das zu schwelen anfing, weil es schon kurz geworden war.

Deshalb nahm er es aus dem Leuchter heraus und ſteckte es auf den „Profit“, dort konnte es ſo lange brennen, bis das letzte Endchen des Dochtes umfiel. Seine Frau aber ging in die Küche, um ein neues Licht aus der Form zu holen, denn ſie hatte nachmittags zwei gegoſſen. Als ſie wieder hereinkam, fragte ſie Meta: „Was haſt Du ſchon in Deinem Korb?“ und nahm ihn in die Hand, als wenn ſie nachſehen wolle, was da drinnen ſei.

„Noch nicht viel“, ſagte dieſe. „Ich fang' erſt an!“ Dann trank ſie den Reſt des wärmenden Getränks aus, ſtellte die Obertaſſe umgekehrt auf die Untertaſſe, um in üblicher Weiſe anzuzeigen, daß ſie nicht darauf rechne, zu einer weiteren Taſſe genötigt zu werden. „Ich danke auch vielmals! Proſt Neujahr!“ Damit ging ſie. Erſt als ſie draußen das Tuch wieder über dem Korb zurecht zog, merkte ſie, daß die alte Frau ihn nicht aus Neugier in die Hand genommen hatte, ſondern daß ſie von dem Speck, der morgen zum Langkohl ſollte, ihr ein Stückchen abgeſchnitten und hineingelegt hatte.

Das war ein guter Anfang. Inzwiſchen war es ganz dunkel geworden. An Hans Knudſens Haus ging ſie vorüber, denn ſie fürchtete ſich vor dem Hund. Dann kam ſie an den Dorfkrug von Jens Lewetz. Hier in Buddelhoch war alles ſtill. Es war überhaupt nicht viel los in der Wirtſchaft, denn zu jener Zeit gab es auf dem Lande noch kein Lagerbier und die Bauern gingen — mit wenigen Ausnahmen — nicht gern zu Krug.

Lewetz hatte aber gleichzeitig eine Hökerei und etwas Landwirtschaft. Er handelte mit allem, was man auf dem Lande braucht und nicht selbst sich beschaffen kann, mit Sirup und Tran, mit Kleiderstoffen und Holzpantoffeln, mit Eisendraht und schwarzen Töpfen, und doch war sein Laden nur 12 Fuß im Viereck. Er führte eben nur die gangbaren Sorten und Artikel, und wenn jemand etwas forderte, was er nicht hatte, dann sagte er: „Grade hat Stine Petersen — oder Hans Asmussen — den letzten Rest davon geholt. In ein paar Tagen kriege ich von Hamburg wieder was.“ — Und dann besorgte er das Gewünschte aus Gelting oder Cappeln.“

Als die Türglocke ausgebimmelt hatte, fing Meta sofort ihre Musik an, gleich darauf öffnete sich aber auch die Tür nach der Gaststube, und Fritz Lewetz, der erwachsene Sohn des Wirtes, schaute hinaus. Aus dem Hintergrunde hörte man eine laute, lallende Stimme:

„Herein mit die Musikanten! Herein mit sie!“

„Komm ein!“ sagte Fritz.

Zögernd folgte das Mädchen, schüchtern und stockend sang sie weiter.

„Ist das die ganze Neujahrsmusik?“ schrie ein Mann mit rotem Gesicht, der einzige Gast, der da war.

„Mehr sind da nicht!“ bestätigte Fritz.

„Deern, sing' noch mal ein Lied, ein anderes

Lied aber!“ Der Mann trank ſein Grogglas leer. „Fritz, noch einen! Nich too veel Water!“

Meta ſchwieg. Da ſchlug er wütend auf den Tiſch, das der Tabakskaſten tanzte. „Verdammte Deern, willſt Du gleich ſingen! Zu was lauft Ihr denn zu Lorenzen in die Schule?!“

Da fing ſie das Neujahrslied aus dem Geſangbuch an, das ſie in der Schule ſangen:

„Das Jahr, das nun vergangen iſt,
Das danken wir Dir, Jeſus Chriſt!
Du haſt uns ſchon ſo manches Jahr
Bewahrt vor Elend und Gefahr.“

„Man weiter„, lallte der Trunkene, ſtützte den roten Kopf in die Hand und ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen vor ſich hin.

Meta ſang weiter, ihre Stimme wurde ſicher und feſt. Sie ſang den zweiten und dritten Vers und wollte aufhalten.

„Weiter!“ ſchrie der Mann am Tiſch, holte einen Doppelſchilling aus der Taſche, warf ihn auf den Tiſch und ſchrie nochmals: „Weiter!“. Sie ſang:

„Hilf uns den Laſtern widerſtehn
Und Deine Wege freudig gehn;
Beſtrafe Herr, durch Dein Gericht
Des alten Jahres Sünden nicht!“

Voll und hell klang ihre Stimme, wie in der Schule.

Thomas Ottſen, der Beſitzer von Schnarſtruphof, war es, der hier ſeinen Neujahrsabend auf ſolche Weiſe verlebte. Er war ein tüchtiger Mann, der

ſeine Sache verſtand, aber er war ein Quartalstrinker. Wer ihn während ſeiner ruhigen Periode traf, der konnte ſich gar keinen Begriff davon machen, was die krankhafte Leidenſchaft aus dieſem Manne machte.

In ſeinen guten Tagen ſtand er morgens in der Frühe ſchon auf und ſah nach, daß die Pferde ihren Putz und ihr Futter, und daß nachher auch die Knechte ihr Recht bekamen. Damals gab es noch Milch und Buchweizengrütze als erſte Frühkoſt in der Leuteſtube. Daneben ſtand das mächtige eigengebackene Schwarzbrot auf dem Tiſch, davon konnte ſich jeder ſchneiden, ſo viel er wollte. Aber Butter mußte er aus der eigenen Doſe nehmen, denn die bekam er wöchentlich zugewogen. Thomas Ottſen hielt feſt an den alten Regeln und Gebräuchen. Von Kaffee wollte er nichts wiſſen, der gab keine Kraft in die Knochen. Er ſelbſt aß jeden Morgen ſeine Grütze. Wochen lang arbeitete er fleißig, dann aber wurde er plötzlich unruhig, lief planlos in Haus und Hof umher, und ſeine Leute konnten ihm gar nichts recht machen. Er kämpfte dann mit dem unheimlichen Geiſt, deſſen Nähe er fühlte. Zuweilen blieb er Herr, meiſt aber unterlag er und wurde ein willenloſes Opfer des Dämons. Dann ließ er den Wagen anſpannen und fuhr los. Früher hatte er es noch gelitten, daß ſeine Frau mit kam. Die Unruhe trieb ihn in andere Geſellſchaft, man machte Beſuche bei Freunden und Verwandten, und dann wurde L'hombre geſpielt; aber abends kam „de

Mock" auf den Tisch. Es wurde starker Grog getrunken. Thomas Ottsen hielt sich bei Verstand; mitten in dieser Gesellschaft fiel er nicht ab. Aber am anderen Morgen, dann stand er ganz früh auf. Wenn alles noch schlief, holte er aus der Speisekammer die Flasche mit „Bommerlunder"; dann brauchte er kein Glas. Nachher, gegen Mittag oder Abend, ließ er anspannen, um nach Gelting oder Bobeck oder Cappeln zu fahren, dann durfte aber seine Frau nicht mit, dann hieß es: „Ich habe Geschäfte, die ich allein besorgen will!" So hieß es nun schon jeden Tag zwischen Weihnachten und Neujahr, so hatte er heute mittag gesagt, als er nach Lewetz fahren wollte.

„Laß mich mit. Ich kann ja so lange nach Müller Petersens gehen", bat sie freundlich und besorgt.

„Du willst wohl aufpassen, daß ich nicht so viel Geld ausgebe?"

„Nein, Thomas, gewiß nicht. Ich möchte nur gern ein bißchen mit."

„Hast Du das Geld mitgebracht oder habe ich es gehabt? Du hast nichts gehabt!" schrie er.

„Aber Thomas, ich meinte doch nur — — —"

„Dummer Schnack, ich brauch' keine Aufpasserſche. Ich komme allein rechtzeitig nach Hause. Du bleibst hier und siehst nach der Wirtschaft! — Niklas soll anspannen!"

Dann ging er auf einem Umwege an die Schatulle, kramte in seinen Papieren herum, als wenn er etwas suchen müßte, und nahm eine Handvoll

Taler aus dem oberen Fach. Die steckte er vorsichtig, daß sie nicht klapperten, in die Tasche, denn ein schlechtes Gewissen hatte er doch! — Nun gings los, von Dorf zu Dorf, von einer Wirtschaft in die andere, Thomas Ottsen trank Grog, und wer gerade in der Wirtschaft war, der trank mit. Die Leute, die er hier bei Lewetz traktiert hatte, waren aber doch gegen Abend einer nach dem anderen vorsichtig durch die Hintertür hinausgeschlichen, und der „Wohltäter" saß nun in Zorn und Ärger, allein mit seinem Gewissen und seiner Unruhe!

Niklas Steffen, sein alter Kutscher, saß währenddessen bei Lewetz in der Leutestube, er trank auch Grog, das hatte er bei dem vielen Herumfahren und Warten in und vor den Krügen gelernt. Niklas erzählte Geschichten und „Fahrten" von seinem Herrn, sein Gesicht glühte und die Zunge wurde ihm dabei trocken. Aber Fritz Lewetz sorgte dafür, daß er nicht zu verdursten brauchte.

„Nimm Dich nur in acht, daß Ihr heil nach Hause kommt", neckte das Dienstmädchen, Liese Witt. „Einer von Euch beiden muß doch bei Verstand bleiben."

„Ich kann trinken und ich kanns auch lassen", prahlte Niklas und schlug sich mit der Hand auf seinen Bauch. „Hier, hier kann ichs lassen."

„Wenn sie beide den Weg nicht mehr wissen, dann finden die Pferde auch so nach Hause", lachte der Dienstjunge, der Hausknecht spielte, wenn Fuhr-

werk einkehrte. „Ich hab' ihnen eben noch einen Eimer Waſſer gegeben, das hält den Kopf klar."

„Für Dich iſt es das beſte", ſagte Niklas barſch. „Fritz Lewetz, ſoll ich noch ein Glas Grog haben?"

„Dein Herr iſt wieder ſchön in der Fahrt", meinte Stiene Witt.

„Der kann nicht anders, der muß!"

„Er iſt doch ſein eigener Herr, er braucht es doch nicht."

„Das verſtehſt Du nicht, Deern, das iſt 'ne Krankheit."

„Bi de Herrn is dat 'ne Krankheit", ſagte trockenen Tones der alte Tagelöhner Claus Niſſen, der am Ofen ſaß und aus der kurzen Holzpfeife Tabak mit Roſenblättern rauchte. — „Wenn awers en Daglöhner ſo watt hett, denn is dat en Swinegel." Er blieb ganz ernſt dabei. Niemand wußte, wie das gemeint war.

„Bei unſerm Herrn iſt das 'ne Krankheit, das iſt ganz gewiß", wiederholte nach einer kleinen Weile Niklas. „Es iſt gut, daß der Junge heranwächſt. Fünf Jahre weiter, dann kann er die Stelle wohl ſchon übernehmen. Der Alte geht dann auf die Abnahme. Das wird das beſte ſein."

„Das Trinken vererbt ſich auf die Kinder, ebenſo wie die Hofſtelle!" ſagte Claus Niſſen. „Auf Starumhof ſind die Laurenzens daran zugrunde gegangen und hier wirds ebenſo gehen."

Da ſchlug Niklas mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten und rief: „Das

iſt nicht wahr! Der Junge hat gutes Blut, der wird noch mal ein Herr, vor dem Ihr alle die Mütze abzieht."

„Wollen's abwarten!" knurrte der Tagelöhner.

Niklas aber fuhr fort: „Der Alte muß nun mal ſo verſchliſſen werden, wie er einmal iſt. Da wird nicht viel mehr an zu machen ſein. Früher hat er den Doktor dafür gebraucht, den alten, dicken Doktor Theden in Flensburg. Das war eine ſpaßige Geſchichte mit dem, das muß ich Euch noch mal erzählen. Ich weiß das ganz genau, denn ich habe ihn damals immer nach Flensburg gefahren. Der alte Doktor Theden trank nämlich auch gern einen. Als Thomas Ottſen nun zum erſten Male zu ihm kam und von ſeinem Leiden erzählte, daß er immer ſo 'ne Unruhe hätte und dann hinaus müſſe aus dem Hauſe, da kuckte ihm der Doktor ſcharf ins Geſicht und ſagte: „Ja, lieber Mann, Sie trinken wahrſcheinlich Branntwein. -- Zu viel Schnaps trinken Sie!"

Das mußte der Alte denn zugeben, und der Doktor verbot ihm das. „Sehen Sie mich an", ſagte er. „Ich bin auch kein Koſtverächter, aber Branntwein trinke ich niemals. Ich trinke nur mein Glas Grog aus gutem Rum oder Arrak. Das muß man haben, das bekommt auch gut. Das müſſen Sie auch ſo machen. Sie haben ja das Geld dazu. Aber keinen Schnaps, pfui Deubel über das Zeug!"

Na, das merkte ſich mein Alter, und als wir nach

Hause fuhren, da hatten wir ein paar Kisten Rum und sonst noch allerlei guten Kram im Wagen.

Das dauerte dann aber gar nicht lange, da war Thomas Ottsen wieder in Suus, und nun fuhr er nicht mehr in den Dorfkrügen umher, sondern nach Cappeln, da sei der Rum besser, meinte er. Das konnte er ja alles haben. Aber ich hatte meine Last, daß ich ihn abends mit nach Hause kriegte. Und das wurde immer schlimmer, so daß wir ein paarmal nachts dablieben. Da kriegte denn die Frau ihn mal an einem Morgen, wo er nach so einer Tour ganz klein und weich war, ordentlich vor, daß er sich entschloß, wieder nach Flensburg zu Doktor Theden zu fahren.

Sobald mein Thomas Ottsen den Kopf durch die Tür steckt, ruft auch schon der Doktor: „Na, da sind Sie ja wieder, gedacht habe ich mir das schon, daß Sie wieder kämen. Na, wie geht's denn?" — „Schlecht!" sagte der Alte und erzählte, wie es ihm gegangen sei.

„Ja, sehen Sie mal, wie das so ist mit der Wissenschaft", erklärte ihm nun der Doktor. „Früher meinte man, daß der Rum besser sei als der Branntwein, und da habe ich das auch geglaubt. Aber sehen Sie, die Wissenschaft schreitet vorwärts, vor allem steht die ärztliche Wissenschaft nie stille, und nun hat sie herausgefunden, daß der Rum und der Arrak und der Grog ebenso schlimm sind als der Branntwein, als der Bommerlunder, der doch auch aus reinem Korn gebrannt ist. Ich selbst bin —

ha, ha, ha! — ein Opfer der Wiſſenſchaft. Ich trank auch zu viel Grog. Ich tue das nicht mehr, und Sie müſſen das auch aufgeben. Sie ſind ja ein reicher Mann, ſoviel ich weiß. Trinken Sie Rotwein oder ein Gläschen guten Portweins, das iſt „reine Natur“, das ſtärkt den Geiſt und erfreut das Herz. Davon trinkt man denn auch nicht leicht zu viel.“

Thomas Ottſen bezahlte, was er für den guten Rat ſchuldig war, und wir fuhren wieder nach Hauſe. Dieſes Mal hatten wir einen kleinen, netten Poſten Wein hinten im Wagen.

Nun dachte ich wirklich, daß es beſſer würde, denn Wein iſt doch immer Wein, und kein ſo'n Zeug, das die Kröger zuſammenmiſchen. Das wächſt doch in der Natur. Ich kann Euch aber ſagen, als ich das erſte Mal wieder mit ihm in Cappeln war, da ſtanden mir die Haare zu Berge. Es war man gut, daß er ſich die Taſche voll Taler geſteckt hatte, und daß der reiche Thomas Ottſen Kredit hatte, denn ſonſt hätte er wohl Wagen und Pferde da laſſen müſſen. So ging das noch ein oder zwei Mal, da ließ er eines Morgens in aller Frühe wahrhaftig wieder anſpannen, um nach Flensburg zu Doktor Theden zu fahren. — Zu dem Kerl wäre ich doch nicht wieder gegangen! Na, wir haben die Fahrt auch umſonſt gemacht. Als wir in Flensburg ankamen, hörten wir ſchon bei Dowe-Hanſen, wo wir ausſpannen, daß Dr. Theden verreiſt ſei, er müſſe ſelbſt eine Kur durchmachen, ſagten die Leute. Das muß 'ne böſe Kur oder doch

'ne böſe Krankheit geweſen ſein, denn nach einiger Zeit hörten wir, ſie hätten ihn begraben."

„Und was machte Euer Herr dann?" fragte der alte Tagelöhner mit ſpöttiſchem Ton.

„Er hat noch allerlei gebraucht, wenn er merkte, daß die Tour kam, das nützt aber alles nichts. Da kann keiner gegen an, das iſt 'ne Krankheit, die die Doktors auch nicht kurieren können. Aber er geht da fürchterlich gegen an, und das hilft zuweilen doch etwas. Ich bin aber bange, wir kriegen böſe Tage jetzt wieder!"

„Wißt Ihr wirklich nicht, woher das kommt?" fragte Claus Niſſen und ſah mit lauerndem Blick einen nach dem anderen an. Sie ſchüttelten die Köpfe.

„Und was weißt Du denn davon, Du Wichtigmacher?" rief Niklas Steffen ärgerlich.

„Vielleicht mehr als Du. Aber man darf wohl nicht davon reden, wenn Du dabei biſt. Du gehörſt ja mit zum Hof. Biſt ja ſo'n Stück Hofinventar."

„Wichtigmacher!" wiederholte Niklas.

„Erzählen!" riefen die anderen.

Claus Niſſen ſteckte ſich erſt die Pfeife an und ließ ſich noch etwas bitten, dann warf er ihnen erſt mal einen Brocken hin:

„Das Kluwenmoor, wißt Ihr, hat früher nicht zum Schnarſtruphof gehört; was der Großvater von Thomas Ottſen iſt, der hat es den Solſtrupern abgeſchworen."

„Was ſagſt Du da?" — „Was hat er ab-

geſchworen?" — Sie ſteckten die Köpfe zuſammen. Es wurde ganz ſtill in der Stube, den Atem konnte man hören und das Schnurren der Katze, die auf Lieſe Witts Schoß lag und den Kopf an ihrem Arm rieb.

„Ich will nichts geſagt haben", verſicherte der Tagelöhner wieder und ſchielte nach Niklas Steffen hinüber. Der ſtierte halb ärgerlich, halb neugierrig in ſein Grogglas. — „Minſch, vertell doch mal!" ermunterte ihn nun auch Fritz Lewetz. „Ick hal Di ock en Glas Grog." Das entſchied.

Als das dampfende Grogglas vor ihm ſtand, fuhr der Erzähler fort: „Da iſt auch kein Geheimnis bei, und ſo viel iſt gewiß, den Solſtrupern hat das Moor früher gehört, und ſchwören hat er darum müſſen. Alte Papiere, ſagen ſie, hat er gefunden; damit iſt er aufs Moor gegangen und hat gemeſſen und hat dann einen alten Pfahl ausgegraben und hat geſagt, das ſei früher der Grenzpfahl geweſen und ſei auch jetzt noch der richtige. Natürlich hat der Solſtruper Herr ihn ausgelacht, der alte Ottſen aber iſt nach Cappeln gefahren zu Gericht und hat die Papiere vorgelegt und hat geſagt, daß die Grenze anders gelegen hat, und das ihm das Moor gehört bis an den Pfahl.

Ein paar Jahre haben ſie ſich denn herumgeſtritten um das Moor, auf das früher keiner was gegeben hat. Nun waren ſie wie die Hunde, die ſich um den Knochen beißen. Der alte Ottſen war aber nu doch ſo'n pinniger Kerl, der keinem was gönnte und

alles zusammen schrapte, was er kriegen konnte. Zuletzt ist das Gericht herausgekommen nach dem Kluvermoor und hat alles besichtigt, und dann hat der alte Ottsen da an Ort und Stelle beschwören müssen, was er von früher her noch wußte, und daß der Grund und Boden, auf dem er nun stand, ihm gehörte, so wahr ihm Gott helfe und sein heiliges Wort!"

Claus Nissen trank sein Glas Grog aus. Alle machten sie bedenkliche Gesichter, nur Liese Witt rief: „Na, wenn er das so gewiß wußte, konnte er das ja auch gerne tun."

„Sooo?" sagte Claus und dehnte das Wort so lang aus, daß jeder merkte, es stecke noch was dahinter.

„Ja warum denn nicht?" fragte Niklas.

„Ich will nichts gesagt haben", versicherte Claus, aber der Grog gab ihm wieder einen Stoß und gleich darauf fuhr er fort: „Soviel sag' ich doch: rein und richtig ist die Sache nicht gewesen!" Dann steckten sie die Köpfe zusammen, denn er dämpfte die Stimme, als er fortfuhr: „Eine alte Frau, die am Noorgraben Dreiblatt suchte, hat gesehen, daß er am Morgen früh, ehe er den Eid leistete, auf seinem eigenen Moor stand und sich da Erde in seine Holzschuhstiefel füllte. Nachher hat er denn geschworen, daß der Boden, auf dem er steht, ihm gehört."

Sie sahen einander an und wußten nicht, was sie sagen sollten, endlich rief Fritz Lewetz laut: „Das ist ein Meineid!" Dem Dienstjungen lief es eiskalt am Rücken herunter, ein Meineid war ihm das

schrecklichste Verbrechen, das es gab. Liese Witt fragte ängstlich: „Ist ihm denn nicht nachher die Hand aus dem Grabe gewachsen?“

„Dumme Deern!“ brummte Claus Nissen, „glaub' doch nicht so'n Kram. Ganz was anderes ist passiert. Ich will aber nichts gesagt haben, denn eigentlich glaub' ich auch sonst nicht an sonne Hexengeschichten, aber hier muß doch was dran sein, denn ich habe alte Leute gekannt, die das ganz gewiß wußten.“

„Na, denn raus damit, man nicht so ängstlich, ich bring' Dir noch ein Glas Grog, von dem Guten aus der Ecke, von dem Thomas Ottsen trinkt“, ermunterte Fritz Lewetz. So lange wartete Claus noch, bis das Glas vor ihm stand, dann tat er einen langen Zug und fuhr fort:

„An demselben Abend — es war gerade schöner Mondschein — ging der alte Ottsen nochmal hinaus nach dem Moor, stellt sich an den neuen Grenzpfahl und freut sich. „All mien!“ sagt er. Da hört er mit einem Male hinter sich einen laut lachen. Er dreht sich um, sieht aber keinen Menschen. Nur am Torfhaufen, dicht neben dem Heck, sieht er einen großen, grauen Fuchs stehen, der pliert ihn an. Der Alte nimmt eine Torfsode auf und schmeißt nach dem Fuchs. Was meint Ihr wohl, was der nun tut? — Der Fuchs reißt nicht aus, nein, er bleibt ruhig sitzen, und als der Alte herangeht, macht er 'nen krummen Buckel, steht auf, zeigt die langen, spitzen Zähne und knurrt. Da reißt der Bauer einen Zaun-

pfahl heraus, geht auf das Vieſt los und ſchlägt zu. Der Pfahl fährt in den weichen Grund — der Fuchs iſt zur Seite geſprungen, fletſcht die Zähne und heult ihn an. Hinter ſich hört er aber nun wieder das höhniſche Lachen. — — Da kriegt er es mit der Angſt und läuft weg. Hinter ihm her, in der Luft, heult und lacht es fürchterlich, und der Fuchs ſchnappt ihm immer nach den Beinen. Er rennt und rennt, alles was er kann, über Wälle und Gräben geht es. Wie vom Teufel geritten kommt er endlich auf ſeinem Hof an, reißt die Haustür auf, wirft ſie ins Schloß und ſtößt den Riegel vor — — Dann ſackt er auf der Diele zuſammen. Draußen hört man noch einen furchtbaren Schlag gegen die Tür ballern, dann iſt alles totenſtill."

„Na, denn biſt Du ja auch woll zu Ende mit Deinem Lügenkram", ſagt nun ganz trocken Niklas Steffen. „Ich glaube nicht an Spökelsgeſchichten, das iſt was für alte Weiber."

Claus Niſſen lachte höhniſch. „Ich bin ja, Gott ſei Dank, nicht dabei geweſen, aber der alten Weberſch ihre Mutter hat am anderen Tag die Tür geſehen und ſie hat oft genug erzählt, daß fünf Finger: Tatzen mit langen Krallen, neben der Klinke auf der Türfüllung eingebrannt geweſen ſind. Die Stelle hat man nicht wegkriegen können, ſie hat ſich immer wieder durch die Farbe durchgefreſſen. Zuletzt hat der Tiſchler eine neue Füllung einſetzen müſſen, und darauf hat er ein Kreuz eingeſchnitten, das hat der Paſter geraten, dem ſoll der Bauer von dem Spuk

erzählt haben. Aber von der Moorerde in den Stiefeln hat er ihm nichts gesagt. Geholfen hat aber das heilige Zeichen und das Kreuz sitzt noch auf der Tür! Ich hab's noch gestern gesehen, und Du kannst es Dir heute abend auch noch mal ankuken, Niklas Steffen!"

Da waren sie alle ganz stille. Der Erzähler aber trank bedächtig sein Glas leer und fuhr dann fort: „Der Bauer lag zuerst lange krank und später ist er ein menschenscheuer, stiller Mann geworden, aber immer geiziger und raffiger nach Geld. Jedesmal wenn eben Vollmond gewesen war, dann hatte er nachts keine Ruhe, dann lief er im Hause umher und fühlte an allen Fensterhaken und Türen nach, ob sie auch zu wären. Auch auf dem Moor soll es dann nicht geheuer gewesen sein. Der Fuchs, der große graue Fuchs — wißt Ihr — das war der Teufel selber! — —- — Kein Bauer aber von Schnarstruphof hat seitdem Ruhe, wenn der Vollmond ihm aufs Hausdach scheint."

„All Lögen un Schiet!" fuhr nun Niklas Steffen auf und schlug mit der schweren Faust auf den Tisch.

Der Kater sprang erschreckt von Liese Witt's Schoß, die Groggläser tanzten auf dem Tisch, Niklas stand auf und ging einen Schritt näher an den Erzähler heran. — —- — —

In diesem Augenblick war es, als draußen die Haustürglocke bimmelte. — „Macht keinen Streit!" rief Fritz Lewetz. Alles wurde still. Liese Witt war neugierig, sie klinkte die Tür nach der Gaststube leise

auf, da hörte man den Klang einer hohen, hellen Kinderstimme, der Neujahrschoral klang hinein in den ausbrechenden Streit und dämpfte die aufsteigende Glut. Man drängte sich an die Türspalte heran und lauschte dem Gesange Meta Norgaardts, bis sie zum Schluß kam:

„Bestrafe Herr durch Dein Gericht
Des alten Jahres Sünden nicht!" —

Die Tür war allmählich weiter aufgegangen. sie konnten die Sängerin sehen und auch den einzigen Gast, Thomas Ottsen. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und stierte ins Glas, nur ab und zu flog ein scheuer Blick über den Tisch hinweg auf Meta Norgaardt. Als das Lied zu Ende war, fuhr er auf, so daß das Mädchen sich erschrocken nach der Tür wandte.

„Halt!" schrie Thomas Ottsen, stemmte beide Hände auf die Tischkante und erhob sich schwerfällig. Zitternd blieb die Kleine an der Tür stehen und verfolgte ängstlich mit großen Augen jede Bewegung des Betrunkenen. Schwankend kam er hinter dem alten Eichentisch hervor und machte einen Schritt vorwärts, aber er mußte sich an der Tischecke festhalten. — „Geld! Hier ist Geld in Deinen Rummelpott", lallte er, griff mit der Linken in die Westentasche, holte einen Taler heraus und hielt ihr ihn hin. Sie zögerte. Da grunzte er etwas Unverständliches vor sich hin und warf ihr das Geldstück vor die Füße, daß es klirrend hochsprang und an die Tür rollte. Im nächsten Augenblick erfaßte er das halbvolle Glas

und ſchleuderte es mit aller Kraft an die Wand. „Verfluchter Suff!“ brüllte er und ſtieß mit den Füßen nach den Scherben. Beinahe wäre er hingefallen, doch der alte Lewetz ſprang hinzu und hielt ihn feſt. — „Weg da!“, Thomas Ottſen reckte ſich und ſchüttelte den Arm des Wirtes ab, dann ſchrie er ſo laut, daß es durch das ganze Haus dröhnte: „Niklas, anſpannen! Wi wöllt to Huus!“

Da hob Meta Norgaardt ſchnell den Taler auf und machte, daß ſie weiter kam.

* * *

Bei Jes Peterſen ließ man Meta in die Wohnſtube hereinkommen, da mußte ſie unter hellem Gelächter von Groß und Klein zweimal ihr Lied ſingen. Dann wurden die Knechte und Mädchen hereingerufen und man wollte das Lied noch einmal hören, ehe man ein Geſchenk gab. Meta ſang nun ein ſchwediſches Lied, das ſie früher oft von ihrem Vater gehört hatte: „Du gamla du friska du fjällhöga Nord.“ Die Dienſtboten aber bekamen inzwiſchen kräftigen Punſch von Rum und wurden munter.

„Der kleine Birkfuchs iſt wohl 'ne danske Pige?“ fragte eins der Mädchen halblaut und ſpöttiſch.

„Eigentlich iſt ſie 'ne Baronin“, rief jemand von hinten herüber. Alles lachte, Meta trat das Blut ins Geſicht, ſie ſang aber weiter.

„Was hat ſie denn ſchon alles im Korb?“ fragte ein junger Knecht, trat heran und hob das Tuch hoch, das darüber lag. Meta merkte es nicht. Da nahm er leiſe eine Torfſode aus dem Holzkaſten, der am

Ofen ſtand und ließ ſie unter das Tuch gleiten. Bald folgte eine zweite und dritte. Da wurde der Korb ſchwer. Meta ſah ſich um und ſah in die lachenden Geſichter der Leute. Da griff ſie raſch in den Korb, warf die Torfſoden auf die Diele und drängte ſich durch nach der Tür.

„Haltet den Fuchs am Ohr feſt!“ rief der junge Knecht, „ſie ſoll alles erſt wieder aufſammeln.“ Rohe Fäuſte packten ſie und zogen ſie zurück ins Zimmer. „Erſt aufſammeln!“ ſchrien die Mädchen und zeigten auf die Torfbrocken, die auf der Diele lagen. „Nein, ich tu's nicht!“ ſagte Meta trotzig. Da bekam ſie einen Stoß, daß ſie gegen den Ofen flog. „Ich tu's aber doch nicht! — Und wenn ihr mich totſchlagt, ich tu's nicht!“ Sie knirſchte mit den weißen Zähnen. Im ſelben Augenblick erhielt ſie eine ſchallende Ohrfeige, und zwar vom Bauern Jes Peterſen ſelbſt: „Schmeißt ſie raus, die Betteldeern!“ entſchied er. „So'n Lumpengeſindel will ſich hier noch mauſig machen. Raus damit an die friſche Luft!“

Da trat der erſte Knecht Auguſt Boyſen vor, ein Hüne von Kerl, der einen Sack Weizen unterm Arm tragen konnte, er ſagte laut und ruhig: „Sie hat keine Schuld, Herr, das hier iſt der Schleef, der angefangen hat.“ Er zeigte auf den jungen Knecht. — „Raus!“ ſchrie der Bauer. Da nahm Auguſt Boyſen das Mädchen an der Hand: „Komm' mit mir Meta“, ſagte er, „und der Teufel ſoll den holen, der Dir etwas tut!“ Er führte ſie hinaus.

Als Meta ſich dem nächſten Bauernhauſe näherte,

bemerkte sie am Hoftor eine Schar halbstarker Knechte und Jungen, die mit Töpfen und Scherben bewaffnet waren. Sie beratschlagten anscheinend, was gemacht werden sollte. Meta schlich sich ganz leise und vorsichtig hinter den dicken Stamm einer Pappel und dann nach einer Weile, gedeckt durch diese, rückwärts. Es war nicht geraten, mit der Gesellschaft zusammen zu treffen. Als sie Schritt für Schritt, leise und vorsichtig, das Gesicht dem Feinde zugekehrt, weit genug sich entfernt hatte, schlug sie den Fußsteig nach Gelting ein. Sie lief und lief, eine halbe Stunde lang, und kam dann in eine Gegend, wo man sie nicht kannte. Hier zog sie singend von Haus zu Haus, fand harte und mildtätige Leute, hörte spöttische und freundliche Worte, das ging alles über sie hinweg, sie mußte singen und betteln und so füllte sie ihren Korb mit Gaben.

Als sie spät abends übers Eis des Noors nach Hause ging, stand der Mond hoch am Himmel und beleuchtete ihren Weg. Vom Lande her drang noch dann und wann der dumpfe Knall eines Flintenschusses herüber, denn bis Mitternacht wurde von den Knechten vor den Fenstern geschossen und gelärmt. Aber auch am Strande, hinterm Noor, fiel jetzt ein Schuß und dann noch einer. Das waren nicht die Bauernknechte. Meta wußte das recht gut, das waren wahrscheinlich Hans Boysen von Lesumfeld und dann einer der „Böhmen" aus dem Birkhaus. Die schossen dort des Barons Hasen und legten sie dann in ihre eigene Pfanne.

Zu Hause wollte sie sich leise nach dem Boden schleichen, wo sie in einem Verschlag ihre Lagerstätte hatte, aber die im Zimmer hatten scharfe Ohren, sie hörten die Tür gehen, und Jens Norgaardt schrie gleich:

„Herein mit Dir! Was hast Du denn mitgebracht?“ Er riß das Tuch vom Korb und packte aus: Brod und Speck, Eier und Fördchen, auch ein paar braune Weihnachtskuchen.

„Her mit dem Geld“, hieß es dann. Da zeigte sie auf das Tuch und holte aus dem Knoten in der Ecke einige Sechslinge und Bankschillinge hervor. Die Schillinge hatte sie wohl verborgen, die zählte sie nachher ihrer Mutter vor. Den Taler drückte sie ihr ganz zuletzt in die Hand, und als sie das tat, verschwanden all die Leiden des Abends. Sie sah nicht den grauen Nebel, aus ihren Augen leuchtete die Sonne des Glücks. Doch etwas am Neujahrsabend! —

Drittes Kapitel.

Hans Thordſen verlebte den letzten Abend im alten Jahre recht angenehm. Er warf bei guten Freunden und getreuen Nachbarn einige Töpfe gegen die Tür und rannte dann fort, um in angemeſſener Entfernung die Wirkung zu beobachten. Nachher verzehrte er ſeine Reisgrütze mit Butter, hörte etwas ſchläfrig zu, als ſeine Mutter langſam und andächtig ein Neujahrskapitel aus dem Geſangbuch vorlas, und ging dann zu Bett. Er träumte von der Seefahrt und von der „Marianne Dahl.“

Es gingen aber doch noch einige Wochen hin, bis die Bark, auf der er ſeine erſte Reiſe über die blaue Oſtſee und den weiten Ozean antreten ſollte, in Sicht kam. Täglich ſtand er am Strande oder ſaß oben auf der Leiter am Lotſenhauſe und ſpähte hinaus auf die See, nach ſeinem Schiff. Kein Segel, das am Horizont auftauchte, entging ſeinem Auge, und wenn er von der Schule nach Hauſe kam, war ſeine erſte Frage: „Iſt ſie ſchon vorbei gekommen?“

„Wer? — der Birkfuchs?“ ſagte eines Tages mit höhniſchem Lächeln ein Fiſcherjunge. Im nächſten Augenblick lag er im Sand und noch acht Tage

ſpäter hatte er ein blaues Auge. Das waren die Folgen des Kampfes um die „Düppler Schanzen.“

An einem Sonntag Nachmittag war es, da ſah Hans Thordſen nördlich von Ärrö die Segel eines größeren Schiffes auftauchen, ſie wuchſen am Horizont und wurden größer und größer. Es war eine Bark. „Dat is dien Schipp, dat is de Marianne“, ſagte der alte Lotſe Mathieſen, der hinter ihm ſtand und das lange, altmodiſche Fernrohr, den Kieker, vor'm Auge hielt. Da ſchlug dem Jungen das Herz mächtig gegen die Rippen, er fühlte ſich, als wenn er einen Fuß gewachſen ſei: er gehörte nun zu den Seeleuten, da kam ſein Schiff. —

Wieder einige Wochen ſpäter, da ſtand der junge Seefahrer mit ſeinen Schulkameraden vor dem Altar der Geltinger Kirche, um konfirmiert zu werden.

Faſt alle Konfirmanden trugen lange ſchwarze Röcke, denn das „gehörte dazu“, nur Hans Thordſen und zwei Knaben aus Kronsgaarde hatten blaue Jackettanzüge an und darunter ein blaues Flanellhemd, das den Hals und oben die Bruſt frei ließ. Was ſollten die auch mit langen Röcken und ſchwarzen Weſten machen?! — Sie wollten ja zur See!

Hans Thordſen hatte vor ſeinen beiden Berufsgenoſſen einen gewaltigen Vorſprung, denn er hatte ſchon ein Schiff. So glücklich waren die anderen nicht, ſie wollten ſich erſt in Hamburg eine Heuer ſuchen. Während der Zeit der Konfirmationsſtunden hatten die drei feſt zuſammengehalten, ſie ſtanden nun auch am Altar nebeneinander. Der alte Paſtor

Hanſen richtete, als er ſie eingeſegnet hatte, an „ſeine Seefahrer“ einige beſondere Worte der Mahnung, er gedachte auch im Gebete ihrer und ihrer Eltern. Das ging Mutter Thordſen, die ganz hinten unter dem alten Orgelboden ſaß, ſehr zu Herzen. Das Licht der dicken Wachskerzen, die auf dem Altar ſtanden, flimmerte vor ihren Augen: einen Augenblick ſah ſie dort nicht mehr ihren Jungen in der Reihe der anderen Konfirmanden. Auch den Paſtor Hanſen ſah ſie nicht mehr — es war Paſtor Jenſen, der dort ſtand, — der alte Paſtor Jenſen, der einſt ſeine weiße zitternde Hand auf ihr volles blondes Haar gelegt hatte, als ſie den Myrtenkranz trug. Und zwiſchen den Altarlichtern tauchte aus dem Nebelſchleier, der vor ihren Augen lag, eine andere Geſtalt auf, das war der, auf deſſen Heimkehr ſie ſo lange und ſehnlichſt gewartet hatte. Zwei ernſte, blaue Augen blickten nach ihr hin, und ſegnende Hände ſah ſie erhoben über das Haupt ihres Jungen. — — — „Amen“, ſagte der Paſtor und das war wieder Paſtor Hanſens weiche, freundliche Stimme. Da fiel eine Träne nieder auf ihr Geſangbuch, und das Bild, das vor ihren Augen geſtanden hatte, verblaßte und zerflimmerte im Lichtſchein. Sie fuhr ſich mit dem weißen Taſchentuch, das ſo ſauber zuſammengelegt auf dem Geſangbuch gelegen, über die alten Augen. — Nun ſah ſie wieder alles klar. — — —

Hans Thordſen gingen dieſe Worte des Paſtors ſehr zu Herzen; er fühlte, wie ſtolz er auf ſeinen Beruf ſein mußte. Vor der ganzen Gemeinde richtete

der Paſtor ſeine Worte an ihn und ſeine beiden Kameraden, an ſie, die armen Tagelöhner- und Schifferjungen, und nicht an die reichen Bauernſöhne oder an ſolche, die Schneider oder Knecht werden wollten. Das war etwas beſonderes! — Aber er ließ es ſich nicht merken, daß ihm das ſo nahe ging, denn das ſchickte ſich nicht für einen Seemann, der mußte hart ſein. Zwar flimmerte es auch ihm vor den Augen, als er der Mutter gedachte; es war nur gut, daß niemand ihm ins Geſicht ſehen konnte. Als das „Amen" geſprochen war und die drei Seeleute auf ihren Platz gingen, hatte Hans Thordſen ſich ſchon ſo weit gefaßt, daß er ſeine beiden Kameraden auf das Schiff aufmerkſam machen konnte, das neben dem Taufſtein an der Decke hing. Er hatte nämlich mit Kennerblick herausgefunden, daß der Beſammaſt zu kurz, und das Schiff überhaupt vorn viel zu völlig gebaut ſei, um gut ſegeln zu können. Seine beiden Kameraden beſtätigten rückhaltlos dieſes Urteil. —

Bald darauf ging es fort von der Heimat. An einem Märztage, in aller Frühe, als es noch ganz dunkel war, trat er mit einem anſehnlichen Bündel beladen, die Reiſe nach Flensburg an. Er und ſeine Mutter hatten die ganze Nacht nicht geſchlafen, darum waren ſie auch ſo früh auf. Als geſtern Abend die alte Frau ihrem Jungen die Strümpfe und Hemden zuſammenwickelte und ins Bündel packte, vergaß ſie auch die Bibel nicht, die er zur Konfirmation bekommen hatte. Manche gute Ermahnung

und freundliche Warnung hatte ſie außerdem noch mit hineingeſchnürt. Vieles hatte ſie da zu ſagen gehabt. Heute Morgen war ſie ganz ſtille. Als ſie zum letzten Mal am Kaffeetiſch einander gegenüber ſaßen, da wollte es ihnen beiden nicht ſchmecken.

„Iß doch tüchtig, Du haſt einen langen Weg vor Dir“, ſagte ſie und ſchob ihm ein Stück Schwarzbrot hin, das dick mit Butter und braunem Sirup beſtrichen war. „Ich will Dir auch noch eine Taſſe Kaffee einſchenken.“ Und ſie holte den Keſſel vom Herde und goß ihm wieder die Taſſe voll, obwohl ſie nur halb leer war.

„Ich bin noch gar nicht hungrig“, meinte er. Das Brot wurde ihm ſo lang im Munde; kleinlaut ſagte er dann: „Es iſt noch ſo früh.“ Nun blickte ſie ihn an, er ſah wie ihre Lippen zuckten und wie eine Träne ihr an der runzligen Wange herunterrann. — Da, zum erſten Male, fiel es ihm ſo recht ſchwer aufs Herz, daß er bisher nur an ſich gedacht habe, daß er eigentlich all die Jahre lang alle Wohltaten, alle die ſorgende Mutterliebe als etwas Selbſtverſtändliches betrachtet hatte, als etwas, das ihm von rechtswegen zukam, ohne daß er dafür beſonders dankbar zu ſein brauchte. In dieſem Augenblick fühlte er, wie unrecht das war. Und da überkam den großen Jungen das Gefühl, als wenn er der treuen, braven Frau um den Hals fallen und ihr danken müßte für alle die Liebe und Güte, für die Sorge und Arbeit, die ihr Leben ausgefüllt hatten, um ihn groß zu ziehen. Aber er drängte doch das Gefühl zurück, wenn's ihm

auch schwer wurde, denn solche Zärtlichkeiten waren in Falshöft nicht Mode, und als Seemann mußte er ja hart sein, hart wie Stahl. — Wenn er ihr nun um den Hals fiel, dann würde er weich werden, dann würde er bitterlich weinen müssen.

So blieb er denn fest, trank langsam und schweigend seinen Kaffee aus. Scholli, der kleine, langhaarige Wachtelhund, der lungernd mit den Vorderfüßen auf seinem Stuhl stand, bekam Brocken um Brocken von dem leckeren Sirupsbrot, bis es alle war. Dann stand er auf, faßte die Hand der alten Frau und streichelte ihre Wangen: „Adieu, Mutter! —

Sie aber ließ seine Hand los, lief in die Küche, holte die alte Öllaterne und zündete sie an. Sie konnte ihn noch nicht so gehen lassen. „Komm, Scholli." Der Hund stand aber schon an der Haustür und wedelte mit dem Schwanze. So machten sie sich denn alle drei auf den Weg.

Bis Niebye wollte sie mitgehen, als sie aber Mangelsen's Pappelallee hinter sich hatten, da konnte sie sich noch nicht von ihm trennen. „Es ist noch so dunkel", sagte sie, „und Du bist nun an das Licht der Laterne gewöhnt. Dann geht sich das nachher so schlecht, und die Laterne kannst Du doch nicht mitnehmen!" Sie versuchte zu lächeln. — „Ich gehe noch ein bischen mit, bei Nordschau will ich umkehren." — So ging sie denn weiter, immer ganz dicht hinter ihm her, das Licht ihrer Laterne fiel voraus auf den schmalen, trockenen Fußsteig und auf die tiefen, schmutzigen Wagenspuren des Fahrweges.

Da kam es ihr in den Sinn, daß dies das letzte Mal sein könnte, wo sie ihrem Jungen den rechten Weg zeigte, und dann gingen ihr allerlei Gedanken durch den Kopf. Das Herz wurde ihr so voll und die Zunge so schwer, sie konnte das nicht sagen, was sie für ihn fühlte. Sie gingen weiter bis an den Goldhöfter Berg, da blieb sie stehen:

„Hans!"

„Ja, Mutter?" — Er drehte sich um und sah vor sich nieder.

„Hans, Du gehst nun fort in die weite Welt." Ihre Stimme zitterte.

„Ja, Mutter."

„Dein Vater hat früh von uns weg müssen, er konnte Dir nicht . . . .", sie stockte.

„Ja, Mutter, Du bist immer gut zu mir gewesen."

„Ich bin eine schwache Frau, aber ich zeigte Dir doch den Weg, so gut ich konnte, wie ich es auch heute tue."

„Ja, Mutter, das hast Du getan."

„Du gehst nun in die weite Welt. Geh den schmalen Steig, Hans! Tritt nicht rechts in den breiten, schmutzigen Weg. Fall nicht links in den tiefen Graben." Das Bild hatte sie vor Augen gehabt, als sie hinter ihm ging, das mußte sie ihm sagen.

„Nein, Mutter, das will ich auch nicht." Er verstand noch nicht so ganz, wie sie es meinte.

„Ich kann Dir dann nicht mehr auf Deinen Weg

leuchten. Aber der liebe Gott kann das. Er geht mit Dir. Ich will ihn jeden Morgen und jeden Abend bitten, daß er Dich nicht verläßt, daß er Dir den rechten Weg zeigt. — Tu Du das auch!"

„Ja, Mutter, das will ich auch!"

„Und dann ſchreib."

„Ja, Mutter."

Sie hatte umkehren wollen und nun ging ſie doch weiter. Von Zeit zu Zeit rauſchte es in den Büſchen am Wege, Scholli ſprang über den Waſſergraben und erſchien im Lichtkreiſe der Laterne. Schwanzwedelnd ſchaute er ſeinen Herrn an und verſchwand dann wieder in der Dunkelheit. Im Nordſchauer Holz ſchlugen die Droſſeln der Dämmerung entgegen, ſonſt war alles ſtille. In Gelting war hinter einigen Fenſtern ſchon Licht. Sie gingen durchs Dorf und am neuen Kirchhof entlang nach Ohrfeldt zu. Dann fing es an zu dämmern. Die alte Frau blieb ſtehen, löſchte die ſchwälende Laterne aus und ſtellte ſie auf den Fußſteig. „Hans, nun muß ich umkehren!"

„Mutter! — Mutter! Liebe Mutter!" Er konnte es nicht mehr zurück halten, der aufwallende Schmerz durchbrach den Damm, den der Knabenſtolz künſtlich aufgeworfen hatte. Wie er als kleines Kind es getan hatte, wenn Leid ihn drückte, ſo warf ſich jetzt der große Junge an ihre Bruſt: „Mudder, mien leewe Mudder, nu mutt ick weg von Di!" Und er weinte bitterlich.

„Mußt nich weenen! — Mußt ja doch nich weenen!" ſchluchzte ſie und wiſchte ihm die Tränen

mit ihrer Schürze ab, wie früher, wenn er mit dem Kopf auf ihrem Schoß gelegen hatte und ſie ihn tröſtete.

„Biſt Du mi ock gud, Mudder? — Biſt Du mie ock gans gewiß över nix mehr bös, wat ick dahn heff?“ —

„Du biſt mien leewe Hans! Mußt ja nich weenen! Du kümmſt ja werrer! — Und denn freut wi uns. — Un ick bäd ja jeden Dag tom leeven Gott för Di, mien Kind!“ —

Ihre Stimme wurde wieder feſt und zuverſichtlich. Nun ihr Kind weinte wurde ſie ſtark und ſtill. So iſt das Mutterherz. — Eine ganze Weile hielt ſie ihn umſchlungen, ſtreichelte ſeine Backen und trocknete ihm die Tränen.

Vom Ohrfeldter Hof hörte man einen Wagen über das Steinpflaſter rummeln, dann mahlten die Räder leiſe im Kies der Straße. Ein Peitſchenknall kam von der nächſten Wegbiegung, man hörte das Schnauben der Pferde, da raffte Hans ſich zuſammen:

„Adjüs, Mudder, mien leewe Mudder!“

„Adjüs, Hans! Gah mit Gott!“ — Das waren ihre letzten Worte, die rief ſie ihm noch nach, als er zurückſchaute und ihr zuwinkte. Dann verſchwand hinter den Büſchen. Einen Augenblick ſtand ſie ſtill, gleich darauf war ſie aber an der nahen Wegbiegung, da ſah ſie ihn noch einmal in der Morgendämmerung rüſtig fortſchreiten. — Nun war er fort.

— Sie lockte Scholli heran, der mit aufgehobenem Vorderfuß winselnd sie anschaute und streichelte ihm freundlich das nasse, schmutzige Fell. Er hatte ja auch seinen Kummer. — „Komm', Scholli! Wir können nicht mit, wir müssen nach Haus." Dann nahm sie ihre Laterne und ging heim. Nun durfte sie weinen.

Als sie anderthalb Stunden später wieder die ersten Häuser von Falshöft erreichte, da war sie wieder ruhig und stark. „Es steht in Gottes Hand!" Das felsenfeste Gottvertrauen hatte ihr beigestanden in Not und Tod. Als sie damals die Nachricht bekommen hatte, daß ihr Mann nie wieder heimkehrte, da hielt das sie aufrecht. Nun hatte sie wiederum ihr Einziges und Liebstes hergegeben, aber „ohne seinen Willen fällt kein Haar von unserem Haupte", so stand für sie geschrieben im heiligen Buche! — Wohl dem, der eine so feste Stütze hat, die ihn hält, wenn alles rings umher schwankt und wankt, und wehe dem, der einem schwachen Menschen den Grund unterwühlt, auf dem diese Stütze ruht. — Weiß er denn, wann und wo jener sie gebrauchen muß, und kann er gerade diesem Menschen etwas besseres wieder geben? — — —

Als der Frühling den ersten Hauch von frischem Grün über die Weiden und Wiesen an der Flensburger Föhrde legte, als der Kiewitt schreiend über das Moor dahinstrich und in den Binsen seinen Nistplatz suchte, als die schwarzweißen Tauchenten wieder

zu zweien am Strande fischten und die großen Haffmöven im Sonnenschein mit dem warmen Westwind spielten, da glitt eines Abends mit vollen Segeln die „Marianne Dahl“ am nördlichen Ufer entlang, der Ostsee zu. Als das Feuerschiff am Kalkgrund hinter ihr lag, und das weite Meer sich vor ihr auftat, sandte die Abendsonne ihre letzten Strahlen über das Broacker Land hinweg, das war der Abschiedsgruß von der Heimat. Hans Thordsen war Decksjunge, denn er verstand schon etwas von der Sache, er hatte harte Hände und helle Augen und kletterte wie eine Katze. — Es war beim Wenden eine Leine an der Marsraa unklar geworden, und er wurde jetzt hinaufgeschickt, um sie klar zu machen. Er blieb aber merkwürdig lange oben. Die Landzunge, die an dieser Stelle die Föhrde verengt und an der sie jetzt in rascher Fahrt vorüberseglten, war ja seine Heimat. Von der luftigen Höhe aus konnte er weit ins Land schauen. Und nun glitten im raschen Fluge die lieben, bunten Bilder an ihm vorüber, die er so gern festgehalten hätte. Es war ihm, als wenn er wieder in den Guckkasten schaute, mit dem der alte, bucklige Peter Benz im Winter von Schule zu Schule zog. Das war den Kindern auch immer zu schnell gegangen. Immer ein neues Bild! — Und man hatte das andere doch erst halb betrachtet. Aber „for einen Bankschilling die Passon“ konnte Peter Benz nicht mehr leisten, er mußte ein bischen rasch drehen, es half nichts, daß man versuchte, ihm die Hand festzuhalten. Dann drehte er nachher um so schneller.

Bild auf Bild zog vorüber, bis das letzte kam und man in den schwarzen, dunklen Kasten hineinstarrte.

So auch jetzt. Die Beveröer Mühlen kamen in Sicht, die beiden großen, die so langsam und bedächtig ihre Flügel bewegen und die beiden kleinen Bockmühlen, die es so eilig haben. Sie müssen das Wasser aus dem Noor mahlen, damit die Kühe vom Hofe dort ihr Futter finden können. — Gleich darauf aber schob sich der Wald vor das Bild und links tauchten die hohen Pappeln am Niebyer Wege auf. Zwischen ihnen war er neulich hindurchgegangen, als seine Mutter ihm das Geleite gab; schlank und gerade, wie eine Reihe Grenadiere standen sie nun da drüben, als wenn sie ihn noch einmal grüßen wollten. Dann kam das einsame Eichen- und Schwarzdorngebüsch am Strande der Birk, das von Jugend auf gegen den scharfen Nordostwind einen harten Kampf ums Dasein geführt hatte, und hinter dessen schräg aufsteigender Wand nun andere Gesträuche Schutz fanden. Dann kam der gleichmäßig öde Strand mit dem braunen Tangsaum, endlich erschien das altersgraue Birkhaus mit dem zerzausten Strohdach und den grünlichen Fachwerkbalken. Ein rothaariger Mädchenkopf tauchte vor ihm auf, er sah ihn freilich nicht mit den Augen, dazu war das Haus zu weit weg. „Birkfuchs, wenn Du am Strande wärst, könntest Du mein Schiff noch mal sehen!“ murmelte er, dachte dann aber an anderes und wichtigeres. Hinter dem Birkhaus wurde jetzt der weiße Falshöfter Strand sichtbar, und in der Ferne hoben sich einzelne Häuser

und Baumgruppen, kaum noch erkennbar, vom Abendhimmel ab. Dort lag seiner Mutter Haus.

Er hörte nicht, daß unten zum „Backen und Banken“ gerufen wurde, er lag oben auf der Raa und schaute hinüber nach dem Land. — Der Wind blähte die Segel und trieb die „Marianne Dahl“ weiter und weiter, bis bald nur noch ein grauer Streifen vom Lande zu sehen war. Da wischte er mit dem Hemdärmel über die Augen und machte rasch seine Arbeit fertig.

* * *

Die Jahre vergingen. —

Des Schulmeisters Georg war ein kleiner dummer Junge, als Hans Thordsen konfirmiert wurde, nun war er schon so weit herangewachsen, daß er vom Hause fort mußte. Er kam nach Schleswig auf's Gymnasium, er sollte einmal studieren und natürlich Pastor werden, denn das höchste Streben eines Landschullehrers geht dahin, den Ältesten im langen, schwarzen Samar und in den weißen Bäffchen auf der Kanzel zu sehen. So war's wenigstens früher. —

Wenn der wohlbestallte Tertianer in den Ferien nach Hause kam, eilte er, sobald es irgend ging, an den Strand. Zuweilen sah er Mutter Thordsen in ihrem kleinen Garten das Land umgraben oder die Kartoffeln pflanzen, Erbsen pflücken oder den Weihnachtskohl abschneiden. „Was macht Hans?“ rief er

dann und reichte durch die Lücke in der Dornhecke der alten Frau die Hand.

„Hans geht's gut", war stets die Antwort, ein freundliches Lächeln flog dabei über die faltigen Züge, und die grauen Augen fingen an zu leuchten. — „Hans ist in China" — oder „Hans fährt jetzt um's Cap Horn herum", so oder ähnlich hieß es, und meistens setzte sie hinzu: „Komm' man mal mit herein, Georg, ich will Dir was Schönes zeigen."

Sie ließ dann Spaten und Harke stehen und nahm ihn mit in ihre Wohnstube. Die Kommode, auf der die Geburtstagstassen in Reihen aufgestellt standen, enthielt kostbare Schätze, die Hans mitgebracht hatte. Da gab es allerlei chinesisches Schnitzwerk zu sehen und Malereien auf silberglänzenden Perlmuttermuscheln, auch Haifischzähne und vergiftete Pfeilspitzen. Das Wunderbarste aber war ein vollständig aufgetakeltes kleines Schiff, ein Dreimaster, in einer Glasflasche. Der Hals der Flasche schien ihm so eng, daß nicht einmal der Rumpf des Schiffes hindurchkonnte, und doch stand es dadrin mit Masten und Raaen, Stagen und Leinen. Das war die reinste Hexerei; und es war doch keine Hexerei, denn die Sache war nicht von einem Chinesen, sondern von Hans Thordsen selbst gemacht. Mutter Thordsen wußte auch, wie es gemacht wurde, das durfte sie aber nicht nachsagen. Und dann wurden die letzten Briefe hervorgeholt, die Messingbrille wurde aufgesetzt, und Georg Lorenzen lauschte den Berichten von Sturm und Wettersnot, von schwarzen

und gelben Menschen, von fernen Ländern und Meeren.

Damals hatte der qualmende Dampfer, der ruppige Geselle, der sich um Wind und Sturm nicht zu kümmern braucht und rücksichtslos gerade durchgeht, noch nicht die Oberhand auf dem weiten, blauen Weltmeer, damals galt der Segler noch etwas, und die kostbarsten Ladungen vertraute man ihm an. Wenn die erste Teeernte in den beiden großen Teeverschiffungsplätzen Chinas, Hankau und Futschau, ankam, dann warteten dort schon die berühmten Teeklipper auf die Fracht. Und hatten sie diese wohlverstaut im Raum, dann ging die Wettfahrt los. Alle Segel wurden gesetzt, dann hieß es biegen oder brechen, denn wer die erste Ladung auf den Londoner Markt brachte, der erhielt von den Verfrachtern eine hohe Prämie. Außerdem wurde gewettet, große Summen wurden gesetzt, verloren und gewonnen, die Kapitäne und Mannschaften aber setzten Ehre und Leben ein, um die Konkurrenten zu überholen. Zur Führung dieser riesig aufgetakelten Chinaklipper gehörte Intelligenz und Wachsamkeit, aber auch Wagemut und Kaltblütigkeit; die Mannschaft mußte die gewandteste, kühnste und beste sein.

Mit Stolz zeigte Mutter Thordsen ein Bild des berühmten Klippers „Hallowen", das über der Kommode hing und in China für einen unglaublich billigen Preis recht nett gemalt war. Sie hatte alle ihre Rivalinnen geschlagen und in 89 Tagen die Reise von Shanghai bis Dover gemacht. Hans war bei dieser

Wettfahrt Matroſe auf dem Schiff geweſen und ſchrieb von den Gefahren und Strapazen dieſes toll-kühnen Raſens. — Mit Stolz las die Seemanns-mutter das vor, geſpannt horchte Georg, und zum Schluß, wenn er ging, bekam er die fremden Brief-marken. —

Viertes Kapitel.

Peter Ottſen war um dieſe Zeit ſchon ein großer Herr. Sein Vater war in den letzten Jahren etwas grau und ſtuffelig geworden. Die Sauftouren waren häufiger gekommen und waren nach und nach immer länger geworden. Schüttelte er den Vampyr ab, der ihm die Ruhe raubte und ſein Blut vergiftete, ſo kam der Rückſchlag. Scheu und verdrießlich blickte er umher und gab auf harmloſe Fragen barſche Antworten. Den Leuten ging er aus dem Wege und ſie gingen ihm aus dem Wege. Auch ſeine Frau hatte den Kampf aufgegeben, ſie ſtand machtlos vor einem ſchweren, unabwendbaren Übel und ſuchte nur zu verhüten, daß der Beſitz nicht zu ſehr geſchädigt wurde. Wenn er im Rauſch einen dummen Handel abgeſchloſſen hatte, dann ſuchte ſie dieſen rückgängig zu machen; wenn er einen Knecht geſchlagen oder einen Händler beſchimpft hatte, dann gab ſie Geld oder tat Abbitte. Gleichwohl wurde ſie für ihre Umgebung immer ſtolzer und unnahbarer; es war, als wenn ſie jede Demütigung, die ſie für ihn ertrug, dadurch wieder wett machen müſſe. — Sie tat es ja auch nicht allein für ihn, ſondern für ihren Beſitz und

für ihren Sohn, auf den der Hof und der Reichtum möglichst ungeschmälert übergehen sollte. Sie rechnete die Jahre aus, bis Peter großjährig und verheiratet sein werde, dann müßten sie auf die Abnahme ziehen. Dann hatte ihr Mann sein Festes und Gewisses, und dann würde auch das mit dem Trinken besser werden. So dachte und rechnete sie.

Vorläufig hatte der Alte allerdings noch die Zügel in der Hand und dachte nicht an Abgeben und Abnahme. Wenn er mit schweren Schritten, stier vor sich hinblickend, vom Dorfe her und am Schulhause vorbei kam, dann drückte sich Georg Lorenzen vorsichtig hinter die dichte, gerade und rechtwinkelig beschnittene Dornhecke, die den Garten umschloß. Mit angehaltenem Atem horchte er auf die Worte, die der Vorübergehende im Selbstgespräch ausstieß. Nach so einer Periode war er mit Gott, der Welt und dem Wetter meist sehr unzufrieden und hielt damit nicht hinter dem Berge.

War es ein paar Tage warm gewesen, und konnte er für seine Graskoppeln und sein Rapssaatfeld Regen gebrauchen, dann brummte er: „Jeden Tag prellt uns die Sonne auf'm Buckel. — Wenn Er da oben für die Lilien auf dem Felde sorgen soll, warum läßt er es denn nicht regnen! — Die Kühe haben nichts zu fressen und brüllen nach Futter, das kann jeden Menschen jammern, wenn man das ansieht. Aber Ihm ist das egal! — Das ist 'ne dolle Wirtschaft!" — Und wenn es regnete, wenn gerade der alte Ottsen sein Korn mähen oder einfahren

wollte, dann war er ganz besonders wütend und schimpfte: „Nu hat Er das alles wachsen lassen und läßt es verderben. Ist da Sinn drin? Ist das das richtige und gerechte Regiment, von dem der Pastor immer redet?! — Immer Regen und immer Regen, Tag für Tag! — Das ist ja 'ne verrückte Wirtschaft, das ist das, ja! — Da kann der Teufel ja besser regieren!"

Dem Jungen hinter der Hecke lief es kalt am Rücken herunter ob der gotteslästernden Rede. Wenn der leibhaftige Gottseibeiuns aus dem tiefen Grunde dies Brunnens dort an der langen Stange heraufgeklettert wäre und dem alten Bauer das Genick umgedreht hätte, so würde er das für eine ganz angemessene Strafe gehalten haben. Aber im Brunnen regte sich nichts, und der alte Lästerer ging weiter, schüttelte den Kopf, hob drohend den gelben Eichenstock gen Himmel und ärgerte sich über den lieben Gott, über die ganze Welt und am meisten über sich selbst.

Wenn dann nach einigen Tagen die üblen Folgen und bösen Nachwehen des Trunks verflogen, dann war der alte Ottsen ein anderer Mensch. Dann drohte er nicht dem lieben Gott da oben, sondern höchstens den Schulknaben, wenn deren „Trüll" ihm an die Holzschuhe liefen. Das war aber auch nicht böse gemeint.

Die paar dänischen Brocken, die er aus früherer Zeit noch behalten hatte: „Will di wäre rolig!" er-

regten regelmäßig lautes Hurra und echt jungenmäßige Heiterkeit.

Der „junge Herr“ spielte eine andere Rolle.

Als in der meerumschlungenen Nordmark noch der Danebrog wehte, als die Schlagbäume der Chausseen noch rot und weiß angestrichen und die Kanonen der Danewirke und der Düppeler Schanzen noch südwärts gerichtet waren, da seufzte man in diesem gesegneten Landstrich zwischen der Flensburger Föhrde und der Schlei über das dänische Joch, man ballte die Faust in der Tasche und schimpfte im vertrauten Kreise über die Regierung in Kopenhagen und über die stockdänischen Hardesvögte, aber — man freute sich, daß man nichts mit den preußischen Feldwebeln zu tun hatte. Beim Militärdienst kam man glimpflich weg. Die Dienstzeit war kurz, und wer Geld hatte, kaufte sich einen Stellvertreter. So verdienten die einen, und die anderen brauchten nicht zu dienen. Das war recht nett und bequem.

Als dann aber die Sturmkolonnen der Preußen und Österreicher die deutsche Grenze nach Norden, bis an die Königsau verschoben hatten, als der „verlassene Bruderstamm“ von Dänemark abgesprengt war, als man wieder frei und öffentlich das Schleswig-Holstein-Lied spielen und singen durfte, da zog manches Elternpaar und mancher Militärpflichtige ein schiefes Gesicht, wenn — — vom „bunten Rock“ die Rede war. Nun konnte man keinen Stellvertreter mehr schicken, nun mußte man selber kommen und sich vom Unteroffizier die Beine

gerade biegen laſſen. Das war kein Spaß für die Bauernſöhne. Wer ſollte denn die Brache pflügen und die Knechte anweiſen und beaufſichtigen, wenn ſie den Kuhfuß ſchleppen mußten! — Aber die Preußen waren gar nicht ſo ſchlimm, als es zuerſt den Anſchein hatte, bei ihnen gab's ja eine einjährige und eine dreijährige Dienſtzeit. Die hohe Sprungleine, die vor das Einjährigenjahr geſpannt war, ſteckte man damals einige Löcher tiefer, damit die Bauernſöhne hinüber kommen konnten. Die Anſprüche, die man beim Examen an ſie ſtellte, waren in der Übergangsperiode recht mäßige, ſie wurden erſt ſpäter von Jahr zu Jahr verſchärft.

Peter Ottſen hatte das Examen beſtanden. Im Rechnen hatte er das große Einmaleins gut gekonnt, das war eine ſchöne Leiſtung! Er wußte auch, daß die Elbe ein Fluß bei Hamburg war, daß der König von Preußen Wilhelm hieß, und daß die Gans ein Waſſervogel war. So kam er glänzend durch und kam dann einige Monate ſpäter als flotter Huſar auf Urlaub nach Hauſe. Als er mit der blauen Attila, den engen, ſchwarzen Hoſen und Reitſtiefeln und mit langhängendem Schleppſäbel — alles natürlich feinſte Extrauniform — am nächſten Morgen ſpazieren ging, damit alle Eingeborenen die Gelegenheit hatten, einen ſchönen preußiſchen einjährig-freiwilligen Huſaren aus nächſter Nähe zu ſehen, ſtand Georg Lorenzen gerade an der Gartenpforte.

„Guten Morgen, Peter!“ grüßte er freundlich und legte die Finger an ſeine kleine, grüne Tertianer-

mütze. Der Husar warf nur einen halben Blick über den Schulmeisterjungen hinweg, blies eine Rauchwolke kräftig von sich und rasselte weiter. — Etwas besser erging es dem Lehrer, der an der Hausecke stand und seinem ehemaligen Schüler schon von weitem zunickte. Peter Ottsen nahm den Säbel in die Linke, drückte das obere Ende desselben leicht an die Hüfte und schritt in würdiger Haltung vorüber, indem er die Rechte leicht gekrümmt, beinahe bis an den Mützenrand legte und genau so herablassend grüßte, wie die Offiziere es ihm gegenüber zu tun pflegten.

Lorenzen blickte ihm lächelnd ins Gesicht und zog, sich tief verneigend, die Mütze ab. Er glaubte, das Ganze sei nur Spaß; erst als Peter Ottsen den Säbel wieder aus der Hand ließ und mit langen Schritten weiter ging, ohne sich umzublicken, merkte der harmlose Schulmeister, wie es gemeint war. Da nickte er ein paarmal bedächtig mit dem Kopfe, brummte etwas vor sich hin, das beinahe klang wie „dummer Bengel" und ging ins Haus.

Als aber am nächsten Sonntag Peter Ottsen nach Gelting zur Kirche ging, feierte er seine schönsten Triumphe. Husaren hatte man in der Gegend allerdings schon gesehen, aber einen Einjährigen in so glänzender Uniform doch noch nicht!

Als die Glocken läuteten und der Pastor grüßend durch die auf dem Kirchplatze stehende Menge schritt, da trat auch Peter Ottsen aus der gegenüber liegenden Gastwirtschaft heraus und ließ den Säbel auf den steinernen Treppenstufen klirren; sofort wandten sich

die Köpfe dorthin und voller Verwunderung machte man ihm Platz. Ein Rekrut von der Sonderburger Festungsartillerie, der zum ersten Mal auf Urlaub in die Heimat losgelassen war, zog instinktiv die Knochen zusammen und stand stramm, als der Husar vor ihm auftauchte. Er hielt die glänzende Erscheinung für einen Offizier. Erst als er die schwarz-weißen Schnüre an den Achselstücken sah, knickte er etwas verschämt die Knie auseinander, um eine Rührt euch-Haltung zu markieren und möglichst unauffällig seinen Irrtum zu bemänteln.

„Süh mol dor, dat is Thomas Ottsen sien Söhn!“ rief eine alte Frau.

„Kiek dor, Peter Ottsen!“ hörte der Held des Tages hier und da flüstern. Er aber hielt den Kopf möglichst gerade im Kragen und recht hoch aus der Halsbinde heraus, er zuckte mit keiner Wimper. Er verzog keine Miene, als ihn aus den Reihen der Tagelöhner und Knechte jemand mit unverschämt vertrautem Lächeln begrüßte. Auch Peter Greggersens freundliches „Gun Dag, Peter!“ überhörte er völlig. Aber nachher beim Mittagessen äußerte er sich doch abfällig über den kleinen buckeligen ehemaligen Mitkonfirmanden, der „die Kriegskasse mit sich herumtrug“ und doch ein „verhungerter Schneider“ war.

Die größeren Besitzer und ihre Söhne aber wurden von Peter eines freundlichen Blickes gewürdigt; ganz nach Leutnantsart fiel der Gruß hier aus. Einigen vertrauten, natürlich reichen, Bekannten streckte

er ſogar die weißbehandſchuhte Rechte entgegen. Bei Emma Marxen vom Kallumhof blieb er ſtehen, nahm die Hacken zuſammen, legte die Finger an die Mütze und machte ihr eine etwas ſteife Verbeugung. Sie errötete bis ins blonde Haar hinein und reichte ihm die Hand, ſie wußte aber im Augenblick gar nichts zu ſagen und zu antworten. Da kamen auch die beiderſeitigen Eltern hinzu, man tat ſich zuſammen, Mann und Mann, Frau und Frau, das junge Paar ging hinterher, ſo zog man in die Kirche, nach dem erhöhten Platz, der Kanzel gegenüber. Rings umher flüſterte man und ſtieß ſich an; erſt als der Paſtor auf die Kanzel ging, gab es Ruhe und Andacht. Die volle Aufmerkſamkeit vermochte er aber doch nicht auf ſich zu richten, Peter Ottſen lenkte noch immer die Augen auf ſich und er ſelbſt hatte mit ſeinen eigenen Gedanken genug zu tun.

Ganz unten in der Ecke unter dem alten Orgelboden ſaß Meta Norgaardt; ſie diente jetzt als „Binnerdeern" auf Schnarſtruphof. Sie war eine von den wenigen Leuten, die Peter Ottſen nicht nötig gehabt, wegen unziemlicher Vertraulichkeit in die ihnen zukommenden Schranken zu weiſen. Sie hatte das Gepäck vom Wagen holen müſſen, als er ankam, und war in der Haustür beinahe gegen ihn angelaufen. Etwas verwundert war er ſtehen geblieben und hatte ſie angeſtarrt. Das eigenartige leuchtende Rot ihrer Haare hatte ihm in die Augen geſtochen; es war ihm auch gleich aufgefallen, daß ihre Geſtalt hübſcher geworden war — merkwürdig hübſch für

eine Pflanze, die auf solchem Boden gewachsen! — „Hübsche Mädchen und flotte Husaren, das paßt zusammen", so sagte man in Schleswig und sang dazu ein Lied von der „Soldatenliebe", die von heute bis morgen früh dauert. — Peter Ottsen, der reiche Bauernsohn und Erbe, nickte und lächelte ihr freundlich zu, sie aber, das arme Dienstmädchen, verzog keine Miene, sie blickte starr und kalt an ihm vorbei, als hätte sie ihn früher nie gesehen. Im nächsten Augenblick war sie an ihm vorüber geschlüpft und holte Pakete und Decken von dem Wagen. Er ging rasch hinter dem Vater her in die Wohnstube, „verdammter Birkfuchs", murmelte er und begrüßte zunächst die Mutter. Den alten, halbblinden Karo, der ihn vorsichtig beschnubberte, und dann, ehrlich, aber unbeholfen in seiner Freude, dem jungen Herrn die schöne Uniform schmutzig machte, lehrte ein Fußtritt Sitte und Höflichkeit, beschämt kroch er wieder unters Sofa.

Es waren Tage der Wonne und Triumphe, die Peter Ottsen in der Heimat verlebte, leider waren sie nur von kurzer Dauer. Wenn er auf dem Grauschimmel durchs Dorf ritt, dann liefen die Leute an Türen und Fenster, und als er an der Schule vorbei kam, da waren Ruhe und Aufmerksamkeit dahin, Lorenzen mußte erst einige Einreibungen mit „Haselfett" machen, um alles wieder in guten Gang zu bekommen.

Ein halbes Jahr später mußte Peter die glänzende Uniform ausziehen, leider ohne am Kragen die

Treſſen oder auch nur einen Gefreitenknopf bekommen zu haben. Eines Tages war er wieder auf Schnarſtruphof, ſah wieder ſo aus, wie die anderen gewöhnlichen Menſchen, lernte es auch wieder, mit ihnen zu verkehren. Natürlich ſpielte er den Knechten und Mädchen gegenüber den angehenden Herrn. Am beſten gelang ihm das, wenn ſein Vater nicht dabei war; ſo leicht ließ ſich nämlich der Alte das Heft nicht aus den Händen nehmen. Er war zuweilen ſogar recht mißtrauiſch und ſchrie ohne beſondere Veranlaſſung die Leute an: „Noch bün ick Herr!“ Peter fand ſich aber in ſeine Rolle recht gut hinein; als ihm dann noch die Zeit dabei etwas lang wurde, ging er ein Jahr auf die Ackerbauſchule zu Cappeln. Dort ſah man ihn zuweilen mit Heften und Büchern gehen, ſehr oft ſaß er aber auch bei Scharſtein und trank Bier oder Grog — je nach der Jahreszeit.

So kam das Jahr 1872 heran.

Fünftes Kapitel.

Klaus Groth ſagt in ſeinem Gedicht „De Floth“:

„De Oſtſee is je'n Pohl,
Awer de Floth, de is dull!“ —

Wer die große Sturmflut vom 13. November 1872 an der Oſtſee miterlebt und miterlitten hat, der weiß es aber, daß nicht nur die Nordſee eine Mordſee iſt, der hat es erfahren, daß auch die friedliche, freundliche Oſtſee toben und wüten, daß ſie Gut und Leben der Menſchen erbarmungslos verſchlingen kann.

Ein ſtarker, anhaltender Wind hatte von Weſten her viel Waſſer um Skagen herum in die Oſtſee getrieben. Dann ſprang er nach Nordoſt um und bald drängte ein gewaltiger Sturm die Waſſermaſſen auf die ſüdweſtlichen Küſten des großen „Pohls“, namentlich auf das ſchleswig-holſteiniſche Land.

„Das Waſſer iſt hoch“, hieß es am Abend des 12. in Falshöft, aber man dachte ſich nichts weiter dabei. Man ging nur an den Strand und zog mit „Horiöh“ und „Alle Mann nochmaal!“ die Fiſcher- und Lotſenboote über die vorgelegten Rollenböcke höher hinauf auf die Drecht. Dann ging man ruhig zu Bett, machte mit naſſem Finger das Talg-

licht aus, zog die Bettdecke bis an die Ohren hoch und freute sich, daß die Häuser hohl und die Dächer dicht waren. Der Püsterich mochte pfeifen und brüllen, an Türen und Fenster klopfen — herein konnte er doch nicht. Wenn er dann einen Augenblick anhielt, um neuen Atem zu schöpfen, dann hieß es: „Aha! Nun kann er nicht mehr. Nun geht dem Musjö die Puste aus. Ja, ja, so was hält man nicht lange aus!“ — Dann kam er aber gleich wieder und heulte höhnisch aus vollen Backen durch den weiten Schornstein: „Ich kann noch besser!“ — Er riß die Krampen und Haken aus dem morschen Holz der Stalltüren und warf sie donnernd auf und zu, er pochte an die Fensterladen und pfiff durchs Eulenloch: „Ich will Euch Schlafmützen bald zeigen, was ich kann!“ Dazu aber brüllten und brausten die Wellen, ihre Musik drang weit hinein ins Land.

Am frühen Morgen, als der erste graue Schimmer über Aerrö sichtbar wurde, standen die Falshöfter Fischer am Strand und schauten hinaus auf die See und hinein in die Brandung, die den flach ansteigenden Strand peitschte. Als es heller wurde, kamen immer mehr Leute, um sich das Schauspiel anzusehen, das Wind und Wellen boten. Wie sie heranstürmten, die langgestreckten, weißköpfigen Brecher! — Draußen in der Tiefe bäumten sie sich und spielten mit dem Sturm; wenn sie aber den Sandrewel erreichten und festen Boden unter sich fühlten, dann formierten sie plötzlich schräge anlaufende Sturmkolonnen, dann richteten sie sich hoch und scharf auf

und warfen sich brüllend auf die Schanzen, die ihnen entgegengestellt waren. Sie konnten aber nichts dagegen ausrichten, sie stürzten in ohnmächtiger Wut kopfüber und wichen in Schaum vergraben zurück. Aber gleich drängte der Hintermann mit noch wilderer Hast nach. Er kam auch schon ein ganzes Stück höher hinauf, wo noch keiner vor ihm gewesen war, und warf, sich überschlagend, die weiße, wollige Mütze hoch in die Luft, weithin über Sand und Tang, hinüber auf die Felder, in die Gräben und auf die Dächer des Dorfes. „Wir kommen nach!“ brüllten draußen und am Strande die übermütigen Stürmer des Meeres: „Wir kommen nach und treiben die Menschen fort, die da glauben, sie seien die Herren dort!“

Aber die Leute verstanden nicht, was die krausköpfigen Brecher schrien, und glaubten nicht, daß sie jene Grenzen überschreiten würden, die seit Menschengedenken fest standen, die so lange hoch empor geragt hatten über Flut und Wellen. Die ältesten Leute wußten sich nicht zu erinnern, daß jemals das Haff bis über den Deich sich gewagt hatte. Bis dahin waren es aber noch ein paar Fuß. — Die alten Lootsen fühlten sich recht wohl und freuten sich, daß ihnen mal wieder ein anständiger Seewind um die Nase pfiff. Sie saßen hinter den Booten und erzählten uns Jungen von den Taifunen, die sie in den chinesischen Gewässern erlebt hatten. Da waren die Masten abgeknickt wie Zündhölzer und vierzöllige Trossen waren gerissen wie Bindfäden, das Meer hatte ausgesehen wie Schwarzsauer und der Himmel gelb wie

Schwefel. -- Ja, das war etwas fürchterliches gewesen; dagegen war dies der reine Spielkram. — So sagten sie.

Mutter Thordsen war auch herunter an den Strand gekommen. „Wat'n Storm! — Wat'n Storm!" sagte sie wohl zehnmal und band sich das bunte Tuch fester über die grauen Haare. „Ach Gott, so'n Storm, un denn buten op See!" —

Aber Lotse Matthiesen tröstete sie: „Hans ist vor 6 Tagen von Riga in See gegangen. Sie haben gegen den Wind kreuzen müssen. Jetzt sind sie ganz gewiß auf hoher See. Die „Enigheden" ist ein gutes Schiff und wer ein gutes Schiff unter den Füßen hat, der braucht nicht bange zu sein."

„Wat'n Storm awers!" sagte Mutter Thordsen.

„Ach was, das hat keine Not", entgegnete Mathiesen ärgerlich. „Die Frauensleute sind gleich bange. Bei so'n Wetter liegt man mit einem Segel hart im Wind, dann pfeift er durchs Tauwerk und die Wellen waschen mal über Deck, aber machen können sie nichts. — Näh! — Machen können sie garnichts!"

„Ich weiß das wohl", sagte die Frau. „Mein Mann hat mir genug davon erzählt. Aber wer weiß, ob der Schoner jetzt die offene See vor sich hat!?" — „Bange bin ich auch nicht", setzte sie dann nach einer kleinen Weile hinzu. „Ich bin doch 'ne Seemannsfrau. Aber 'ne Seemannsmutter macht sich doch noch mehr Gedanken, als 'ne Seemannsfrau. — Und er ist ja mein Einzigster." — Die Männer sagten nichts dazu, sie aber konnte die bösen Gedanken nicht los

werden. Sie ging wieder heim, nahm die alte Bibel aus der Kommodenschublade und las darin. Sie dachte dabei an die vielen Nächte, die sie in jungen und alten Tagen schlaflos gelegen, wenn der Sturm über ihr niedriges Strohdach brauste und die See ihr die Sorge um Mann und um Kind ins Ohr brüllte. Wie oft hatte sie dann die Hände gefaltet und aus tiefstem Innern heraus so laut und lebendig mit ihrem Herrgott gesprochen, daß sie die feste Überzeugung gewann, er strecke die starke Hand aus und halte den in sicherer Hut, für den sie gebetet. Und doch war es nicht immer so geschehen. — War sie lässig oder kleinmütig gewesen? „Des Herrn Wege sind nicht unsere Wege", hatte damals Pastor Hansen sie zu trösten gesucht. — Es war ihm nicht gelungen, erst die Jahre hatten das trostlose Gefühl abgeschwächt. Nun war sie zu alt, um noch Schwereres zu verwinden! —

Immer mehr Leute kamen an den Strand.

„So lange ich denken kann, ist das Wasser aber nicht so hoch gewesen", sagte der alte Vater Tramm, „und das sind nun bald 70 Jahre."

„Zwei Fuß kann es noch gut steigen, ehe es an meine Schwelle kommt", meinte Lotse Mathiesen und blickte hinüber nach seinem kleinen, schmucken Hause, das er vor drei Jahren möglichst nahe am Haff, auf der Höhe der Drecht gebaut hatte. — „Aber so hoch kommt es nicht", setzte er dann hinzu.

„Näh, dazu gehört was", bestätigte der Fischer Peter Jansen.

„Wenn es aber erſt über die Drecht läuft, dann wird es ſchlimm“, ſagte Vater Tramm. „Dann verſäuft uns das Vieh im Stall.“

„Näh, ſo hoch kommt es nicht“, verſicherte Peter Janſen.

Gleich darauf kam ſein Junge angelaufen, er hatte die Holzſchuhe in der Hand und rannte, was er konnte, auf Strumpfſocken. „Das Birkhaus ſteht ſchon im Waſſer“, ſchrie er.

„Dann kriegt Jens Norgaardt naſſe Füße“, lachte Peter Janſen. „Und Du kriegſt gleich 'n Jack vull, wenn Du die Holzſchuhe nicht anziehſt“, bedeutete er ſeinem Jungen. Keiner lachte mit, mehrere Leute gingen nach Hauſe. — Aber man ließ die Hoffnung nicht ſinken und redete ſich gegenſeitig Mut zu.

„Der Wind geht nach Norden um.“

„Dann muß er auch abflauen.“

„Es ſchien heute morgen, als ob das Wetterglas wieder ein bischen herauf wollte.“

„So viel wie geſtern ſteigt das Waſſer nicht mehr.“

So redete man hin und her, Wind und Waſſer aber kehrten ſich nicht daran. Immer weiter, Schritt für Schritt, leckte die hungrige Flut am Strand empor. Bald ſchien ſie zu ſtehen, dann machte ſie aber wieder einen Sprung bergan. Wo vor einer Stunde nur noch die ungeſtümſten Dränger den trockenen Sand berührt hatten, da wälzte ſich jetzt ſchon Woge auf Woge. Immer ſchneller erfolgte der Angriff: die anprallende Welle riß die kraftlos zurückweichende

zu neuem Anſturm mit ſich fort, immer wilder brüllte Sturm und Brandung, und immer mehr wich die Zuverſicht und künſtlich aufgerichtete Hoffnung aus den Herzen der ohnmächtigen Menſchen.

Wieder kam ein Junge gelaufen: „Hinter der Birk läuft das Waſſer über die Drecht ins Noor. Man kann den breiten Streifen vom Schmiedeberg aus ſehen.“ Da fuhr allen der Schreck in die Glieder.

Nun fiel ihnen der Feind, dem ſie zuerſt neugierig, dann furchtſam ins Geſicht geſtarrt hatten, auf Umwegen in den Rücken. Sie verließen eiligſt die Schanzen, die einſt von Wind und Flut ſelbſt aufgetürmt waren und die ſie von Jahr zu Jahr verſtärkt hatten; ſie ſahen nicht mehr, wie auch hier die Sturmflut über den Berg ſtieg, wie dann alle Hemmniſſe durchbrochen und fortgeſchwemmt wurden. Sie rannten nach Hauſe, um zu retten, was zu retten war.

Peter Janſen war der letzte, der abrückte; ſein Haus lag am anderen Ende des Dorfes, am weiteſten vom Strand, er ließ überhaupt die Hoffnung nicht fahren. „Das gibt Luft“, meinte er, als er hörte, daß bei der Birk das Waſſer überflutete. Aber das bischen Waſſer, was aus der Oſtſee herauslief, war nur ein Tropfen. Das Haff war voll genug, und der Wind ſorgte für friſchen Nachſchub. Peter Janſen ging erſt, als das Waſſer ihm in die Holzſchuhe hineinlief. Da mußte er die Hoffnung freilich aufgeben, denn nun drängte ein breiter Waſſerſtrom in den Weg hinein. Die wütende Flut riß Sand und Steine, Boote, Brückenbohlen und Segelhaus mit

ſich fort, alles im bunten Durcheinander. Man meint, daß Peter Janſen es noch verſucht hat, ſein Boot zu bergen, gewiß weiß es keiner, denn niemand hat's geſehen. Er hat's auch keinem erzählen können, denn als man ihn wieder fand, lag er im Dornengeſtrüpp des Walles bei Hans Braaks Garten, mit eingedrücktem Bruſtkaſten — tot.

In Falshöft aber wogte in jedem Hauſe der Kampf um Gut und Leben. Jetzt war es bitterer Ernſt. Nun raſch die Stalltüren auf, ſonſt geht's dem Vieh ans Leben! — Für die Schweine war es am ſchlimmſten; wenn man ſie an den Ohren packte, ſo drängten ſie rückwärts, und zog man ſie am Schwanz, ſo wollten ſie vorwärts — immer, mit gewaltigem Geſchrei wollten ſie den verkehrten Weg einſchlagen. Bald ſtand das Waſſer höher als die Stallluken und man mußte die Widerborſtler ihrem Schickſal überlaſſen. Den wenigen Kühen, die im Dorf waren, wurden die Klagen abgenommen, mit Schlägen und Stößen trieb man ſie gegen den Strom ins Freie, nach Niebye zu, auf den Schmiedeberg. Dort ſah ich ſie naß und zitternd hinter dem Knick ſtehen und an den Spitzen der Haſelbüſche kauen. Die Hühner flogen in ihren Ställen von einer Stange auf die andere, immer höher, aber das Waſſer kam nach.

Mutter Thordſens Haus lag zwei Fuß höher als die Straße, nicht weit vom Strande. Es dauerte nicht lange, da lief ihr das Waſſer über die Türſchwelle auf die lehmige Hausdiele und in die Stube. Sie hatte aber ſchon die Stühle auf den alten, dicken

Eichentisch gestellt. Oben darauf packte sie das Bettzeug und allerlei Hausgerät — so hoch konnte das Wasser doch nicht steigen! — Aber es stieg und stieg. Es trieb die Mäuse aus den Löchern des gemauerten Feuerherdes, ohne sonderliche Scheu schwammen sie in der Küche und der Stube umher, die spitzen Schnauzen eben über Wasser, die Ohren hoch. — Das hielten sie aber nicht lange aus, so kletterten sie denn an den Tischbeinen und Schränken empor. Niemand kümmerte sich um sie, jeder dachte an das eigene Leben.

Das Wasser aber stieg und stieg, es löschte das Feuer auf dem Herd aus und plätscherte unter den Brettern der Bettstelle, es füllte die Schubladen der Kommode und warf die schönen Geburtstagstassen um, die oben drauf so sauber und nett in Reih' und Glied standen; es hemmte den Perpendikel der alten Wanduhr, die bisher unbekümmert um das Hasten und Treiben in gleichmäßigem Ticktack weiter gearbeitet hatte, es stemmte sich unter den schweren, alten Kleiderschrank, hob ihn auf und warf ihn um, daß er längelang im Zimmer lag, — es stieg und stieg. Nach einer Stunde schon plätscherte es am Balken der Decke, nun mußten die Mäuse doch dran glauben! — Die Menschen waren rechtzeitig auf den Boden geflüchtet.

Mutter Thordsen hatte zu retten und zu bergen gesucht, was sie konnte; sie jammerte nicht um ihren mühsam erworbenen, viele Jahre geschonten und gehegten Hausrat, ihre Gedanken waren draußen auf

dem wilden, wütenden Meer. Aber nach dort hinaus sehen konnte sie nicht, ihre Bodenluke führte nach der Dorfstraße, hier sah sie Unglück und Verwüstung genug. So weit sie blickte, nur Wasser: trübe, brausende Flut, die im Sturmlauf landeinwärts drängte. Die Pappeln und Apfelbäume ragten standhaft daraus empor, vom Buschwerk auf dem Knick an der Straße sah man aber nicht viel mehr, nur die Spitzen der Haselbüsche und Schwarzdornsträucher patschten im Wasser umher. Wie kleine trostlose Inseln lagen die grauen und grünmoosigen Strohdächer der Häuser mitten in der gewaltigen Sintflut, von den Längsmauern sah man nichts mehr.

Auf Peter Jansens kleinem Backhaus saß oben auf der Rügnung, zwischen den Hängehölzern, im weißlichen Seegras ein Hase, ein wirklicher Hase. Der hatte wahrscheinlich am Grabenwall gelegen, der angenehme Geruch des grünen Kohls hatte ihn zu lange gebannt, und er hatte sich nicht rechtzeitig auf die Strümpfe gemacht. Dann war plötzlich der Graben voll Wasser gelaufen und die Flut war am Wall heraufgestiegen. Hätte die alte, krumme Weide nicht an der Mauer gestanden, und wäre von hier aus das Backhaus nicht mit einem guten Sprung zu erreichen gewesen, so hätte er zum letzten mal Kohl gerochen. — Nun drückte er sich hinter den Schornstein, aber Jansens Kinder sahen ihn doch. Sie dachten aber nicht daran, ihn mit Steinen tot zu schmeißen, sie schrien nach ihrem Vater. Der kam immer noch nicht. Der kam nimmermehr! —

Mutter Thordſen konnte nichts mehr tun, ſie war auf alles gefaßt: ſie hatte die Hände gefaltet und blickte ſtumm hin auf die Verwüſtung ringsumher. Ihr konnte der Tod heute oder morgen kommen, wenn nur er . . . . Ein ſtarker Stoß erſchütterte plötzlich ihr Häuschen, gleich darauf ſcheuerte und rammte, von den Wellen hin und her geſchleudert, ein ſchwerer Gegenſtand an der Giebelwand vorbei. Fünf oder ſechs mal nahm er mit den Wellen einen Anlauf und warf ſich gegen das Fachwerk, daß es krachte. Dann wurde er von der Flut herumgeworfen und trieb ſchwerfällig an der Bodenluke vorbei: das war Fiſcher Hans Braaks großes, grünes Boot. Die anderen Boote waren ſchon längſt vorüber, dies mußte wohl anderswo von der Brandung als Rammblock benutzt ſein, es hatte einen gebrochenen Steven und ein großes Loch in den Planken. Nun trieb es weiter am Knick entlang, blieb ein paar mal an den hohen Eſchenbüſchen hängen, ſchwenkte herum und wurde dann mit Macht gegen die Hausecke ſeines Eigentümers geworfen. Hier kenterte es völlig und trieb kieloben weiter.

Fiſcher Braak ſaß mit ſeiner Frau und ſeinem kleinen Enkelkinde auf dem Boden. Seine Schwiegertochter lag mit fiebernden Wangen und matten Augen, mit Bettzeug zugedeckt, auf dem Stroh. Vor acht Tagen hatte ſie das Knäblein geboren. — Der alte Braak ſagte kein Wort, als er das Wrack ſeines Bootes vorüber treiben ſah, er fand es in dieſem Augenblick eigentlich ganz natürlich, daß an dieſem

Unglückstage auch sein treuer Geselle sein Ende fand. — Er dachte aber an jene Nacht, wo er vor zwei Jahren bei Schleimünde vom Gewitterſturm überraſcht wurde. Schwarzblau ſah damals der Himmel im Oſten über dem Waſſer aus, züngelnde Blitze ſchoſſen aus der dunklen Maſſe hervor und beleuchteten grell die dunkle See. Der Donner grollte von fernher dumpf herüber. — Aber ſie hatten ſich damals zuerſt nicht darum gekümmert, ſie hatten nur ein Reff in das Großſegel geſchlagen und waren weiter gefahren, denn von Oſten kam ja doch faſt niemals ein Gewitter auf. Das Waſſer zog es ja an und ließ es nicht hoch. Und ſie wollten noch vor Dunkelwerden nach Hauſe. — Dann aber war urplötzlich ein Heulen und Pfeifen, ein Praſſeln und Krachen durch die Luft gegangen, von den dunklen Maſſen im Oſten hatte ſich eine ſchwarze Fahne losgetrennt und war nach Schwanſen herübergezogen. — „Die Schoten los! Großſegel herunter!“ ſchrie der alte Braak. Die Leinwand knallte im Winde, die Schoten peitſchten umher, aber das Boot legte ſich ſo weit über, daß das Waſſer über den Bordrand lief, das Großſegel ſtand noch prall und ſtramm, das Schoot war unklar geworden. Da ging es auf Leben und Tod. In der Angſt hatte der alte Braak mit dem Bootshaken das Segel entzwei gehauen. — Ja, in der Angſt, in Todesangſt! — Nicht um ſein altes Leben, ſondern um Chriſtian ſeines, der hinten am Steuer ſaß. Die Lappen des Großſegels flatterten und praſſelten gegen den Maſt, das alte Boot richtete

ſich wieder auf und ging langſam und ſchwerfällig in den Wind. Damals gings noch gut. Am nächſten Sonntag gingen beide in die Kirche und hielten, als ſie das Gotteshaus betraten und ehe ſie fortgingen ihre Mützen ſehr lange vors Geſicht. Dieſes mal nicht aus alter Gewohnheit, ſondern weil ſie ihrem Herrgott was zu ſagen hatten! —

Im letzten Frühjahr aber war Chriſtian von den erbarmungsloſen, beutegierigen Fluten doch gefaßt; bei Weidefeld hatten ſie nach fünf Tagen ſeinen Leichnam an den Strand geworfen, bei Golsmaas trieb das Boot an. Die ganzen Tage hatte der alte Braak im Waſſer und am Strand nach ſeinem Sohn gefiſcht; ein Glück wenigſtens, daß ſie ihn überhaupt fanden. Da kam er doch endlich zur Ruhe. Seinen Kameraden Johann Dau fand man erſt viel, viel ſpäter. —

Der alte Vater hatte ſeinen Sohn in dieſem Boot geholt. Es war ſo ſchönes Frühlingswetter geweſen, die klaren Wellen hatten an den Bug geplätſchert und dem Toten ein letztes Seemannslied geſungen. — Ein trauriges Lied! — Wie gerne hätte der alte Braak ſich dort unter die Duchten, am Boden des Bootes, lang und ſteif hingelegt, wenn der Junge nur hätte das Ruder in die Hand nehmen können. — Und er nahm wieder die Mütze ab und hielt ſie vors Geſicht. Er warf ſich auf die Knie, er betete und bettelte und glaubte im einfältigen Kinderglauben, in der Überreizung der fünf, von Sorge und Qual erfüllten, durchwachten Nächte und Tage, der liebe Gott dort oben könne und müſſe ein Wunder

tun, wie einſt zu Nain geſchehen. — Aber der Jüngling vor ihm blieb ſteif und ſtarr. Als er das Segel zurückzog, ſah er in das fahle Totenantlitz mit dem wirren Haar und den feſt zugekniffenen Lippen. — Da rollte ihm eine heiße Tränenflut die Wangen nieder, er konnte weinen! —

Seit einem halben Jahr lag Chriſtian in Gelting auf dem Friedhof, und der alte Braak fuhr allein aus zum Fiſchen, denn nun mußte er wieder für das Brot ſorgen für die Witwe ſeines Sohnes und für ſein Enkelkind. — Wie aber ſollte es jetzt werden? — Das kam ihm erſt in den Sinn, als das Wrack aus dem Geſichtskreis verſchwunden war.

Vom Strande war nichts mehr zu ſehen, über die Drecht hinweg brandeten überall die Wellen und warfen den Sand in die Noorgräben und auf die Felder. So weit man hinaus ſchauen konnte, ſah man nur weiße, hochgepeitſchte Kämme über der dunklen Flut hinwegrollen. Aber wer kümmerte ſich noch darum, was draußen auf der See vorging!? — Faſt alle Fiſcher und Lotſen, Kätner und ſonſtigen Dorfbewohner waren von den Fluten auf die Dachböden gedrängt. Hier wurden ſie belagert und in Schrecken verſetzt, jeder Einzelne und jede Familie hatte gerade genug mit ſich ſelbſt zu tun. —

Sechstes Kapitel.

Im Birkhaus war man ganz von Gott und aller Welt abgeschnitten. Als die ersten Spritzer über die Drecht schlugen, da sagte Erischan Böhm: „Nach meinem Leben frag' ich nicht viel, denn wenn ich tot bin, kann ich lang liegen und brauche nicht zu schuften und zu racken, aber — im Wasser mag ich nicht versaufen!" — Niklas Böhm war derselben Ansicht: „Wenn wir man einen in'n Buddel hätten!" fügte er hinzu. — „Adjüs Jens Hannemann!" riefen sie Norgaardt zu. „Nimm Dich in Acht, daß das Wasser Dir nicht in die Tüffeln läuft! Das ist nicht gesund!" Dann machten sie sich auf die Lappen nach Falshöft zu.

Als sie bei der Stelle ankamen, wo vor einer halben Stunde die ersten Wellen eben über den Sand geleckt hatten, und das Salzwasser nur in einer flachen fußbreiten Rinne ins Noor geflossen war, da machten sie große Augen und fingen an zu fluchen. Dort floß nämlich jetzt schon ein dreißig Fuß breiter Strom, der Sand und Tang, Kies und Steine vor sich her ins Noor hineinwälzte und gierig nach beiden Seiten griff.

„Immer durch!“ schrie einer dem anderen zu. „Noch ist's Zeit. Fix drauf los, wenn's auch nasse Füße gibt!“ Sie gingen hinein bis an die Knöchel und sanken weiter bis an die Knie. „Oha, oha!“ — „Zurück!“ hieß es da. Ja, zurück, das war leichter gesagt als getan. Der aufgeweichte Sand saugte, er hielt fest, was er hatte. Auf allen Vieren mußten sie zurück; die Holzschuhe, die sie vor acht Tagen erst beim Höker in Gundelsbye gestohlen hatten, blieben im Grunde stecken. Das war schlimm, aber das Leben hatten sie doch geborgen. Auf Strümpfen und barfuß mußten sie den Rückzug antreten.

Jens Norgaardt war's nicht spaßig zu Mute, als sie wieder beim Birkhaus ankamen, aber er lachte doch. „Nu habt Ihr ja nasse Füße gekriegt und ich nicht.“ — „Das kommt noch!“ war die brummige Antwort. Dann gingen alle daran, die Türen fest zuzumachen und von außen mit Grassoden zu verstopfen. Das Wasser trieb sie bald von ihrer Arbeit, durchs Fenster kletterten sie ins Haus.

Zwei Stunden später saßen sie auf dem Boden, unten war das Wasser. Die beiden alten Böhm jammerten über ihren armseligen Schrank und die elenden Bettstellen, die unten im Wasser schwammen. Ihre Ziege hatten sie mit herauf gerettet, die schnubberte im Heu herum und schien sich ganz behaglich zu fühlen. Die beiden Söhne saßen in der westlichen Dachecke, wo der Wind nicht ankam, und schauten stumpfsinnig hinüber nach dem Niebyer Kliff, das

ſteil aus der Flut emporragte und an dem die Brandung machtlos abprallte.

Der ganze Noor war ein weites Meer, nur das Dach des Birkhauſes und ein paar halbrunde Haufen Dornengeſtrüpp ragten aus der grauen, wogenden Fläche hervor.

„Wenn das abläuft, bleiben 'ne Maſſe Aale im Noor zurück", meinte Niklas Böhm.

„Die kriegſt Du diesmal nicht, aber vielleicht kriegen ſie diesmal uns", höhnte Fritz, der ältere Bruder.

Niklas ſah auf: „Wie meinſt Du das?"

„Einen Tod kann der Menſch man ſterben", war die Antwort.

„Der Deuwel hol!" fuhr Fritz auf. „Du meinſt doch nicht, daß es uns ans Leben geht? So ſchlimm wird's wohl nicht werden."

„Wenn's noch ein paar Stunden ſo weiter geht, dann ſteh ich für nichts. Auf der Leeſeite ſind die Mauern ſchon heraus, nur das Fachwerk ſteht noch."

„Das iſt aber eichen und feſt!"

„Jawohl, ſo lange noch die Dachlaſt darauf liegt. Ich bin nicht umſonſt dem Zimmermann aus der Lehre gelaufen, ſoviel habe ich doch gelernt."

„Schnack Du und der Deuwel! — So hoch kommt das Waſſer nicht."

„Der Deuwel hilft uns auch nicht — den laß

nur jetzt in Ruhe. Der mag mit'n Waſſer nichts zu tun haben. Der hat mit dem Schnaps mehr im Sinn."

„Verdammich, Du willſt wohl nun noch en Betbruder werden! — Kannſt Dein Vaterunſer noch? Haſt oft genug Prügel gekriegt, wenn Du's in der Schule nicht konnteſt."

„Halt's Maul. Uns nützt kein Beten, aber auch kein Fluchen. — Ich bin für mein Leben und für's Sterben nicht bange. Hab' ſchon mal den Strick um den Hals gehabt, damals als ich zum erſten male in Cappeln im Loch ſaß. Da dachte ich dann aber, daß ich mich noch beſſern könnte und ließ das Hängen ſein. — Als ich wieder heraus kam, hatte ich nichts zu beißen und keine Stelle zum Schlafen, und als ich mir ein paar Bankſchillinge zuſammengebettelt hatte, da kaufte ich mir Schnaps. Am anderen Tag traf ich Dich beim Jebenholzer Krug. Weißt Du das noch? — Da ſaßen wir denn und redeten vom „roten Hahn" und vom „Feuer anſtecken", daß die Leute Angſt bekamen und uns Branntwein gaben und Geld, daß wir weiter gingen. Nachher kam der Schangdarm uns auf'm Hals. Und am Abend ſaß ich ſchon wieder in Cappeln in demſelben Loch und Du nebenan, und dann am andern Tag . . . ."

„Donnerwetter, laß das Geplärr!" fuhr Niklas auf. „Was gibſt Du mir die Schuld, die haſt Du ebenſo gut auf dem Gewiſſen."

„Pſt! Stille!" mahnte Fritz und vergrub die

naſſen, bloßen Beine tiefer ins Stroh. „Red' Dich nicht um Deinen Hals."

„Kümmer Du Dich um Deinen Hals, Bangbüx!" ſchrie der andere ſo laut, daß er das Brauſen des Sturmes und das Brüllen der Wellen übertönte.

„Streitet Euch nicht!" rief Jens Norgaardt herüber. Er ſaß, beide Arme auf die Knie geſtellt und den Kopf in die Hände gedrückt, auf einem alten Fiſchkaſten, der an der Giebelwand ſtand. Seine Frau ſaß neben ihm. Sie hatte, was ſich an Zeug und Lumpen auftreiben ließ, um Leib und Bruſt gewickelt, keuchend ging ihr der Atem aus der kranken Lunge.— Ein altes Geſangbuch lag auf ihrem Schoß, aufgeſchlagen war die Nummer 850, mit leiſer Stimme und ſtoßweiſe las ſie von den „Liedern für beſondere Zeiten und Schickungen Gottes" das für „in Waſſersnöten" beſtimmte:

Wir ſind in Not:
Laß uns, o Gott,
Die Flut nicht überſchwemmen!
Nimm uns in Acht;
Wehr ihrer Macht;
Du kannſt die Wogen hemmen!
Verbirg jetzt nicht
Dein Angeſicht;
Gedenk an uns in Gnaden!
Gott, wenn uns itzt
Dein Arm beſchützt:
Was kann das Meer uns ſchaden?

157440B

Ach, hilf uns, Herr
Allmächtiger,
Um Jesu Christi Willen!
Ach, Du allein
Kannst uns befreien:
Kannst Sturm und Wellen stillen!
Erbarme Dich!
Hilf väterlich!
Beschütz uns Gut und Leben!
Dann wollen wir
Dir, Gott, dafür
Dank, Preis und Ehre geben.

Finster blickte der Mann vor sich hin. Er sagte kein Wort, aber wenn die Balken ächzten und die Ständer knackten, dann zuckte er zusammen. Durch sein Gehirn schossen Gedanken und Pläne, wie er sich selbst würde retten können, wenn dieser wackelige Bau zusammenschoß. An die anderen, an seine Frau, die krank und elend neben ihm saß, dachte er nicht. — Was kam's darauf an, wenn sie in den Fluten ihren Tod fand, dann hatte die kranke Brust nicht mehr zu arbeiten, dann war er eine Last los.

„Wie wird Meta um uns in Angst sein", flüsterte sie, wie im Selbstgespräch, vor sich hin. — „Ach Gott, wie wird sie sich sorgen."

„Die hat's besser als wir", brummte er halblaut und ärgerlich. Da krachte das Haus wieder in allen Fugen, voller Schrecken sprang er auf und schob den Kasten, auf dem er gesessen hatte, an die Dachluke.

Daran wollte er sich festhalten, wenn's ins Wasser ging.

Aber noch hielten die eichenen Pflöcke die Ständer fest. Das Wasser stieß alle alten Lehmwände heraus und konnte alsdann frei durchrauschen. Die Wellen konnten keine Flächen mehr zu fassen kriegen, das Ständerwerk hielt stand. Als dann aber das Dach unten an der Traufe eintauchte, als das Wasser hinauf auf den Heuboden stieg, da wurde die Gefahr wieder größer. Die Menschen kletterten immer höher hinauf und machten sich Löcher oben in dem alten Strohdach, um hinausschauen und im äußersten Notfall sich aufs Dach retten zu können; die Ziege folgte nach. Jens Norgaardt vergaß nicht, seinen Kasten mit nach oben zu schleppen. Sein gebrechliches Weib hoben die beiden Böhmen auf ihre Schultern und brachten es in Sicherheit. Dabei brummte Niklas: „Dein Kerl ist ein noch viel größerer Lump als wir beiden zusammen. Wenn ich mich nicht schämte, mich an so'n jämmerlichen Lappen zu vergreifen, dann kriegte er heute noch Prügel!" — Sie hörte es kaum, sie dachte an ihre Tochter.

„Hallo, was ist das?" schrie auf einmal Fritz Böhm und zeigte nach dem Loch im Dache. „Da kommt ein Schoner von draußen. Steckt mal ein Notzeichen aus dem Dach. Vielleicht setzt er ein Boot aus."

„Der wird sich hüten, hat genug mit sich selbst zu tun", meinte Niklas.

In Jens Norgaardt aber kam Leben. „Schnell,

ſchnell!“ ſchrie er und verſuchte eiligſt mit allen Kräften eine Latte aus dem Dach zu brechen. „Gib ein Stück Lappen her, Line!“ Und er riß ihr das Tuch fort, das ihre Bruſt umhüllte.

„Laß ihr das Tuch!“ ſchrie Niklas. „Nimm Deinen eigenen Rock!“ Er packte ihn mit kräftiger Fauſt am Genick, riß ihm den alten Rock in Fetzen vom Leibe und warf ihm die Lumpen vor die Füße. „Da haſt Du Deine Fahne, Du feiger Kerl!“

Der ſo plötzlich Überfallene ſtieß nur einige unartikulierte Laute aus und warf dem als gewalttätig weit und breit gekannten Menſchen giftige Blicke zu. Dann knotete er mit zitternden Händen das zerriſſene Lumpenwerk an das Ende der Latte und ſteckte ſeine Notflagge zum Dachloch hinaus. Die Böhmen lachten verächtlich.

Vom Kliff aus hatte man den Schoner ſchon länger beobachtet und die Manöver, die er machte, beſprochen. Es ſtanden da gewaltig kluge Leute — leider konnten ſie den Leuten an Bord weder raten noch helfen. Das Schiff war, mit Sturmſegeln vor dem Wind treibend, von Aerrö herüber gekommen, und nun ſahen die Seeleute hier plötzlich ſtatt der bekannten Einfahrt in die Flensburger Föhrde ein unbekanntes, weites, wildes Meer vor ſich. Alles war überſchwemmt; die Gegend war unkenntlich gemacht. Was tun? In die Föhrde einzulaufen, war bei dem Sturm ſehr bedenklich; man ging daher über Stag und lag nun mit dem Vorderſtengen-Stagſegel hart am Winde. So trieb der Schoner langſam in

der Windrichtung weiter. Das Land war weit, und vor der Hand war nichts zu befürchten. Stunden vergingen, der Sturm flaute nicht ab, sondern wurde stärker.

Der Kapitän war in der Kajüte, an Deck war so wie so nichts zu machen. Das Ruder war mit zwei Taljen festgelegt und ein Matrose paßte auf, daß das Segel oben noch voll stand. Der Steuermann stand auf der Back am Ankerspill und schaute hinüber nach der Heimat. — Es war Hans Thordsen, und das Schiff war die „Enigheden", sie kam mit Roggen von Riga.

Gegen Mittag war es, als der Steuermann in die Kajüte des Kapitäns eintrat; der lag in bleiernem Schlaf, ein Grogglas stand auf dem Tisch und die leere Rumflasche daneben. „Käppen Harmsen!" — Langsam richtete sich der Mann auf und öffnete die schweren Augenlider. „Käppen Harmsen, wir treiben auf Land, wir müssen Segel setzen und in die Föhrde einlaufen!"

„Den Deuwel auch! — Wo sind wir denn?"

„Wir treiben auf die Birk zu, ich kenne jetzt die Gegend ganz genau. Alles steht unter Wasser, was sonst Land war."

„Bei dem Sturm lauf' ich ohne Lotsen nicht in die Föhrde ein, ich habe schon mal auf dem Kalkgrund gesessen. Ich will mein Patent nicht riskieren."

„Lotsen gibt's heute nicht!" sagte Hans Thordsen bestimmt.

„Den Deuwel auch, warum denn nicht?"

„Alles unter Waſſer! Und bei dem Sturm könnten ſo wie ſo keine hinaus.“

„Die Kerls ſitzen natürlich bei ihrem Glas Grog, kucken durchs Glas und reiben ſich den Buckel am Ofen. Setz' die Lotſenflagge, ſie ſollen her. — Das wollen wir doch gleich mal ſehen.“

„Unmöglich!“

„Den Deuwel auch! Wofür werden ſie denn bezahlt?“

„Käppen, wenn wir nicht ſofort Segel ſetzen, ſo treiben wir auf Grund. Kommen Sie mit!“ Hans Thordſen wandte ihm den Rücken und ging an Deck, ſchwerfällig und unſicher folgte der Schiffer.

„Gott verdamm' mich!“ fluchte er. „Lot' mal, wie viel Waſſer wir haben.“

„Noch haben wir acht Faden“, ſagte Hans Thordſen ruhig, „aber das wird bald anders. Sehen Sie dort die Brandung, das iſt der Sandrewel, da gibt's vielleicht ſchon Grund. Das Schiff iſt ſteuerlaſtig, geht hinten zehn Fuß.“

Ratlos ſtarrte der Kapitän nach dem Lande hinüber.

„Wenn wir nicht bald die Lappen hoch kriegen, dann nützt es überhaupt nichts mehr“, drängte nun der Steuermann. „Wir müſſen ſofort das Marsſegel ſetzen und mit raumem Winde um die Birk und den Kalkgrund herum fahren. Das geht noch, in zehn Minuten aber . . .“

„Ohne Lotſen tue ich's nicht!“ ſchrie der Kapitän mit heiſerer Stimme.

„Was wollen Sie denn machen?“ fragte Hans Thordſen.

„Halſen!“

„Halſen? — Ehe wir herum ſind, ſitzen wir ſchon feſt.“

„Halſen! Dann wieder hart an den Wind!“ entſchied der Kapitän.

„Sett de Mars!“ rief mit mächtiger Stimme Hans Thordſen. Zwei Matroſen und der Junge gingen eiligſt die Wanten hinauf, dann knatterte und knallte das Marsſegel im Sturme. Der Steuermann hielt das Schiff ganz hart in den Wind. Die Braſſen wurden angeholt. „Käppen, wollen wir nicht lieber um die Birk herumgehen?“ fragte er noch einmal.

Einen Augenblick zögerte der mit der Antwort.

„Ich will die Verantwortung übernehmen“, ſetzte er hinzu. Das hätte er nicht tun ſollen, denn nun ſtieg beim Kapitän der Grogmut hoch. „Wer hat denn hier zu ſagen? — Wer hat denn die Verantwortung? — Ich, Niels Harmſen, der Kapitän! Ich allein! — Halſen!“ ſchrie er.

Der Mann am Steuer nickte, ſchnell drehte ſich das Ruder, Sturm und Wellen packten gleich darauf das Schiff von der Seite und ſchleuderten es wie eine Nußſchale hin und her, dann kamen die Brecher von hinten und wuſchen über das Heck und über den Mann am Steuer hinweg, der aber ſtand ruhig und ſicher. Die Matroſen braßten die Marsraa. Nun wurde das Schiff nach der anderen Seite hinüber geworfen, daß die Reeling im Waſſer ſtand und end-

lich ging sie wieder hart in den Wind. In demselben Augenblick fühlte man hinten einen Stoß, daß das ganze Schiff zitterte und das Ruder hin und her geworfen wurde. Eine Talje war gebrochen. Das Schiff war steuerlos.

„Nieder mit der Mars!“

Die Matrosen saßen wieder in den Pardunen und auf der Raa. Das Schiff wurde herumgeworfen und taumelte wie ein Betrunkener, das Segel knatterte im Winde und klatschte an die Raaen, brausend und brüllend stürmten die wütenden grauen Mordgesellen über die Reeling hinweg, alles mit sich fortreißend, was nicht niet- und nagelfest war und was nicht mit eisernen Fäusten sich festhielt. Zwei oder drei Mal stieß der Kiel noch auf den Sand, dann war das Schiff über den Sandrewel hinweg und bekam wieder etwas tieferes Wasser.

„Anker los!“ brüllte der Kapitän und tastete mit unsicheren Fäusten am Spill. — „Nützt auch nicht viel mehr!“ — Hans Thordsen machte den Stopper los, klirrend und funkensprühend schoß die Kette durch die Klüse. Dann drehte der alte Schoner wieder langsam die Nase in den Wind.

Der Anker hielt wider Erwarten doch; man ließ nun so viel Kette auslaufen als irgend möglich, damit er besser halte und das Schiff stetiger liege. — Wie lange? — Hans Thordsen stand vorn auf der Back; er blickte in die kochende See hinaus und hinüber nach seiner Heimat. Wie mochte es dort aussehen?

Der alte Schoner ächzte, wenn ihn ein Wellenberg hoch warf und dabei die Ankerkette anzog, daß sie straff stand wie ein Zwirnsfaden; der alte Schoner stöhnte, wenn er dann gleich ins tiefe Tal hinabschoß. Im nächsten Augenblick tauchte sein Ausleger mit der Spitze in den schäumenden Kamm der aufbäumenden Welle, die Sturzsee schwang sich über die Reeling und peitschte klatschend das Deck entlang. Der Matrose und der Junge arbeiteten, daß sie dampften. Seit einer halben Stunde machte das Schiff Wasser.

Der Kapitän war wieder in der Kajüte gewesen. Der Wind hatte ein paar Minuten etwas nachgelassen, gleich darnach aber pfiff und heulte er wieder durch das Tauwerk, als ob der Teufel los sei. — Die Ankerkette klang und klirrte und knirschte in der Klüse, als sollte sie gesprengt werden, wenn das Schiff hoch aufbäumte. Da bekam das rote Groggesicht des Kapitäns einen fahlen Schein: „Gott verdammi! — Der Poller oder die Kette bricht. — Lange kann das so nicht arbeiten. Nu holt uns alle doch der Deuwel!“

Gleich darauf machte der Schoner einen gewaltigen Satz, krachend und klatschend schlug eine schwere Sturzsee über die Steuerbord-Reeling und wälzte sich unter das Schiff hindurch. Mit einem Male gab's an der Ankerwinde einen Schlag und ein knatterndes Klirren, als wenn der Blitz niedergeht, — ein Kettenende fuhr klingend und funkensprühend aus der Ankerklüse heraus. — Die nächste Welle

warf das haltloſe Schiff vorn hoch empor und riß es dann mit ſich fort. Schwerfällig ſchaukelnd trieb es über Steuer in den ſchaumbedeckten Wellen dem Strande zu.

„Gott verd . . . . .“ brüllte der Kapitän, aber ſein Geſicht wurde jetzt ganz blaß und er kriegte den Fluch nicht mehr fertig. Seine Kourage verſoff wie ein Nachtlicht, dem die dünne Ölſchicht ausgegangen iſt. Er hatte nichts mehr nachzugießen und nun verlöſchte der ſchwelende Docht. — „Die Rettungsringe!“ rief er. „Macht das Boot klar.“

„Feiger Hund“, brummte Hans Thordſen verächtlich und warf ihm einen Korkring zu. Ohne ſich aber noch weiter um ſeine Befehle zu kümmern, rief er mit Donnerſtimme den Männern an der Pumpe zu:

„Hoch die Vorſegel! Herum mit dem Ruder!“

Jetzt gings ums Leben, ſo oder ſo. Das Schiff ſchwankte und ſtampfte, es holte wie vorhin gewaltig über, als Wind und Wogen es von der Seite packten, die Männer konnten ſich kaum an Deck und vorn am Ausleger halten, aber ſie kriegten doch den Klüver los und ein Stück hochgezogen. Das Segel flatterte und knallte.

„Höher hinauf damit! — Holt an!“

Steif ſtand es im Winde. Schwerfällig drehte der Schoner ſich etwas herum, mehr in den Wind; aber Sturm und Wogenprall waren zu mächtig! — Ja, wenn der Strand nicht ſchon zu nahe, wenn ſie etwas mehr Zeit gehabt hätten, mehr Segel zu ſetzen,

dann wäre dies Manöver vielleicht — vielleicht ihre Rettung gewesen. Nun wars zu spät. Grade vor dem Birkhaus war es, da faßte die Landbrandung das taumelnde, fahrtlose Schiff, gleich darauf stießen sie mit dem Ruder und mit dem Hintersteven hart auf Grund. Das Schiff trieb wieder herum, mit dem Bug nach Land zu, ein paar mal wurde es noch von den Wellen gehoben und immer fester auf den Sand gerammt, dann gingen die Brecher über das Schiff hinweg, schlugen das Boot gegen die Schanzkleidung, daß die Splitter umherflogen und wuschen von Deck fort, was nicht bordfest war.

„Wo is de Stürmann?" brüllte der Kapitän die Matrosen an, die hinter der Reeling Schutz suchten. Die zeigten nach vorn. Dort hatten sie ihn zuletzt gesehen, als er das Boot klar machen wollte. Sie wußten nicht, daß er dabei vom Bootsdavit am Kopf getroffen und hingestürzt war. Die anderen hatten an sich allein gedacht. — Krampfhaft hielt Hans Thordsen sich im ersten Augenblick an einer Decksluke fest, die von den Sturzseen losgeschlagen war. Als aber die vierte oder fünfte Woge über Deck ging, da verlor auch der Lukendeckel den Halt und wurde mit dem Mann über Bord gespült.

Keiner schrie „Mann über Bord!", nur der Sturm brüllte sein Lied! — Ein paar gewaltige Wellen gingen über ihn hinweg, mit starren Fingern hielt er sich an dem eisernen Griff des Lukendeckels fest und wurde mit ihm hin und her geworfen. Als er wieder auftauchte, war er vom Schoner schon

drei Schiffslängen ab; noch rief er im Todeskampf: „Hälpt — Häl . . . .“, den Reſt erſtickten die Fluten. Die ſchweren Seeſtiefel zogen ihn nach unten und der ſteife Ölrock hemmte ſeine Bewegungen. — Die Luke kippte um. — Aber die Todesangſt gibt Rieſenkräfte. Noch einmal ſpannte ſie die Muskeln und Sehnen des Halbbetäubten. Mit beiden Fäuſten krallte er ſich an den vorſtehenden Deckelrand feſt und warf ſich herum, daß die Wogen von hinten über ihn hinweg ſchlugen. Da kriegte er wieder einen Moment, wo er Luft holen konnte, drei, vier kurze, röchelnde Atemzüge nur, aber ſie gaben ihm ſo viel Beſinnung, daß er die Arme anziehen und den großen hölzernen Deckel unter die Bruſt ſchieben konnte. — Es war die höchſte Zeit, viel an Lebenskraft und Muskelſpannung hatte der Mann nicht mehr zu vergeben, und was noch im haltloſen Körper drin war, das war nötig, um den Kopf über Waſſer zu halten. Welle auf Welle ging über ihn hinweg, ſie raſten um ihn herum, ſie ſchleuderten ihn hinunter in die Tiefe und hoben ihn wieder, mit Hohngebrüll aufbäumend, auf ihren ſchaumbedeckten Rücken, daß er mit halbem Leibe auftauchte. Weit ab ſah er den Schoner den gleichen Kampf kämpfen. Dann verſchwand das Bild. Es wurde dunkel vor ſeinen Augen, ganz dunkel, wie mitten in der Nacht. Eine angenehme Müdigkeit aber zog nun durch ſeine Glieder; er fühlte den Krampf in den Armen und den Schmerz in den Fingernägeln nicht mehr, warm rieſelte es durch ſeinen Körper. — Einmal noch

hoben ihn die Wellen hoch, aber nicht so gewaltsam wie vorher. Es war ihm, als würde er von warmen, lieben Armen getragen. Die hoben ihn ans Licht, um ihm noch einmal die alte, liebe Heimat zu zeigen. Er sah ein kleines Haus mit Strohdach aus dem Wasser herausragen und eine Fahne sah er auf dem Dach. — Man winkte. — Einen Augenblick nur war der Schleier von diesem Bilde gezogen, — dann verschwand es. Ein Singen und Klingen tönte herüber von weiter Ferne, dann brauste und läutete es dicht vor seinen Ohren. — Das waren die Geltinger Kirchenglocken, so hatten sie geklungen, als er zum ersten male als Junge zur Kirche ging. Und dazwischen hörte er das laute, vielstimmige Rufen der Rabenschwärme, die in den hohen Eichen am Hausgraben von Geltinghof zu hunderten ihre Nester hatten — „den Baron sien Kreien." — Aber lauter noch schrien sie heute als damals, und sie schlugen nach ihm mit ihren schwarzen Flügeln. — — Dann sah er seine Mutter. Sie hielt ihn an der Hand, die Glocken klangen feierlich und die Orgel spielte „Nun danket alle Gott." Er aber stand wieder mit den beiden Kronsgaarder Jungens vor dem Altar und wurde konfirmiert. — Seine Mutter strich ihm mit leiser Hand liebreich über das Haar. — Da wurde er ruhig, — — ganz ruhig . . . .

* * *

„Er treibt hier grade auf uns los", sagte Niklas Böhm. — „Näh, doch nicht. Nun wirft ihn die Brandung wieder weiter 'rüber."

„Hallo!“ rief Fritz und legte beide Hände an den Mund. „Hallo!“ „Hol Di!“ „Hier is Land“! „Hol Di!“

„Der is tot.“

„Dann hielt er sich nicht mehr an dem Brett fest.“

„Da hat er sich an festgekrallt in der Todesangst.“

„Kann sein, es kann aber auch noch Leben in ihm sein.“

„Kann gar nicht angehn.“

„Donnerwetter! — Nun treibt er wieder hier herüber gegen die hohen Dornbüsche. — Hallo! Hol Di!“

Dicht an die Hausecke heran trieb schwerfällig in den Wellen der Mann auf der Luke. Hätten sie einen langen Bootshaken gehabt, so hätten die Böhmen ihn heranholen können. Nun trieb er weiter gegen einen der dichten Dornenbüsche an, die eben aus dem Wasser emportauchten und dick voll von angeschwemmtem Tang saßen. Da schoß Fritz Böhm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf.

„Jens Norgaardt! Die lange Fangleine, die Du im Sommer bei Falshöft gefunden hast, wo ist die?“

„Weiß nicht“, war die knurrige Antwort.

„Du hast sie damals hier auf'm Boden verstaut. Her damit!“

„Ich hab' sie nicht, ich weiß von nichts!“

„Her damit!“ brüllte ihn nun der Strolch an. „Her damit, oder ich schlag Dir, hol' mich der Teufel,

alle Knochen entzwei.“ — Er packte ihn an der Bruſt und ſchüttelte ihn. Der Däne riß ſich los; ehe der andere wieder zufaſſen konnte, hatte er den Fiſchkaſten umgedreht, darunter lag die Fangleine: ſein Rettungsſeil.

Einen Augenblick hatte die Geſchichte nur gedauert, im nächſten Augenblick hatte Fritz Böhm Rock und Weſte ausgezogen und ſich das eine Ende des Seiles um die Bruſt geknotet.

„Halt das Ende, Niklas“, ſagte er und gab es ſeinem Bruder in die Hand.

„Willſt Du's wirklich?“ fragte der verwundert.

„Man kann doch nicht die Hände in die Taſchen ſtecken und zukucken, wenn ſo'n Menſch, der um ſein bischen Leben ſo gekämpft hat, hier vor unſeren Augen verſäuft.“

Jens Norgaardt lachte höhniſch und rief: „Der Bengel iſt verrückt geworden.“

Niklas Böhm ſagte nichts weiter. Er ſtemmte ſich gegen die Dachbalken und hielt das Tauende mit beiden Händen feſt.

Fritz glitt vom Heuhaufen herunter ins Waſſer hinein: „Huh — Huh! — Brr!“ machte er. „Huh! Huh! Bannig kalt!“

Dann arbeitete er ſich durch das offene Fach des Dachgiebels und warf ſich mit weit vorgeſtreckten Armen in die Flut. — Es war die Luvſeite, die Wellen brachen ſich vorn am Dache. Hier wogte das Waſſer in langer Dünung hin und her, nur etwas weiter ab, wo die Dornenbüſche anfingen, ſtiegen

wieder die weißen Kämme hoch. Dort wurde der Schiffbrüchige noch immer von den zähen und zackigen Zweigen festgehalten.

Wie eine Ratte schoß der Kerl durch die Flut. Er hatte nicht umsonst als Junge tagelang im und am Wasser herumgelegen, — schwimmen konnte er! — Als er aber aus dem Schutz des Hauses herauskam, da ging der Tanz erst richtig los. Zwar trieben ihn die Wellen auf den Verunglückten zu, aber der Strom stand quer zum Noor hin. Fritz Böhm merkte das gleich, er arbeitete mit aller Macht nach der Seeseite zu, als wollte er nach Kekenis hinüber. — Niklas verstand das Manöver und ließ langsam immer so viel Leine los, als eben nötig war. — „Stopp!“ rief dann der Schwimmer; Sturm und Wellen überbrüllten ihn zwar, aber Niklas wußte Bescheid. Er hielt die Leine stramm, daß der Strom den Bruder mitnahm und landwärts gegen das Dornengestrüpp trieb. — Noch ein paar kräftige Schläge mußte nun Fritz mit den Armen machen, dann zog Niklas mit kurzem Ruck das Tau an. Fritz packte mit der rechten Hand in die zähen Zweige des Schwarzdorns und hatte im nächsten Augenblick den Gestrandeten mit der Linken zu sich herangezogen. — „Hol Di, Hans Thordsen!“ rief er laut. Der aber griff mit lahmen Händen in die Luft, die irren Augen öffneten sich weit und aus seinem Munde kam ein gurgelnder Laut. — Fritz hatte mit den Füßen Halt gefunden und stand aufrecht auf einem Ast. „Hol Di, Hans Thordsen!“ — Da kam noch einmal etwas Leben in

die todesmatte Geſtalt, er ließ die Luke fahren und klammerte ſich an den Retter.

Fritz Böhm hatte mehr als einmal mit ſeinem elenden Leben geſpielt, ihm hatte das Waſſer und das Meſſer ſchon öfters an der Kehle geſeſſen. — Wie der Fuchs im Eiſen hatte er dann um ſich gebiſſen und gleichzeitig nach einem Ausweg geſchaut. Auch jetzt verlor er die Geiſtesgegenwart nicht.

Um ſeinen Leib hatte ſich der Verunglückte geklammert, mit den Beinen hielt er ſelbſt ſich im Baum feſt, die eine Hand hatte er frei. Nun lockerte er vorſichtig und gewandt die Schlinge, die ihm auf der Bruſt lag; im nächſten Augenblick ſchlang er ſie Hans Thordſen unter den Armen durch. Das war nicht ſo leicht.

„Los! Laat los, Hans Thordſen!“ Der wußte noch immer nicht, was mit ihm geſchah. Mit Gewalt mußte Fritz Böhm ſich frei machen. Er hielt den Ermatteten an den Handgelenken. „Haal an!“ rief er nach drüben: „Donnerwetter, haal an!“ Nun verſtand ihn Niklas. — Ein Ruck! — Hans Thordſen ſtieß einen Schrei aus und griff mit beiden Händen in die Luft. Dann fühlte er die Bruſt zuſammengeſchnürt und ſich durchs Waſſer gezogen. — Zwei kräftige Fäuſte packten ihn, im nächſten Augenblick lag er lang hingeſtreckt auf dem Heu. — Gerettet!

In derſelben Minute ließ Fritz Böhm den Dornbuſch fahren und ſchwamm zurück. Das war ein Verzweiflungskampf, ſchlimmer als er geglaubt hatte. Es ging auf Tod und Leben! — Mit kräftigen Zügen

kam er zuerſt vorwärts, faſt bis zur hinterſten Hausecke. „Die Leine her!“ — — ſo wollte er rufen, aber eine Welle ging über ihn hinweg. Niklas war auch nicht an der Luke, der hatte noch mit Hans Thordſen zu tun. — Aus dem Loch im Strohdach aber ſchauten Jens Norgaardts tückiſche Augen heraus. — Er trieb von der Hausecke ab ins Noor hinein. — Als er bei den beiden Pappeln vorbei kam, die am Gartenwall ſtehen, da ſpannte er noch einmal alle Kräfte an. — Aber hier kam er auch ſchon aus dem Schutz des Hauſes heraus. — Mit jeder Faſer kämpfte er ums Leben, da packte ihn eine Welle und warf ihn an die Pappel. Dumpf ſchlug ſein Hinterkopf gegen den Stamm, dann ging der Schaum über ihn hinweg. Einmal ſah Jens Norgaardt noch ein paar geballte Fäuſte aus dem Wogenkamm ragen. — Als Niklas wieder mit dem Seil an die Bodenluke trat, da war ſein Bruder verſchwunden. Der eine der beiden „Landſchrecken“ hatte ſein Lumpenleben abgeſchloſſen!

Siebentes Kapitel.

Thomas Ottſen war ſchon ſeit frühmorgens auf dem Kliff. Er ſtand am ſteilen Abhang zwiſchen dem Buſchwerk, ſo daß der Sturm über ihn hinweg ging. Nur dann und wann fuhr ein Windſtoß von oben herunter und ſchüttelte die braunen Blätter der Hainbuchen, daß ſie raſchelten und rauſchten. Er hatte geſehen, wie hinter der Birk das Waſſer des Haffs ſich ſeinen Weg ins Noor bahnte. Da war zuerſt ſo eine Art von Schadenfreude über ihn gekommen: es war ja nicht ſein Land, deſſen Graswuchs dort mit Sand und Steinen zugedeckt wurde, es gehörte ja dem Baron von Gelting. Und der hatte ihn das letzte Mal nicht mit zur Jagd eingeladen, weil er im Sommer — in der Trunkenheit einmal — ſich nicht nett gegen ihn benommen hatte. Nun kamen des Barons Haſen ihm von ſelbſt zugelaufen, hierher auf ſein Land, und morgen wollte er ſie ſchon aus den Knicks herausholen und wegputzen. Bald aber verging Thomas Ottſen das Lachen, denn die Rinne wurde zuſehends breiter, überall ſtrömte das Haffwaſſer herüber, füllte das Becken des Noors und trat von hinten herum über die Rieſelwieſe auf

Ottſens Moor und die daran ſtoßende Schafweide. Nun lief er, was er laufen konnte übers Moor, um die Schafe aufs Kliff zu treiben. Zwei Knechte kamen ihm zu Hilfe, aber das Waſſer trat dazwiſchen. Die Schafe drängten in dichten Haufen nach dem höher gelegenen Teil der Weide, dem Noorgraben zu. Das war ihr Verderben. Mit Hoi und Hallo, mit Stöcken und Steinwürfen ſuchten die Menſchen ſie zu bewegen, den verhältnismäßig kurzen Weg durchs flache Waſſer zu wagen, das von den Wieſen her zufloß. Dahinter lag der Berg. Es half aber nichts, wie wild ſtürmten ſie immer wieder zurück und ſprangen ſchließlich auf den niedrigen Wall, der noch trocken lag.

Das alles geſchah in einer Viertelſtunde. Es war die höchſte Zeit, daß Thomas Ottſen und die Knechte den Rückweg antraten, das Waſſer reichte ihnen ſchon bis an die Knie, und der aufgeweichte Moorboden hielt ihre Beine ſo feſt, daß ſie nur mit Mühe das ſichere Land wieder erreichten. Da ſtand nun der Alte und ſchimpfte voller Wut über die dummen Tiere und die faulen Knechte. Dann rannte er nach Hauſe, um ſich trocken anzuziehen und mehr Leute hinauszuſchicken. Was die ſollten, das wußte er freilich ſelbſt nicht.

Als er nach zwei Stunden wieder kam, ſah man es ſeinem roten Geſicht an, daß er im Wirtshauſe geweſen war. Die Aufregung mußte er dämpfen, und daß er der Erkältung durch „ein Glas Grog“ vorbeugen mußte, war ein guter Vorwand geweſen.

Das andere kam dann ganz von selber. Als er auf dem Kliff ankam, sah er von dem Moor, dem Wall und den Schafen nichts mehr, sie waren weit draußen von der Flut umzingelt worden und ertrunken — über 200 Stück. — „Wir konnten nichts machen", sagte mit trauriger Miene der Vogt.

„Was steht Ihr hier denn noch herum und gafft?!" fuhr er die Leute an. „Macht, daß Ihr nach Hause und an die Arbeit kommt. — Die Lumpen haben nichts zu verlieren", knurrte er wütend vor sich hin, „aber unsereins muß immer herhalten, wenn's dem da oben einfällt, die Menschen zu schikanieren. — Wer was hat, dem wird genommen." — Wie ein langes, flaches Vorgebirge ragte der zwischen Niebye und Falshöft entlang laufende Höhenzug in die Fluten hinaus. Da stand Alt und Jung aus der Umgegend und schaute hinüber nach Alsens Küste, die ganz flach, aber noch erkennbar, aus dem Hochwasser emporragte, nach Düppels Höhen, wo sich die Mühle mit ganz kleinen Segeln rasch im Sturme drehte, als wenn der Müller alles das gut machen müßte, was rings herum verwüstet und verdorben wurde. Nach dem Birkhaus aber waren besonders die Augen gerichtet, und auf das Schiff, das dahinter lag, das von den Wogen hin und her geschüttelt wurde wie ein Kinderspielzeug.

Das Schiff und die Schiffer kannten sie nicht, glaubten sie wenigstens nicht zu kennen, die Birkleute aber kannten sie und versuchten daher, sich nun auszumalen, was diese sagten und taten, ob sie beteten

oder fluchten, ob ſie mutig in der Todesnot daſtanden, oder ob ſie jammerten und weinten.

Man erzählte ſich, daß der Birkfuchs ſchon am frühen Morgen hier geweſen ſei. Dort an der knorrigen, vom ſcharfen Oſtwind zwerghaft verkrüppelten Eiche ſollte ſie gelehnt und unverwandt nach dem Birkhaus hinüber geſchaut haben. Ihr rotes Haar war vom Sturm zerzauſt geweſen, wirr hatte es um das leichenbleiche Geſicht geflattert. Schmied Buſtedt war an ſie herangegangen, halb aus Neugierde, halb aus Mitleid, ſie hatte ihn nicht beachtet.

„Du ſorgſt Dich um Deine Mutter und Deinen Vater", hatte er dann geſagt.

„Kann ich wohl hinüber kommen zu meiner Mutter?" hatte ſie gefragt. Der Schmied ſchüttelte den Kopf. — „Unmöglich!"

„Meine liebe, liebe Mutter!" aus gequältem Herzen war der Aufſchrei ihr auf die Lippen gekommen. Plötzlich war ſie aufgeſprungen, hatte Buſtedt bei der Hand gefaßt und ihn flehentlich gebeten: „Buſtedt, Sie ſind früher immer gut zu mir geweſen. Sie haben auch ein freundliches Wort für meine Mutter gehabt. — Sie ſind ſtark und haben Mut, helfen Sie mir hinüber. Sie können es, wenn Sie wollen. Können wir nicht ein Boot bekommen?"

Da hatte er traurig mit dem Kopf geſchüttelt: „Wenn es ginge, wahrhaftigen Gott, ich tät's! — Es geht nicht, Meta, es geht bei Gott nicht!"

Dann war Thomas Ottſen gekommen, und der Birkfuchs war ihn gewahr geworden. Wie ein rich-

tiger Fuchs war sie am Kliff hinunter ins Gebüsch gehuscht und dann fortgelaufen. So erzählten wenigstens die Niebyer Jungen.

Bald darauf trieben von drüben die ersten Sachen am Kliff an: Türen, die die Brandung in Falshöft losgerissen hatte; Balken und Bretter, Stühle und Schubladen, Heu und Stroh folgten nach, bedeckten die Felder oder blieben in den Zäunen und Büschen der Knicks hängen, auch ein paar Boote swoiten schwerfällig in der Flut umher, sie waren voll Wasser und anscheinend ziemlich beschädigt. Nicht wenige Hasen stöberte man auch auf, die mit Mühe den Fluten entronnen waren. Sie hatten lange umherschwimmen müssen, waren frostlahm und abgehetzt und hatten sich wohl schon an die Todesangst gewöhnt. Schwerfällig trabten sie von dannen, wenn man sie aufscheuchte, und hinter dem nächsten Knick duckten sie sich schon wieder. — Thomas Ottsen aber dachte nicht mehr daran, sie dem Baron wegzuschießen, er hatte andere Gedanken bekommen.

Am Abhange des Kliffs hinter den dichten Hainbuchen und Schlehdornen standen Leute aus den nächsten Dörfern, sie kamen und gingen und beobachteten neugierig das großartige Schauspiel. Thomas Ottsen sah seinen Sohn dort stehen und trat an die Gruppe heran. „Das ist Gottes Strafgericht über die sündige Menschheit", sagte Tischler Schinkel aus Pommerbye zum alten Weber Truelsen, „er will uns —"

„Ach was, schnack' doch nicht so'n Kram", fiel

ihm Thomas Ottſen in die Rede. „Wenn Du in Falshöft oder da drüben am Birkhaus wohnteſt, dann ging's Dir auch nicht beſſer.“

„Gott aber ſprach zu Noah, baue Dir eine Arche“, ſprach Schinkel mit Selbſtgefühl, denn er rechnete ſich zu den Bekehrten.

„Zu Dir wäre er wohl nicht gekommen“, lachte der Schmiedegeſelle Frieg Scheel, „Du wärſt auch viel zu faul geweſen, ſo'n Ding zurecht zu klütern.“

„Der wäre mit dem Maßnehmen gar nicht mal fertig geworden“, rief eine Stimme von hinten. „Er mißt ja zwei Tage erſt herum, wenn er uns 'ne Tür flicken ſoll.“

„Spottet nicht!“ erwiderte, ohne eine Miene zu verziehen, der Tiſchler. „Ihr meint, das Waſſer kann Euch hier nicht erreichen. Wahrlich, ich ſage Euch, morgen kann es bis an die Spitze des Geltinger Kirchturms reichen, und in den höchſten Spitzen der Pommerbyer Pappeln kann der Seetang hängen. Oder aber ein Blitzſtrahl kann in dieſer Stunde von oben kommen und uns alle zerſchmettern.“

Der eine oder der andere ſah etwas ſcheu nach oben, Frieg Scheel aber meinte: „Nach Gewitter ſieht's gerade nicht aus!“ Da lachten die Jungen, die umherſtanden.

Der alte Weber Truelſen aber riet ihm: „Spare Deine Predigt auf für eine beſſere Gelegenheit, wem heute Sturm und Waſſer nichts von Gott ſagen, der läßt ſich von Dir erſt recht nichts erzählen.“

„Es wird der Tag kommen, wo ſie meiner Worte

gedenken, dann werden sie haben Heulen und Zähneklappern", drohte der Tischler.

„Dann haben sie an ganz was anderes zu denken, als an Deinen Dröhnkram!" rief wieder Frieg Scheel. Er wollte noch etwas hinzufügen, da faßte ihn aber der alte Weber am Arm, und indem er auf die Jungen zeigte, sagte er: „Schäm' Dich!" — Der Schmiedegeselle schwieg.

„Was ist da zu schämen?!" mischte sich nun Peter Ottsen ins Gespräch, „wir brauchen hier keinen Pastor!"

„Jungs, macht mal, daß Ihr wegkommt! — Vorwärts, marsch, marsch! — Ihr könnt Euch da ans Heck stellen", rief der alte Weber den Knaben zu, die ihre Ohren spitzten und ihre Bemerkungen dazwischen warfen.

Die Jungens drückten sich, sie liefen den Berg hinunter und suchten Schutz hinter dem Knick. Als sie fort waren, sagte Peter Ottsen laut: „Ich glaube nicht an Gott!"

Der Tischler Schinkel rückte drei Schritte ab und schaute nach oben, als wenn nun den Blitz kommen müsse, dann faltete er mit verzweifeltem Blick die Hände. — Alles war still. — Thomas Ottsen warf einen mißbilligenden Blick auf seinen Sohn: den alten Herrn da oben so einfach abzusetzen, das schien ihm doch nicht ganz in Ordnung. Vorwürfe konnte man ihm schon machen, wenn er schlecht regierte, aber dies ging ihm doch zu weit.

„Peter Ottsen braucht keinen lieben Gott mehr,

er kann auch ſo in der Welt zurecht kommen", ſagte nach einer kleinen Weile der alte Weber Truelſen mit harter Stimme. „Ich habe das auch mal geglaubt. Aber dann kam's anders. Als mein Auguſt damals überfahren war und drei Tage zwiſchen Leben und Tod lag, da habe ich mich anders beſonnen."

„Aber Du biſt doch nicht bekehrt", wandte Schinkel ein. „Du biſt ein Kind der Welt geblieben und haſt den rechten Glauben nicht!"

„Mag ſein", war die ruhige Antwort. „Ich meine aber, für mich iſt es der rechte, und ich will Dir Deinen Glauben gern laſſen. Aber Du, Peter, nimm Dich in acht! Der Alte da oben braucht nicht gleich mit dem Blitz zu kommen, wie der Schulmeiſter mit dem Stock. Er weiß ſeine Zeit!"

Er zeigte mit der Hand nach dem Birkhaus hinüber und nach dem Schiff, das dahinter lag. „Sieh' mal da drüben, wie die Wellen und der weiße Schaum über die da hinweg gehen. Stundenlang haben ſie den Tod vor Augen, da wird doch wohl der eine oder der andere jetzt einen lieben Gott gebrauchen können."

„Die Böhmen auch?" fragte Peter Ottſen ſpöttiſch, es klang aber doch etwas unſicher.

„Ich will Dir mal was ſagen", fuhr der Weber ruhig fort. „Wenn die Böhmen auf Deinem Hof geboren und in einem netten, warmen Neſt geblieben wären, dann wären ſie wohl auch andere Leute. Und wenn Du dort in der Birkkate zur Welt

gekommen wärſt, wenn Dein Vater die ganze Woche auf den Höfen hätte taglöhnen müſſen, wenn Deine Mutter früh geſtorben wäre, und Du mit dem Bettelſack Dich von früh an im Lande hätteſt herumtreiben müſſen, von den Bauern angebrüllt und von den Hunden gebiſſen, dann wäre auch aus Dir vielleicht — was anderes geworden. Nun ſind ſie Lumpen, Tagediebe und Spitzbuben geworden, Du ein großer Herr. Aber wenn jetzt die alte Kate umfällt und die beiden Böhmen ertrinken, glaube mir, der gerechte Gott wird ſie mit anderem Maße meſſen als ſpäter einmal Dich, wenn Du auch im ſilberbeſchlagenen eichenen Kaſten mit vier Pferden nach dem Geltinger Kirchhof gefahren wirſt, und wenn dann die Leute auch ſagen — —“

„Davon reden wir nicht“, fiel Peter Ottſen ein. „Ich ſagte, daß ich nicht an Gott glaube, und Du wollteſt mir das ja wohl verbieten, Du meinteſt, ſo was dürfe ich hier nicht ſagen. — Ich kann ſagen, was ich glaube und was ich will.“

„Das darfſt Du nicht, Peter“, ſagte der alte Weber feſt und ruhig. „Wenn die Kinder das hören, oder auch der eine oder andere von denen, die gerade hier ſtehen, dann kannſt Du damit viel Unheil anrichten, das Du nicht wieder gut machen kannſt. Du kannſt damit den Leuten etwas nehmen, was Du ihnen nicht wiedergeben kannſt.“

„Wie meinſt Du das?“ fragte Peter Ottſen etwas unruhig.

Man drängte ſich dichter zuſammen hinter die

ſchützende Wand und das dichte Buſchwerk. Alle hörten zu. Nur von Zeit zu Zeit warf man einen Blick hinüber nach der See. — Es war immer dasſelbe Bild: Woge ſchob ſich an Woge. Das Waſſer ſpülte und wühlte am Bergabhang.

„Ich will Dir mal 'ne kleine Geſchichte erzählen, Peter", ſagte der alte Weber.

Er fing an:

„Peter Behnfeld, der von Dorf zu Dorf mit ſeinem Saatkaſten ging, hatte — das wißt Ihr ja — ſein eines Bein bei Idſtedt verloren. Mancher Invalide hat ein ſchönes künſtliches Bein bekommen. Dazu langte es aber bei Peter Behnfeld nicht, er verdiente mit dem Samenhandel nur ſein kümmerliches Brot und mußte ſich an ſeiner Krücke durchs Leben ſchleppen.

Es war mal vor Jahren im Frühjahr, da ging er abends ſo im Schummern den Fußſteig von Pommerbye nach Niebye. Als er an den Stegel kommt mit den drei großen Steinen, nicht weit von Elſtuhl, da ſitzt mit einmal am Wall ein Mann, der ſagt ganz freundlich: „Guten Abend!" — „'N Abend!" brummt Peter und will über den Stegel ſteigen, denn die Sache kam ihm ſchnurrig vor, er wußte nicht, was der Mann da zu ſitzen hatte. Als Peter über den Stegel weggeklettert iſt und weiter geht, da hört er, daß der Mann hinter ihm her geht. Er dreht ſich denn nun um und da ſieht er, daß der Fremde ein bißchen hinkt, ſonſt aber fix ausſchreitet.

„Ich will nach Niebye, da können wir wohl ein bißchen zusammen gehen", sagt der Fremde.

„Meinetwegen", brummt Peter.

„Der Kasten ist wohl schwer", meint nun der Fremde freundlich und legte die Hand oben auf die grüne Samenlade, die Peter auf dem Buckel hatte, denn er war ein ganz langer, hagerer Mann, und Peter war man klein. Da merkte Peter erst, daß der Kasten ihn drückte, und er fing an zu klagen über den schlechten Verdienst und wenig zu essen, über weite Wege und besonders über sein Bein, das ihm fehlte.

„Wo habt Ihr denn das Bein gelassen?" fragte der Fremde.

„Bei Idstedt", antwortete Peter, „die verfluchten Dänen haben es mir mit einer Kanonenkugel abgeschossen."

„Ihr müßt ein anderes Bein haben, Mann, ein künstliches!" rief da der Fremde. „Darauf kann man gehen und stehen, wie wenn man damit geboren wäre. Seht hier, ich habe so eins. Bin auch im Kriege gewesen." Und damit hob er das linke Bein hoch, mit dem er etwas hinkte.

Peter meinte, das wäre ganz schön und gut, aber er sei ein armer Kerl und könne das nicht bezahlen. „Ich verdiene kaum so viel, daß ich mich satt essen kann und keiner gibt mir was. — Hat man seine Kinder groß, so heiraten sie und haben dann mit sich selbst genug zu tun. Davon kriegt man ja auch nichts." — Er blieb stehen und erzählte vom schlech-

ten Leben, denn das war ſein Lieblingsthema, und das Stück konnte er auswendig.

Der Fremde hatte ruhig zugehört und nur mal genickt. Als Peter fertig war, ſagte er: „Es iſt ein Skandal, daß die Gemeinde nicht eintritt und dafür ſorgt, daß ſo ein alter Invalide ein ordentliches Bein bekommt! Das iſt ja eine Schande! Da läßt man ihn mit ſolchen ſchlechten Krücken herum kriechen, wo es doch etwas viel Beſſeres gibt. Das ſind ja ganz miſerable alte Dinger, an denen Ihr da humpelt. Zeigt mal die Krücken her!“

Peter ſtützte ſich an dem Heckpfahl des Stegels und gab dem Mann die Krücken. „Miſerable, wurmſtichige, alte Dinger!“ ſchalt er noch einmal, damit brach er ſie entzwei und warf die Stücke weithin über den Knick. „So morſche, altmodiſche Krücken ſind gar nicht mal wert, daß man ſie in die Hand nimmt!“ Damit ging er fort.

Peter hatte ſich ſchon im ſtillen gefreut, daß der wohlwollende Fremde ihm zu einem Bein verhelfen wolle, mit dem er beſſer laufen und ſein Brot verdienen könne. Er hatte ja auch das elende Humpeln herzlich ſatt. Jetzt ſaß er ganz verdutzt da. Der fremde Herr aber ging ruhig ſeines Weges.

Da ſchrie Peter aus Leibeskräften: „Meine Krücken! Gib mir meine Krücken wieder, ich kann ja nicht ohne ſie von der Stelle kommen.“

Der Herr blieb ſtehen.

„Sie waren zu ſchlecht!“ ſprach er. — „Ihr wolltet mir doch beſſere geben“, rief Peter. — „Ich?“

fragte verwundert der Fremde. „Ich?“ — I bewahre, ich wollte Euch nur belehren und Euch ſagen, daß die Dinger ſchlecht ſind. Das wußtet Ihr ja gar nicht. Nun ſeht zu, daß Ihr bekommt, was Ihr gebraucht. Das iſt Eure eigene Sache!“

Nun ging er wirklich fort. Da ſchrie und bettelte Peter, er ſolle ihm doch wenigſtens ſeine Krücken wiedergeben.

„Die könnt Ihr doch nicht mehr gebrauchen“, rief der Fremde vom nächſten Stegel aus zurück, dann war er verſchwunden.

Allein und verlaſſen ſaß nun Peter da mit ſeinem Stumpfbein, ohne Stöcke und heulte. Dann kroch er auf den Händen und ſeinem einen Bein über den Wall, durch die Dornen, durch den Waſſergraben und über den gepflügten Acker hin, um die Stücke von ſeinen Krücken wieder zuſammen zu ſuchen. Er konnte aber damit nichts anfangen und wollte wieder zurückkriechen auf den Weg. Im Dunkeln fand er aber nicht die Stelle im Knick, wo er durchgekommen war, und lag nun elend in den Dornen. Vielleicht wäre er in der Nacht umgekommen, wenn nicht ein kleiner Junge zufällig vorbeigegangen wäre. Der half ihm wieder auf den rechten Weg, und auf deſſen ſchwache Schultern ſtützte er ſich, ſo kam er nach Hauſe.

„Wißt Ihr, wer der Fremde war?“ fragte der alte Weber und ſchaute dabei Peter Ottſen gerade ins Geſicht.

„Ein ſchlechter Kerl war's“, ſagte Peter.

„Ein Lumpenhund, ein gemeiner Spitzbube, der ins Loch hätte müssen", sagten die anderen.

„Wir alle gehen lahm und kümmerlich durchs Leben", rief da der Alte schnell. „Jeder braucht seine Stützen, der eine so, der andere anders. Der eine stützt sich auf den lieben Gott, der andere auf den Herrn Jesus oder auch auf die Mutter Maria und den heiligen Joseph. Ohne sie kommt er nicht zurecht. Sie halten ihn aufrecht, daß er nicht in den Graben und in die Dornen kommt. — Versteht Ihr mich?"

„Nu wird es Tag", rief Peter Ottsen. — Er lachte kurz auf und stieß seinen Vater an. Der aber war sehr ernst geworden und sagte kein Wort.

„Ja, Peter", fuhr der Weber ruhig fort, „und so ein schlechter Kerl ist jeder, der einem armen Menschen seinen Glauben abschnackt und in Stücke bricht, wenn er ihm nichts besseres dafür geben kann." — Alles schwieg.

„Das Ding hast Du wohl bei Deinem Webstuhl ausklabüstert", sagte Peter Ottsen etwas kleinlaut. Als er schadenfrohe Blicke auf sich gerichtet sah, fuhr er nach einiger Überlegung fort: „Ich will Dir aber sagen, wo es nicht stimmt."

„Das wird er wohl in seinen alten Büchern gefunden haben", rief Fricg Scheel dazwischen. „Das steht im siebenten Buch Moses, ganz hinten in der Ecke."

„Wenn auch nicht alles stimmt, so stimmt doch so viel davon, daß Ihr verstanden habt, was ich will,

und dann ſtimmt es genug", ſagte der Weber. „Adjüs, ich muß nach Hauſe, meine Alte weiß ſonſt nicht, wo ich bleibe. Hier kann man doch nichts helfen." Er ging. Der Tiſchler Schinkel ging mit. „Den rechten Glauben haſt Du doch nicht, Heinrich", meinte er, „Du biſt noch nicht bekehrt."

Der Weber tat, als wenn er das nicht hörte, man merkte es ihm an, daß es noch in ihm arbeitete und wühlte. — Nach einer Weile ſagte er: „Den Peter Ottſen haben ſie bei den Soldaten verdorben. Es taugt nichts, wenn aus einem Bauernjungen auf einmal ein großer Herr wird. Er findet ſich da nicht hinein. So'n Menſch meint dann, das Großprotzige ſei das Richtige, und er will den Großen alles nachmachen. Da wird denn alles halb und ſchlecht. Zwiſchen den großen Herren geht er daher, als wenn er Holzſchuhe und 'nen Stallkittel anhat, und für die Bauern iſt er ſchon zu fein lackiert. Das ſitzt alles nur obenauf, und wenn man da nur ein bißchen daran kratzt, dann kommt das grobe, knaſtige Holz zum Vorſchein."

„So iſt das auch mit dem Glauben", bohrte Schinkel nach. „Der muß auch echt ſein und nicht bloß ſo obenauf ſitzen."

„Meinſt Du denn, das der das allein tut?" Der Alte blieb ſtehen.

„Wer da glaubt, wird ſelig werden!"

„Wer das bloß auf Spekulation tut, damit er mal ſpäter im Himmel obenan auf der erſten Bank

zu ſitzen kommt, der kann ſich auch noch verſpekulieren.“

„Wie meinſt Du das, Vater Truelſen?“

„Für Dich iſt der Schuh nicht gemacht. — Aber es gibt viele, die da glauben, und viele, die da glauben, daß ſie glauben, und die das bloß tun, weil ſie davon für ſich was herausſchlagen wollen. Nicht hier auf der Erde, aber nachher. Sie tun das, damit es bei unſerem Herrgott Zinſen trägt, die ſie nachher ausbezahlt kriegen wollen. — Verſtehſt Du mich? — Das iſt auch nichts echtes und nichts rechtes! — Adjüs, ich muß nach Hauſe.“

Damit ließ er ihn ſtehen.

Achtes Kapitel.

Es war gegen Abend. Seit einigen Stunden flaute der Wind ab und das Waſſer flutete zurück. Auch die Leute, die vom Kliff Ausſchau gehalten hatten, verliefen ſich; einige gingen nach Hauſe, um am warmen Ofen von ihren Erlebniſſen zu erzählen, andere verſuchten auf den Wällen entlang nach Falshöft zu kommen, um dort zu gaffen oder zu helfen.

Thomas Ottſen war mürriſch wieder auf ſeinem Hof angekommen, die Aufregung und der Ärger über den Verluſt hatten ihn ſchon aus dem Gleichgewicht gebracht, dann hatten die paar Gläſer Grog am Vormittag die Bremſe ausgelöſt, und nun fehlte der Begierde die Hemmung. Zwar ſuchte ihn ſeine Frau zu Hauſe zurück zu halten, ſie brachte ihm einen vollen Mock mit Rumgrog; er aber brummte allerlei Unverſtändliches in den Bart und ging zu Lewetz. Dort ſaß er nun und trank wieder ein Glas nach dem anderen.

Peter konnte auch nicht helfen, der Alte wurde geradezu wild, wenn ſein Sohn ihm in ſolchen kritiſchen Augenblicken mit Reden und Ratſchlägen kom-

men wollte. „Noch bin ich Herr!“ ſchrie er. „Ich brauche keinen Vormund! Ich will Euch zeigen, daß mein Wort noch gilt auf dem Hof und daß ich allein der Herr bin! Sonſt keiner!“

Peter ließ ihn ſitzen, holte ſein Gewehr und ging mit dem Hunde um das Kliff herum nach dem Schmiedeberg zu. Aber er hatte kein Glück. Die Haſen hatten ſich anſcheinend erholt und in Sicherheit gebracht, denn in den Knicks und Gräben war nichts zu finden. Als er an das Wäldchen kam, das an der Noorgrenze unten am Abhange liegt, ſtieg er über den Wall und ging quer hindurch. — Vielleicht, daß ſich hier die Haſen ihr Lager geſucht hatten.

Nichts war zu ſehen und zu hören, nur der Wind rauſchte im Buſchwerk, und drüben an der anderen Seite plätſcherten die Wellen am Wall. An den Bäumen konnte man noch ſehen, wie hoch das Waſſer geſtanden hatte. Er zog ſein Meſſer aus der Taſche und ſchnitt eine Kerbe in die Rinde einer ſtämmigen Erle: ſo hoch war es geweſen.

Er war noch dabei, mit der Meſſerſpitze die Zahl 1872 über den Strich in die Rinde zu ritzen, als er drüben am Wall die trockenen Reiſer rauſchen und knacken hörte. Mit raſchem Griff hatte er das Gewehr an der Backe, ſetzte es aber gleich wieder ab und ſchlich geräuſchlos näher. Vorſichtig bog er die Büſche auseinander und trat auf den Wall. Ganz verwundert blieb er ſtehen.

Etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt ſtand mit hochgeſchürzten Kleidern, bis zu den Knien mit

nackten Beinen im Waſſer watend — der Birkfuchs. Sie ſtemmte ſich mit aller Macht gegen ein kleines Flachboot, das hier angetrieben war und mit dem Vorderteil auf dem Wall feſtſaß. Augenſcheinlich wollte ſie das Boot flott machen, und das gelang ihr nicht.

„Hallo, was machſt Du denn hier?“ rief er, und barſch ſetzte er hinzu: „Wo treibſt Du Dich überhaupt den ganzen Tag herum, Deern? — Mutter hat ſchon ein paarmal nach Dir gefragt und iſt bannig ärgerlich!“

Das wirkte. — Sie fuhr ordentlich zuſammen vor Angſt. Der junge Herr bemerkte das mit einer gewiſſen Genugtuung. Raſch trat ſie an den Wall zurück und ließ die Kleider los, die ſie geſchürzt hatte, erſchreckt, beſchämt und unſchlüſſig ſtand ſie da.

Er kam näher. „Was ſoll denn das?“ fragte er neugierig. „Ah!“ ſagte er im ſelben Atem, denn eine Ahnung ſtieg in ihm auf: drüben hinterm Moor ſah er ja das Birkhaus liegen. Und wie er daran dachte, regte ſich auch in ihm ein Fünkchen von Mitleid. Es war etwas eigenartig Zwingendes, das den Mann packte, als er die hilfloſe Angſt des Weibes in den ſonſt ſo trotzigen Zügen ausgeprägt ſah. Der unbezähmbare Birkfuchs, der jeder Mannsperſon, die ihm den leuchtenden, roten Pelz ſtreicheln wollte, die ſcharfen, weißen Zähne zeigte, war jetzt ganz zahm und demütig. Die kleine, wilde Beſtie, die geſchmeidig auszuweichen wußte, wenn grobe Tatzen zupacken wollten, ſtand jetzt vor ihm,

mit den Füßen in der Falle, ſie mußte bitten und ſtille halten. — Was er ſonſt an ihr anziehend und begehrenswert empfunden hatte, das wirkte freilich in dieſem Augenblicke nicht. Die roten Haare flatterten ihr wild und wirr um das totenblaſſe Geſicht, die Lippen zitterten vor Aufregung und Angſt, in den dunklen Augen glomm ein unheimlich irres Feuer.

„Was machſt Du da? Was ſoll das?“ fragte er wieder, als ſie immer noch ſchwieg. Seine Stimme klang nicht ſo herriſch wie ſonſt.

„Da herüber will ich! — Zu meiner Mutter!“ Sie ſah ihn an.

„Das geht nicht.“

„Ich muß aber!“ — Sie ſtemmte ſich mit den Schultern gegen den Bootrand. — Das Vorderende glitt ein kleines Stück herum und ſtand dann wieder feſt, ſie ſtemmte die nackten Füße gegen den Wall, nicht achtend des Zuſchauers.

Da kam über ihn die Beutegier des Jägers und verſcheuchte die Anwandlung von Großmut und Edelſinn. — Er war nach Haſen auf die Jagd gegangen, nun hatte er ein beſſeres Wild geſtellt, es galt den Fuchs zu überliſten. So wie heute bekam er ihn ſo leicht nicht wieder vor die Finger.

Im nächſten Augenblick hatte er die Büchſe beiſeite geſtellt und ſtand in ſeinen langen Jagdſtiefeln bis zum Knie im Waſſer. „Ich will Dir helfen!“ — Er ſagte das mit freundlichem Lächeln. Sie merkte nicht, was in dem Ton lag.

Mit kräftigen Fäuſten packte er unter den Bootrand, ein kurzer Ruck und dann noch einmal ein Druck mit den breiten Schultern, da lag das Boot im Waſſer. Im nächſten Augenblick riß er ein paar lange Zaunpfähle aus dem Wall und warf dieſe ins Boot. „Steig ein!“ befahl er mit kurzer Handbewegung. Sie nahm Schuhe und Strümpfe vom Wallrand und ſchwang ſich ins Boot, er ſprang nach und ſchob es vorſichtig mit dem Pfahl im flachen Waſſer weiter.

Es war kein Falshöfter Boot — die haben alle tief gehende Kiele — es war wahrſcheinlich von einem Schiffe draußen auf der Oſtſee abgetrieben. Weil es ein Flachboot war, ſo war es ſo weit landeinwärts getrieben. Man hat es nachher „Judas“ genannt, weil es ſeinem Herrn in der Not untreu wurde. Ich bin als Junge oft darin gefahren und habe dabei von dieſer erſten Fahrt erzählen hören.

Bald wurde das Waſſer tiefer, der Pfahl wollte nicht recht mehr gründen. Peter Ottſen ſchaute nach vorwärts, er ſah die weite Waſſerfläche vor ſich und dahinter, ganz klein und grau, das Dach des Birkhauſes. Nun erreichte er mit dem Pfahl den Grund nicht mehr — da fiel ihm mit einem Mal ein, daß er der einzige Sohn ſeines Vaters ſei, der hier ſein Leben für Bettelvolk riskiere. Aber der Gedanke kam zu ſpät, das Boot trieb weiter. Das Waſſer der Oſtſee fiel nämlich raſch. Durch die breiten Breſchen, die es beim Anſturm in die Drecht geriſſen

hatte, flutete es jetzt in gewaltigem Strom zurück. So kam es, daß das Boot mitgerissen wurde und natürlich nach dem Birkhause hinübertrieb.

Einen Augenblick schaute Peter sich hilflos um, als der Pfahl ins Grundlose schoß und große Blasen emporquollen, dann fühlte er sich aber von den scharfen Augen des Birkfuchses beobachtet, und das gab ihm andere Gedanken. Ängstlich war er von Natur aus nicht, jedenfalls gab ihm jetzt die Gefahr Kaltblütigkeit und Ueberlegung.

„Zieh' Strümpfe und Schuhe an, Du wirst sonst krank!" sagte er ruhig. Sie schüttelte nur den Kopf, zog das nasse Kleid über die nackten Füße und sah starr vor sich hin.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir helfen!" kam es nach einer Weile langsam und stockend über die bleichen Lippen.

„Keine Ursache!" erwiderte er höhnisch. Aber bald wurde er sehr ernst: „Sieh mal dort, Meta, rechts vom Birkhaus, wie der Strom durch das Loch schießt. Siehst Du?" — Sie nickte. Er stieß wieder mit dem Pfahl in die grundlose Tiefe und sagte dann: „Wenn wir nicht bald wieder den Boden langen, dann wird's schlimm! — Wir müssen sehen, daß wir an dem Loch vorbei und dann an die Drecht heran kommen. Nimmt uns aber der Strom mit durch das Loch hindurch, dann geht's auf die offene See hinaus, hinüber nach Aerrö. Das heißt, wenn's

gut geht. Wahrscheinlich kentert das Boot im Strom und dann kann man uns da draußen irgendwo im Haff suchen."

Meta Norgaardt sagte nichts, unruhig spähte sie umher. Kein fester Punkt zeigte sich in der grauen Flut, nur ein einsamer, alter Weidenbaum peitschte einige Bootlängen vor ihnen mit seinen schwanken Ruten das Wasser. Als sie den sah, sprang sie auf, riß die schmale Ruderbank, die lose auf den Haltern lag, heraus und ruderte hastig damit vorn am Bug. Langsam drehte sich das Boot und trieb quer. „Wir müssen uns an der Weide festhalten!" rief sie, als Peter Ottsen sie verständnislos anstarrte. Nun fing auch er an, seinen Pfahl als Ruder zu gebrauchen. Sie arbeiteten sich schräge durch die Strömung näher an den Busch heran, der Wind, der noch landeinwärts stand, half mit. — „Halt!" rief Peter, „nun treiben wir gerade darauf los!" Sie trieben immer näher heran an den Baum. — Nun schlugen die Zweige an die Bordwand, gleich darauf verschwanden sie, das Boot trieb darüber hinweg. Da griff Meta Norgaardt ins Wasser, sie faßte eben noch die dünnen Enden der Weidenruten und hielt sie fest mit beiden Händen. Von der anderen Seite aber drückte die Flut den Kahn hoch. Im nächsten Moment stand Peter neben ihr, beide an derselben Seite. „Laat nich los!" schrie er. Er wickelte sich die zähen Weidenschüsse um die Faust und zog an. Das war alles eines Augenblickes Werk und geschah mit blinder Hast. Alle Muskeln wurden angespannt, um dem

zu entgehen, der aus dem trüben Waſſer ſie angrinſte: dem Tod. Die ſchwanken Ruten wurden ſtraff wie Ankertaue. Die alte Weide ſchwankte. Nun ſtand das Boot. — Nun hielt's. — „Gott ſei Dank!" — Meta rief es laut, ſie glaubte, ſie ſeien gerettet, doch da: der Zug nach unten von der einen Seite, der Druck der Strömung von der anderen Seite, das war dem Plattboot zu viel. — Ja, wenn es ein ehrliches Falshöfter Kielboot geweſen wäre, das hätte ſtandgehalten, aber der „Judas" kenterte ohne Gnade. — Ein Schrei der Todesangſt ſchrillte durch die Luft, dann kippte das Boot über ſie hinweg. Peter ließ den Buſch nicht los, und da dieſer hinter dem Boot hoch ſchnellte, kam er gleich wieder mit dem Kopf über Waſſer. Meta ſchwang ſich wie eine Katze auf den platten Boden des Bootes hinauf. „Faat an!" rief ſie. Da ließ er den Zweig fahren und griff nach der rettenden Hand. Sie ſah noch, wie die Weidenzweige wieder aus der Flut emportauchten und zerknickt hin und herſchwankten, dann ſah ſie in das bleiche Geſicht des jungen Mannes, den ſie krampfhaft an der Hand hielt, und der ſich, ohne Halt unter den Füßen, vergebens bemühte, hinauf zu kommen. — Sie warf ſich herum und lag mit dem Leib auf dem Boden des Bootes, nun reichte ſie ihm beide Hände. Hin und her ſchwankte das unſichere Fahrzeug und drohte wieder umzuſchlagen. „Es geht ſo nicht!" keuchte er. — Ermattet gab er die verzweifelten Anſtrengungen auf und hing an ihren Händen am Bootrand.

Einmal, einen Augenblick nur, fühlte er Boden unter den Füßen. „Laß los!“ wollte er rufen, aber sie begriff nicht, was das sollte, und dann war es wieder zu spät. — Nun rauschte vor ihren Ohren der Strom, der reißend durch die Öffnung in die Ostsee zurückfloß. Eine gewisse Stumpfheit war über beide gekommen.

Sie wußten wohl, daß der Tod die Hand nach ihnen ausgestreckt hielt, daß er im nächsten Augenblick sie in den Strudel ziehen, sie mit Sand und Steinen zudecken oder ins weite Meer schleudern könnte. Aber noch krampften die Hände fest am Lebenden.

An zwei Stellen hatte sich das Wasser seinen Weg gebahnt. Dicht vor der Mündung drehte sich das Boot im Strudel und wurde dann nach der einen Seite dichter an die Drecht geschoben. Meta sah es. Hier mußte das Wasser flach sein. — „Um Gotteswillen, los! — Laß das Boot los!“ rief sie. Er aber sah nur den einen Halt und hielt sie fest an den Händen, daß auch sie nicht frei kommen konnte. — Da warf sie sich mit raschem Ruck herum und ließ sich neben ihm ins Wasser gleiten.

Bis zur Brust im Wasser stehend, sahen sie im nächsten Moment den „Judas“ pfeilschnell davonschießen, eine Minute später war er mitten in der Strömung, wurde hier einmal hart gegen das Ufer, dann auf die Seite geworfen, drehte sich schwerfällig wieder herum und entschwand hinter der Höhe der Drecht ihren Blicken. Die beiden Gestrandeten

aber faßten ſich an den Händen und kamen in immer flacheres Waſſer. Bald ſtanden ſie auf der Drecht, die eben trocken wurde. „Schnell nach unſerem Haus!“ ſagte ſie, und ſo gut es in dem Saugſande, dem Steingerölle und den Tangbergen ging, eilten ſie dem Birkhauſe zu.

* * *

Vom Schmiedeberg aus hatte Vater Peterſen von Langfeld das Boot auf dem Noor treiben ſehen, er hatte ſein altes Fernrohr darauf gerichtet und hatte Peter Ottſen an ſeinem kleinen, grünen Jagdhut erkannt. Dann hatte er deſſen Vater die Nachricht gebracht. Wie ein Blitzſtrahl hatte die Kunde von der Gefahr, in der ſein einziger Sohn ſchwebte, den Nebel durchzuckt, der ſeit geſtern ſeine Gedanken, ſein Wollen und Können umhüllte. In alle Glieder war es ihm gefahren und hatte ihn herausgeriſſen aus dem lähmenden Bann.

Mit einigen Knechten war er hinübergelaufen nach dem Kliff und ans Noor, ebenſo wie geſtern. Damals die Schafe, heute der Sohn. Und wieder konnte er nicht helfen, er konnte nicht hin nach der Birk, wo jetzt wieder inmitten der grauen Waſſerfläche der Strand auftauchte. Dort hatte ſein Sohn mit den Wellen gekämpft, dort lag er vielleicht als Leiche auf dem ſchlammigen Grund oder im braunen Seegras. — Vom Boote war nichts mehr zu ſehen, nichts mehr von den Menſchen, die darin geweſen waren. Drüben auf dem Dach des Birkhauſes aber ragte noch immer die Stange empor mit dem Lappen als Notflagge.

Hier war nichts zu machen. Er ſchickte die Knechte wieder nach Hauſe, ſie ſollten anſpannen, Bretter und Leitern, Schaufeln und Spaten auf die Wagen werfen und nach Falshöft fahren. Wenn der Weg noch unter Waſſer ſei: immer hindurch! Und dann am Strande auf der Drecht entlang, ums Noor herum! Er ſelbſt ging den Weg, den einige Stunden früher ſein Sohn gegangen war. Am Wall beim Gehölz ſah er im friſchen Lehm die Spuren von Mann und Hund, er ſprang hinüber und ging hinterher. Als er ſich dem am Noor liegenden Knick näherte, rauſchte es im Geſtrüpp und Hektor, der alte, braune Jagdhund, lief ihm mit hochgehaltener Schnauze winſelnd entgegen. Da fuhr ihm plötzlich die Geſchichte durch den Kopf von dem treuen Hund, der an der Leiche ſeines Herrn die Totenwache hielt. Seine Knie zitterten. — Hart am Wall hatte der Hund geſtanden, dort konnte alſo die Leiche angeſpült ſein. Er mußte ſich einen Augenblick an eine Erle lehnen und ſich an den Zweigen feſthalten, Hektor aber ſchmiegte ſich zitternd an ſeine Beine und ſchaute wie hilfeſuchend zu ihm auf. Er konnte auch nicht helfen. Wo war ſein Sohn jetzt? —

Nach einer Weile ging er weiter an den Knick heran. Hier fand er das Gewehr und die Stelle, wo das Boot die Büſche niedergedrückt hatte, auch verſchiedene Spuren fand er und ein leinenes Strumpfband. — Was war hier geſchehen?

Eine furchtbare Angſt packte ihn. „Mein Gott! Mein Gott! — Mein einziger Sohn!“ jammerte er.

Und wie er das laut vor ſich hinſprach in das Rauſchen der Zweige und das Brauſen der Wellen hinein, da war es, als wenn der Herzſchlag ihm ſtockte, da ſchlug ihm hart das Gewiſſen. An geſtern mußte er denken, an die Worte des Tiſchler Schinkel und an das, was der Weber ihm geſagt hatte. Geſtern hatte er gelacht darüber und ſein Sohn, der in friſcher, voller Manneskraft neben ihm ſtand, hatte geſpottet. — Steht er jetzt vielleicht ſchon vor dem Richterſtuhl deſſen, den er geſtern verleugnet hat? — Der Gedanke war es, der den alten Mann traf wie ein Keulenſchlag, da knickte der letzte Reſt von Mut und Kraft zuſammen, den der Grog von geſtern ihm noch übrig gelaſſen hatte. Das lähmende Gefühl der Ungewißheit und die abergläubiſche Furcht vor dem alten, von ihm oft geſcholtenen Mann da oben, der die Rache in ſeiner Hand hält, zerſchlug ihm den Bauernſtolz und warf den ſonſt ſo trotzigen Mann ins feuchte Gras auf die Knie. In der Not und der Angſt ſeines Herzens kam ihm das Vaterunſer auf die bebenden Lippen; er ſprach es mechaniſch wie man eine Zauberformel murmelt. Seine Gedanken irrten umher und ſeine Augen flackerten unſtet über die graue Moorfläche. Als er aber an die Bitte kam: „Vergieb uns unſere Schuld", da ſann er nach über ſeine eigene Schuld und grübelte und kam nicht weiter. Ganz verzweifelnd flüſterte er: „Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Übel" denn ſie ſtand rieſengroß vor ihm: ſeine Verſuchung und das Übel ſeines Lebens. — In ſeinem zer-

marterten Hirn tauchte ein Plan auf, ein Plan, der Thomas Ottſen ähnlich ſah: er wollte mit dem Herrgott dort oben einen Pakt machen. Die drei Finger zum Schwur erhebend, rief er: „Gib mir, allmächtiger Gott, meinen Sohn lebend wieder und verflucht ſoll das Glas Grog ſein, das meine Lippen berührt. Kein Tropfen mehr von alledem! Meine Hand ſoll mir am Leibe welken, und ich will verdammt ſein, wenn ich mein Wort breche!“ Mit ſcheuem Blick ſah er ſich um. Die Anſtrengungen und Erlebniſſe von geſtern und heute, der Trunk und die Angſt hatten ihn in ſolche Aufregung gebracht, daß er in dieſem Augenblick ſich nicht gewundert hätte, den leibhaftigen Gottſeibeiuns hinter ſich ſtehen zu ſehen, bereit, nun auch ſeinerſeits mit ihm einen Pakt zu machen. Da ſchlug der Hund kurz an, von der Falshöfter Straße hörte man Peitſchenknall und Rufe, das waren ſeine Leute. Er ſprang auf, hängte die Flinte um und ging quer übers Feld dem Wege zu.

Neuntes Kapitel.

Spät am Nachmittage war es, als zwei Wagen langsam durch den tiefen Sand am Strand vom Birkhause nach Falshöft zu mahlten. Die Männer, die nebenher gingen, mußten oftmals nachschieben, oder in die Speichen des Hinterrades fassen, wenn die Pferde trotz Peitsche und Zuruf nicht mehr vorwärts konnten. Zuweilen mußten sie anhalten und einen Haufen Bretter und Ständer aus dem Wege räumen oder ein vom Strom gerissenes Loch zuwerfen. Es ging langsam. Weder Pferde- noch Menschenknochen wurden geschont, der Schweiß troff den Männern von der Stirne und der Schaum floß den Pferden vom Rücken. Thomas Ottsen arbeitete selbst wie ein Knecht, aber nicht so verdrossen und herrisch wie sonst. Als sie bei Falshöft vom Strand herunterfuhren und in die Straße einbogen, da rief er seinen Leuten zu: „Jeder von Euch kriegt einen Taler von mir, und gut zu essen soll es heute abend auch geben.“ Den Pferden aber klatschte er mit der flachen Hand auf den nassen Rücken: „Ihr kriegt die doppelte Ration Hafer!“

Auf den knarrenden Kastenwagen lagen zwei

Kranke. Auf dem erſten die alte Norgaardt, Metas Mutter. Sie lag in Bettzeug und Pferdedecken gehüllt im Stroh des Wagens und hatte unter dem Kopf einen mit Seegras geſtopften Futterſack. Neben ihr ſaß ihre Tochter, hielt ihr den Kopf, wenn der Wagen ſchwankte und ſtieß, und deckte ſie ſorgſam wieder zu, wenn die Decke wegfiel. Sie war noch in ihren naſſen Kleidern, wirr fiel ihr das dichte, rote Haar um Nacken und Schultern. Keinen Blick wandte ſie vom Geſicht der Mutter. Wie leblos lag die kranke, totmüde Frau da. Wenn der Wagen hart auf einen Stein aufſtieß, hörte man ein leiſes Ächzen und Röcheln. Hinten auf dem Schott des Kaſtenwagens aber ſaß noch einer, den ſah niemand. — Das war der Tod!

Auf dem anderen Wagen lag eine kräftige Männergeſtalt. Um ſein Haupt war ein Leinentuch geſchlungen, das war an der rechten Schläfe rot von Blut. Die Augen ſtanden weit offen, ſie glühten ſtarr und irre aus dem totenbleichen Antlitz: „Fritz Böhm!“ ſchrie er in ſeinen Fieberphantaſien, „Fritz Böhm, Du Räuber, ick heff keen Geld. — He leggt mi de Sneer üm den Hals! Hülp! Hülp!“

Wild fuhr er empor aus dem Stroh, ſodaß Peter Ottſen und Asmus Hanſen, der Voigt, alle ihre Kraft aufwenden mußten, um ihn zu halten. — Da legte die alte Frau, die weinend hinter ſeinem Lager ſaß und ſeinen Kopf in ihren Schoß gebettet hatte, ihre Hand auf die fiebernde Stirn ihres Sohnes und flüſterte ihm ins Ohr: „He kann Di nix dohn, min

Hans, ick bün ja bi Di! Sühst Du mi nich, ick bün jo hier, Dien Mudder.“ — „Mudder, mien Mudder“, kam es von den blassen Lippen, ein Schein von Friede und Ruhe flog über die angstverzerrten Züge Hans Thordsens, sein Haupt sank zurück und stille lag er auf dem Schoß der Mutter.

Der aber, dessen Mörderhand er in seinen Fieberphantasien an seinem Halse fühlte, lag starr und kalt im Westerfelder Reeth. Er konnte keinem Menschen mehr etwas tun, weder gutes noch böses!

* * *

Acht Tage waren vergangen. Die Überschwemmten hatte man in den umliegenden Dörfern untergebracht, da schliefen und aßen sie, am Tage aber räumten sie den Schutt ihrer Häuser auf, und suchten die Stücke ihres weggetriebenen Eigentums von den Feldern zusammen. Das war eine traurige Zeit! Die meisten Häuser standen nur noch auf den Stützen und Ständern des Fachwerks, das Mauerwerk dazwischen war herausgeschlagen. Einzelne Häuser, namentlich die neueren, die man ohne Fachwerk in solidem Mauerwerk aufgeführt hatte, waren von den Wellen unterspült und umgerissen, unter den Schutthaufen lag der Hausrat begraben. Die Gärten waren mit Sand und Steinen überspült, in den Zweigen der Bäume hingen Korngarben und Heubündel, die von den Dachböden fortgespült waren. Die Möbel waren fortgetrieben oder vom Wasser verdorben, leere Schubkasten, zerbrochene Tische und Stühle,

durchnäßte Kissen und Decken lagen im Schmutz umher.

Mit Tränen in den Augen stand die alte Trina Reimer vor ihrer eichenen Bettzeugkiste. Jahrhunderte lang hatte dies Erbstück der Familie schönstes Leinen treu geborgen. 1683 stand auf dem buntverschlungenen Eisenbeschlag. Nun war sie zertrümmert. Das schöne Linnen der alten Frau lag unter die Füße getreten im aufgeweichten Lehmboden der Diele. Ihr Großvater hatte den Flachs gesäet und gezogen, sie hatte an der Braakkuhle gestanden und lustig zum Klappern der Brechlade gesungen; als er seiner grauen Hülle entkleidet wurde, sie hatte ihn gehechelt und geschwungen, daß er fein wurde wie Seide, und in langen Winterabenden hatte sie ihn gesponnen. Der alte Weber Truelsen hatte dann ihr Brautleinen daraus gemacht, damals, als er noch jung und flink war. Die Arbeit war ihm so schwer geworden! Wenn der Baum klapperte und das Weberschiffchen durchs Garn glitt, dann hatte es ihm in den Ohren geklungen: „Ick dörf nich! Ick dörf nich! Ick mutt den Annern nehmen. — Nu ween nich! Nu ween nich! Wat helpt uns all dat Grämen?“ — Und dann webte er sein Lebensglück mit hinein zwischen die Fäden. Das wußte sie wohl, aber sie mußte doch den Anderen freien, so hatten es die Alten längst abgemacht, ihr Land stieß ja zusammen. Es war auch ganz gut so gegangen! Sie hatte, wie bestimmt war, den Anderen geheiratet, sie hatte Kinder groß gezogen und vor einigen Jahren ihren

Mann aufs letzte Leinentuch gelegt, dann hatte sie ihr Testament gemacht. Die Eichenkiste mit dem Leinen sollte nach ihrem Tode an ihre älteste Enkelin fallen. — Nun war die Kiste zertrümmert und ihr feinstes Leinen lag beschmutzt und zerrissen im Lehm der Lohdiele. — Daß sie das noch hier auf der Erde erleben mußte!

So war in jedem Hause Kummer und Leid, großes und kleines. Am meisten sorgten sich die Hausväter, wie sie wieder für sich und ihre Familie ein Haus und für ihr bischen Vieh einen Stall bekommen sollten. Was hatte es ihnen nun genützt, das Schild über der Tür mit der Inschrift: „Gothasche Feuerversicherung", das jedes Jahr so viel Geld kostete?! Aber wer hätte auch an das Wasser gedacht! So eine Überschwemmung konnte ja gar nicht angehen, hatten immer alle gesagt. Und nun war das Wasser doch gekommen, wie der Dieb in der Nacht und hatte alles genommen.

Am traurigsten sah es bei Peter Jansen aus. Am Wall, wo der Weg nach Langfeld abbiegt, hatte man ihn im dichten Schwarzdorngebüsch gefunden. Die Dornen hatten ihn festgehalten, sonst wäre er wohl mit dem weichenden Wasser hinausgetrieben in die See und hingeworfen an einen fremden Strand. Nun lag er in seinem Torfstall, dessen aus Buschwerk geflochtene Wände stehen geblieben waren, auf einer Tür, die man über zwei Netztröge gelegt hatte. Unter dem Kopf hatte er ein altes Wagenkissen und über dem Körper ein paar bunte Spreitdecken. Eine

ſtille, blaſſe Frau und vier kümmerliche Kinder weinten um ihn, ſie hatten alles, alles verloren!

Am nächſten Sonnabend wurden auf dem Geltinger Kirchhof drei Särge neben einander in die Erde geſenkt, es war in der Ecke nach der Wieſe zu, wo die kleinen ſchwarzen Holzkreuze ſo dicht auf den ſchmuckloſen Erdhügeln ſtehen, da, wo die armen Leute liegen. Paſtor Hanſen gab aber jedem der Verſtorbenen ein beſonderes Geleitwort mit auf den Weg: „Kommt her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid“ — rief er der Frau nach, die nun nicht mehr durch rohe Scheltworte und Flüche aus dem Schlummer aufgeweckt wurde, deren kranke Bruſt nun Ruhe hatte. — „Selig ſind die Traurigen, denn ſie ſollen getröſtet werden“, ſprach er, als er an das nächſte Grab herantrat. Seine Stimme bebte, als er dabei das bekümmerte Weib anblickte, an deren Schürze ſich die beiden älteſten Kinder feſthielten. Dies Wort rief noch einmal das ganze bittere Weh im Herzen wach, und aus den roten, entzündeten Augen floß Träne auf Träne die blaſſen, hageren Wangen herab. Auch die Kinder jammerten und klagten um ihren toten Vater. Paſtor Hanſen aber hatte das Wort mit Bedacht gewählt, er wollte den Anweſenden ihre Pflichten gegen die hilfloſe Witwe und die kleinen Waiſen ans Herz legen, darum fuhr er fort: „Und Eure Pflicht iſt es, meine Lieben, die Ihr erſchüttert an dieſen Gräbern ſteht, Euer redlich Teil zu tun, daß dies Wort ſich erfüllet. Nur Gott kann Ruhe und Troſt in dieſe verwundeten Herzen

senden. Ihr aber könnt die Not lindern helfen, die sich heute wie eine graue, undurchdringliche Wand vor den Augen dieser Frau und Mutter aufreckt. Wenn dieser Wunsch und Wille heute in Euch lebendig wird, wenn Ihr dem Verunglückten dieses Versprechen als letztes Wort ins Grab nachruft, dann wird ein solches Geleitwort ihm die Erde leichter machen." — —

Als das letzte Gebet über diese beiden offenen Gräber gesprochen war und die festgefrorenen Erdklumpen auf die Särge niederfielen, da kriegte Jens Norgaardt es fertig, an den Pastor heranzutreten, um ihm mit bekümmerter Miene und mit Worten des Dankes die Hand herüberzustrecken. Aber Thomas Ottsen trat dreispurig dazwischen und sagte laut, mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Heuchler: „Das Mädchen bleibt bei mir, Herr Pastor, sie soll es gut haben!"

„Schön, mein lieber Ottsen, aber —"

„Und die Jansen's, Herr Pastor, die können hinten in Wattsfeld mit in meiner Kate wohnen. Die Frau kann bei uns mit zu Melken gehen, und die Kinder können auch 'mal mit bei uns essen. — Das wollen wir schon kriegen."

Da drückte Pastor Hansen dem alten Ottsen die Hand und bat ihm im Herzen manches Unrecht ab, das er ihm in Gedanken getan hatte. — So viel Herzensgüte hatte er dem „alten Trunkenbold" nicht zugetraut.

Die Sache mit seinem Sohne war Thomas Ottsen

nahegegangen. Es war, als wenn der Blitz vor ihm in den Fußboden gefahren sei — der hätte ihn vernichten können. Zur rechten Zeit hatte er mit dem lieben Gott einen Pakt geschlossen: tust Du das, dann tu ich das! — Da hatte der liebe Gott ein bischen mit der Hand gewinkt und der Blitz, der schon herunterfuhr, war ein paar Fuß von seiner Richtung abgelenkt. Wie leicht hätte er seinen Sohn ebenso treffen können, wie diese drei. — Nun der liebe Gott seine Sache gemacht hatte, nun wollte er, Thomas Ottsen, auch nicht knausern. — Das gab seinem Herzen den ersten Anstoß, das entzündete den Funken, der in der Asche schlummerte und sobald er glühte, gab er Feuer und Wärme.

Eigentlich hatte Thomas Ottsen nun gehen wollen. Der dritte Sarg sollte zehn Schritt weiter, in der äußersten Ecke begraben werden. Das hatte zwar keine Obrigkeit und keine Geistlichkeit so angeordnet, der Totengräber hatte es für richtig befunden, und man fand das denn auch ganz in der Ordnung. Wer mochte auch neben Fritz Böhm liegen? — Als einige der Anwesenden sich zum Gehen wandten und andere unschlüssig dastanden, sagte Pastor Hansen ruhig und freundlich: „Wir alle wollen jetzt einem dritten noch den letzten Liebesdienst erweisen.“ Und er ging an den Wall und die offene Grube heran.

An diesem Grabe standen nur zwei Personen; ein alter, grauhaariger Mann mit stumpfen, verwitterten Zügen in abgetragenem, schlechten Anzuge und ein breitschultriger, etwa 16 jähriger Bursche mit

frechem, herausforderndem Blick, er war in seinem Arbeitsanzug, so wie er vom Hof kam. Das waren der Vater und der jüngste Bruder des Toten. Nur der Pastor und der Totengräber mit seinem Gehilfen traten ganz nahe heran an die Grube, die übrigen blieben etwas zurück.

Mit starker Stimme, daß auch die Entferntesten es hören konnten, sprach Pastor Hansen vom guten Hirten, der ein verlorenes Schaf sucht, bis er es findet und schloß mit dem Hinweise auf ihn, der für die Sünder gestorben ist und der am Kreuz zu dem sterbenden Schächer sprach: „Diese Nacht wirst Du mit mir im Paradiese sein! Amen."

Bald lag der Kirchhof wieder still und leer da. Nur die Totengräber schaufelten noch bis zum Abend. Die Leidtragenden, die Nachbarn, die Bekannten der Verstorbenen und die Neugierigen gingen mit verschiedenen Gedanken nach Hause. Die letzte Rede fand die verschiedenartigste Auslegung. Tischler Schinkel gab die Möglichkeit zu, daß der Pastor recht habe, er bezweifelte aber doch, daß Fritz Böhm im Paradiese sei, denn er war ja nicht bekehrt.

Der alte Weber Truelsen schüttelte den grauen Kopf, in ihm steckte zu viel von der Werkgerechtigkeit, wie Schinkel mißbilligend bemerkte; von der „Gnade" hielt er zu wenig. „Mit einem Male geht so was gar nicht!" behauptete er steif und fest. „Aber ich glaube, daß der da oben den Fritz besser kannte, als wie wir. Wer so sterben kann, den sollen wir nicht

richten. Unſer Herrgott hat eine andere Elle als wie wir."

Thomas Ottſen hatte auch eine andere Meinung als der Paſtor, er war aber in dieſen Tagen zu friedlich geſtimmt, um damit herauszuplatzen. Sein Voigt Asmus Hanſen aber machte aus ſeinem Herzen keine Mördergrube, er ſagte: „wenn ſo'ne Rümmerdrüvers dor in ſünd, denn is dat dor ok nich ſo, as ick mi dat dacht hew. Denn gah ick dor nich in!"

So modelte ſich jeder ſeinen Gott und ſeinen Himmel nach ſeiner eigenen Weiſe.

* * *

Die ganze Woche lang hatte der Tod vor der Tür des Wohnhauſes auf Schnarſtruphof geſtanden. Als er in ſtiller Nacht ſein Zeichen und Siegel auf die erkaltenden Lippen des ſchwachen Weibes gedrückt hatte, da war er auch an die Fenſterladen des Nebenzimmers getreten und hatte durch den ſternförmigen Einſchnitt ſeinen ſtarr machenden Blick auf den jungen, kräftigen Mann gerichtet, deſſen bleiches Geſicht und gelbes Haar ſich von dem dunkelblau gewürfelten Kiſſen ſcharf abhob. Ein Zucken war durch den Körper gefahren, dann ſchien es der alten Frau, die Tag und Nacht an dieſem Bette ſaß, als ob die große, ſchwielige Hand, die ſie ſo feſt hielt, keinen Pulsſchlag mehr habe: „Nimm mich hin, Herr, und laß ihn leben!" flehte ſie. „Er iſt noch ſo jung!" Und ſie kämpfte mit dem Gewaltigen, der ihrem Sohne ſchon auf der Bruſt ſaß und rang mit dem, der ihn geſandt

hatte. Sie beugte sich schützend über den Fiebernden und rief ihn mit den zärtlichsten Namen, wie er sie nicht gehört hatte, seit er ein Kleidchen trug. Sie hob mit ihren schwachen Armen seinen Oberkörper höher, daß die Brust freier lag, sie horchte auf seinen Atem und kühlte seine heiße Stirn.

So kam die Stunde der Entscheidung heran. Da spannten sich in dem ermatteten Körper noch einmal alle Lebenskräfte. Ein totmüder Ringer kämpfte um den Preis seines Lebens. Mit krampfartigem Zucken und hämmernden Pulsen löste es sich endlich aus der lähmenden Umarmung der Knochenarme und vermochte es die Riesenlast von seiner Brust abzuwälzen. Seine Mutter aber trocknete den Schweiß von der glühenden Stirn und den brennenden Wangen, sie betete für ihn und kämpfte mit ihm die ganze lange Nacht.

Als endlich der Morgen graute und das letzte Dochtende des Nachtlichtes im Glas verglimmte, da hatten sie gesiegt. Todesmatt lag er in den Kissen, aber seine Augen blickten nicht mehr so dumpf hinein in den jungen Tag, er kannte jetzt seine Mutter. Dämmernd durch die schwere Nebelwand stieg in ihm die Erinnerung auf an den Sturm und an die Strandung, an den Kampf mit den Wogen und an Böhm, der mit der Leine gekommen war.

„Fritz Böhm hat mich gerettet!“ kam es dann langsam von seinen Lippen, „wo ist Fritz Böhm?“

„Stille, ganz stille!“ bat sie. „Der Doktor hat

geſagt, Du ſollſt ganz ruhig liegen, dann wird alles wieder gut."

„Wo iſt Fritz Böhm?" fragte er nochmal leiſe. „Ich ſah ihn dann nicht mehr."

„In Gelting", ſagte ſie da. Die Worte wurden ihr ſchwer.

„Gottlob!" — Gleich darauf fiel er in einen ruhigen, langen Schlaf.

Die nächſten Wochen brachten auf Schnarſtruphof keine weiteren aufregenden Begebenheiten. In der Scheune klangen gleichmäßig die Dreſchflegel der Tagelöhner im Viertakt. Damals fing die Dreſchmaſchine erſt an, mit dem Flegel in Wettbewerb zu treten. Thomas Ottſen war ein Bauer von altem Schrot und Korn, der Menſchenknochen für billiger hielt als eiſerne Maſchinen. Die Tagelöhner aber bekamen für ihre Arbeit das zwanzigſte Korn und die Koſt dazu, die hielten erſt recht mit den Fäuſten am Alten feſt. Sie verachteten die Maſchinen, die nur Krummſtroh von ſich gaben. Damit konnte man doch keine Häuſer decken. Und wer da glaubte, daß die Strohdächer jemals entbehrt werden könnten, der wahr wohl mall. Sie redeten ſehr klug:

„Der Düttebüller, der hat aber eine."

„Ja, der hat auch 'nen lateiniſchen Entſpekter."

„Dat is 'ne dulle Wirtſchaft!"

„Das meiſte Korn bleibt im Halm."

„Neue Moden. Geld wegſchmeißen. Klöterkram."

So ſchwirrten die Reden zwiſchen den Dreſch-

flegeln hindurch und wurden bekräftigt durch Schläge, die bald dumpf aufs Strohende niederfielen, bald wieder hell und hart erklangen, wenn sie die dünn auf der Lehmdiele aufliegenden Ähren trafen. Sie waren alle schlechte Propheten! Sie spotteten und lachten und wußten nicht, daß die neue Zeit über Tagelöhner und Herren hinwegschreitet. August Thomsen, der so laut redete, hat nachher noch manchen Tag auf dem Baum des Vierspänner-Göpels gesessen und die Pferde beim Dreschen angetrieben. Sein Bruder, der Tagelöhner, hatte schon die letzte Aalhaut am Flegelstiel, die hat mit ihm ausgehalten, denn bald hatte er nur noch zu Hause sein eigenes bischen Buchweizen damit zu dreschen.

Hans Thordsen ging es besser von Tag zu Tag. Drei Wochen später durfte er schon wieder aufstehen. Nach dem schweren Nervenfieber, das er überstanden hatte, fühlte er sich allerdings noch recht schwach. Unter den Backenknochen lagen tiefe Furchen und sein Haar war lang und dünn geworden. Er ging tagsüber auf dem Hof und in den Scheunen umher und hatte recht oft Langeweile. Seine Mutter war wieder in Falshöft, ihr Haus war notdürftig so weit ausgebessert, daß sie dort hausen konnte. Zum Frühling sollte es ordentlich ausgemauert und innen in Stand gesetzt werden. Es ging nämlich durch ganz Deutschland der Ruf nach Hilfe, in Stadt und Land, überall sammelte man Liebesgaben für die Überschwemmten und die Mittel flossen reichlich. Da wurde vom Herzen manchen Hausvaters eine schwere

Last genommen, und manches Haus wuchs neu und stark hervor aus Schutt und morschen Trümmern. Mancher, der es verstand, die Hand weit vorzustrecken vor den andern, lachte sich bald heimlich ins Fäustchen, aber auch die Bescheidenen hatten nachher keine Ursache zu klagen. Sie schalten aber noch lange über die Unverschämten, die zu fette Bissen verschluckt hatten. Mutter Thordsen hatte nicht zu viel verlangt und nicht zu viel bekommen, aber sie bekam genug und war dankbar dafür.

Während der Zeit, daß sie am Krankenbett ihres Sohnes gesessen hatte, war Meta Norgaardt häufiger zu ihr gekommen, manchmal hatte sie auch ihre Hilfe erbeten. Mehr als eine Nacht hatte Meta mit gewacht. Früher, als der Birkfuchs noch mit bloßen Füßen an ihrem Haus vorüber zur Schule ging, hatte die alte Frau ihr manchmal ein Stück Sirupsbrot in die Hand gesteckt und ein freundliches Wort mit ihr gesprochen. So etwas bleibt im Kinderherzen haften. Nun suchte Meta das wieder gut zu machen. Und als die Mutter fort mußte, schied sie aus dem gastlichen Hause mit der Bitte an Meta: „Sieh doch ein bischen nach Hans, er ist noch so schwach!“ Ein leichtes Rot stieg dem Mädchen bis in die Stirn, als sie das hörte, sie nickte und wandte sich ab. Als die Alte fortging, schaute sie ihr nachdenklich nach, das Rot war von ihren Wangen verschwunden, ein eigenartiges Lächeln lag um den kleinen, fest zusammengekniffenen Mund, als wenn sie sagen wollte: So war das nicht gemeint.

Als dann bald darauf Peter Ottſen über den Hof ging, blitzte es auf in ihren dunklen Augen, und leiſe vor ſich hin ſang ſie:

„Es ging ein Jäger wohl jagen,
Dreiviertel Stunden vor Tagen:
Ein Füchslein oder ein Reh — —“

Da hörte ſie von der Küche her den ſchweren Schritt der Hausfrau und verſtummte. Sie fragte die Eintretende mit ruhiger, geſchäftsmäßiger Stimme: „Soll Hans Thordſen noch in der hinteren blauen Stube wohnen bleiben, oder ſoll er in die Knechtenkammer?“

„Er bleibt, wo er iſt!“ entſchied die Frau kurz.

Am Nachmittag traf ſie Hans Thordſen hinter dem Milchkeller in der Roßmühle. Er war dabei, auf der Schnitzelbank neue Kämme für das große Rad der Mühle zu ſchneiden, die wollte er dann einſetzen.

„Na, was machſt Du denn da?“ fragte Meta und lachte ihn an.

„Man muß ſich ein bißchen nützlich machen“, erwiderte er ſeufzend.

„Ach was, ruh' Dich man aus, es kommt bald genug die Zeit, wo Du wieder arbeiten mußt.“

„Lieber heute als morgen.“

„Gefällt es Dir denn hier nicht mehr?“

„Gewiß. Sie ſind ja alle ſo gut zu mir, aber man hat gar nichts um die Hand. Da wird einem die Zeit ſo ſchrecklich lang.“

„Du darfſt aber noch nicht arbeiten!“

„Dies ist doch keine Arbeit!“ — Er sah sie an. Da trat sie näher und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Du, Hans, Deine Mutter hat gesagt, ich soll ein bißchen auf Dich passen!“

„Du auf mich?“

„Ja, Du bist noch zu schwach!“ Sie reckte ihre zierliche Gestalt empor und sah ihn an mit blitzenden, verführerischen Augen. Er aber stand da, verlegen wie ein Kind.

„Weißt Du“, fuhr sie dann in neckischem Tone fort, „ich hab' Dir schon früher mal beigestanden, als wir noch zur Schule gingen, beim Gammeldammer Heck im Schnee. Damals hast Du mich weggejagt.“ —„Verdammter Birkfuchs!“ hieß es damals. Sie zischte das verhaßte Wort zwischen den Zähnen hervor.

„Laß sein, denk' nicht mehr daran“, wehrte er ab und setzte entschuldigend hinzu: „Du warst früher auch ein wilder Racker und spieltest uns manchen Schabernack. Es war nicht bös von mir gemeint.“

Wie eine Gewitterwolke war es über ihr Gesicht geflogen, und ihm war es so vorgekommen, als wenn eine Hagelböe durchs Tauwerk eines Schiffes schrillte; aber gleich darauf glitt wieder ein heller Sonnenstrahl durch das Gewölk, der Birkfuchs war so wetterlaunisch wie der April.

„Du hast recht, das waren Kindereien, jetzt ist es vorbei mit dem Görenkram.“ Dabei blickte sie ihn wieder schelmisch lächelnd an. Er fing an etwas zu sagen von Dank und Wiedervergeltung, kam aber

nicht gleich damit zurecht. — „Is gut", rief sie, dann war sie auch schon verschwunden.

Hans Thordsen setzte sich nieder auf die Schnitzelbank und zog langsam mit dem langen, scharfen Messer Span auf Span von dem Stück Eschenholz, er schnitzte und schnitzte, aber es wurde nichts daraus. Vor seinen Augen stand ein Mädchengesicht, scharfe, weiße Fuchszähne schimmerten hervor zwischen den roten Lippen, und krause, rote Löckchen umspielten Schläfen und Stirn. Da kamen ihm so eigenartige Gedanken. Wie wärs denn, wenn er nach dieser bösen Fahrt sich anders einrichtete? — Lotse konnte er nicht werden, dazu war er noch zu jung, aber Fischer. Wenn dann das Haus erst wieder gut in Stand gesetzt war, wenn er sich sein Geld von der Geltinger Sparkasse geholt und Boot und Netze und was sonst nötig war, angeschafft hatte, dann, — ja, was wollte er dann?! — Das war doch eben der Punkt, von dem seine Gedanken ausgegangen waren: wenn er dann Meta Norgaardt fragen würde: „Willst Du, Meta?" so würde sie gewiß nicht nein sagen. Aber die Leute würden darüber reden und spötteln! Sie würden fragen, ob er bange geworden sei vor dem großen Wasser, und ob er sich wohler und sicherer fühle im Fuchsbau, als auf dem Dreimaster. Es wäre dann vorbei mit den schönen Träumen vom eigenen Schiff und der weiten Welt. Er wäre dann auch so ein aufs Trockene gesetzter Jan-Maat, und die schöne Rothaarige wäre sein Kapitän. Er stand auf, warf den verschnitzelten Eschenpflock in die Ecke

und ging hinaus. „Es wird Zeit, daß man über Stag geht“, murmelte er, „ſonſt kommt man zu dicht an Land. Wer hier aufläuft, der kommt in ſeinem Leben nicht wieder los.“

Eine Stunde ſpäter ſtand Meta hinter dem Backhaus am Ziehbrunnen und ließ langſam den Eimer in die Tiefe hinunter. Hier wurde das Waſſer für die Küche geholt, es war klarer und beſſer als das, was die neue Pumpe gab, die auf dem Hofplatz ſtand. Wie in Gedanken verſunken ſtand ſie und ſchaute auf die Ringe, die unten auf dem dunklen Spiegel zitterten; ſie war aber mit ihren Sinnen ganz wo anders. Geſpannt horchte ſie auf die Schritte, die vom Gartenwall näher kamen. Sie hatte nämlich Peter Ottſen vom Dorf her kommen ſehen, ſie wußte, daß er dann gewöhnlich hinter dem Teich herum den Richtweg einſchlug. Dann mußte er hier vorbei und dann? — Ein eigenartiges Verhältnis hatte ſich nämlich ſeit jener Bootfahrt zwiſchen den beiden entſponnen. Aber ein eigentliches „Verhältnis“ war es doch nicht. Wer konnte ſo was wohl denken?! — Peter Ottſen und der Birkfuchs! — Schnarſtruphof und die Birkkate! — Reich und bettelarm, gab es größere Gegenſätze?! — Trotzdem hatte die Stunde, wo ſie beide Todesangſt kennen lernten, wo das Leben des einen in der Hand des anderen lag, über die Schlucht, die ſie ſonſt trennte, eine Brücke geſchlagen, auf der zuweilen heimlich ihre Gedanken hinüber und herüber wanderten.

Als Frau Ottſen einmal darüber zukam, wie er

freundlich mit dem Mädchen ſprach, da hatte ſie Meta barſch an ihre Arbeit gewieſen und dem Sohne zu verſtehen gegeben, daß es ſeine Aufgabe ſei, die Dienſtboten zur Arbeit anzuhalten und nicht ſie mit Schnack davon abzuhalten. Sie hatte dann auch ihrem Manne ſo eine kleine Andeutung gemacht. Der aber hatte das weit von ſich geworfen und gelacht: „Mit dem Birkfuchs? Mit der Roten? — Das hat er bei den Huſaren gelernt, Mutter. Iſt aber nicht gefährlich für ihn. Und ſie? — Na, ich will weiter nichts ſagen, aber ſie ſtammt ja aus 'ner Familie, die ſo was nicht ſo genau nimmt! Wenn was paſſiert, dann hat ſie ſelbſt Schuld!“ Nach einer Weile ſetzte er mit ſchlauem Lächeln hinzu: „Aber vielleicht iſt es doch gut, wenn wir bald daran denken, ihn anderswo feſtzulegen.“

Dann hatte er bei ſeinem Sohne auf den Buſch geklopft, recht deutlich und derbe. Der aber hatte ſeit einiger Zeit ſchon merken laſſen, daß die früher angeknüpfte Verbindung ihm mehr Geſchäfts- als Herzensſache ſei. Er ſuchte auch heute auszuweichen. Als der Alte nicht locker ließ, wurde er ungemütlich: „Ihr ſcheint zu glauben, daß ich noch wie ein Kind hier behandelt werden muß, da wäre die Meta ja ganz gut zum Kindermädchen“, ſagte er mit höhniſcher Miene.

„Dummer Junge!“ brauſte da der Alte auf, „noch bin ich hier Herr, und — —“

„Und ich habe die dumme Jungenwirtſchaft ſatt!“ ſchrie Peter. „Wenns nicht bald anders wird,

dann gehe ich von hier fort und nehme eine Inſpektorſtelle an.“ Da lenkte der Alte ein. Es ſei nicht ſo böſe gemeint uſw. Peter aber gab das Verſprechen, um Oſtern herum die Sache mit der Erbin von Kallumhof ins Reine zu bringen.

Das war vor einigen Tagen geweſen. Darauf hatte er ſich etwas mehr vorgeſehen als früher und war, wenn die Leute es ſahen, gleichgültig und hochmütig an Meta Norgaardt vorbeigegangen. Wenns aber keiner beobachtete, hatte er ihr andere Blicke zugeworfen. Dann zuckten kaum merklich ihre Wimpern. Er ſah es und verſtand die Antwort. Einmal hatte er, als er ihr in der Dämmerung auf dem Hausflur begegnete, blitzſchnell die Rechte um ihre Hüfte gelegt und hatte ſie an ſich gepreßt. Sie war zuſammengezuckt, aber keinen Laut hatte ſie ausgeſtoßen, er fühlte einen Moment ihr Haar ſeine Wangen ſtreifen, ja er fühlte ſogar ihren Atem an ſeiner Wange. Im nächſten Augenblick hatte ſie ſich auch ſchon mit einer raſchen Wendung ihrer geſchmeidigen Glieder freigemacht und war mit einem kichernden „Ach was! Laſſen Sie mich los!“ verſchwunden. Als er dann einige Minuten ſpäter ſie in der Küche ſah, und das helle Herdfeuer ihre glühenden Wangen und den rotgoldenen Kopf beſtrahlte, tat es ihm leid, ſie nicht feſter gehalten zu haben. Sie verriet mit keiner Miene ihre Aufregung. In jenem Augenblick ſpielte der ſchlaue und gewandte Fuchs mit dem Jäger, der an der Tür ſtand und ſich langſam die ſchweren Stiefel

auszog. In seinen Augen funkelte wieder die ungezügelte Beutegier, wie damals, als er sie mit nackten Beinen im Moor stehen sah. — —

Seitdem war ihm aber der Fuchs ausgewichen. Er hatte sie in den letzten Tagen sogar ein paarmal im Gespräch mit dem Seemann stehen sehen. Ob der sich jetzt an die Meta heranmachen wollte? Nicht schlecht! Aber erst wollte er, Peter Ottsen, seinen wohlverdienten Lohn haben. Heiraten konnte sie nachher der andere, da hatte er nichts dagegen. Das paßte ganz gut zusammen: Hans Thordsen, ruhig und gutmütig, sie aber hatte von dem nach Gelting importierten Schauspielerblut noch etwas abbekommen, sie hatte Temperament, sie hatte Feuer in den Adern.

So stand die Sache heute, als Meta Norgaardt in der Abenddämmerung „ganz von ungefähr" am Brunnen stand, sich auf die Eimertracht stützte und mit der Stange spielend den herabgelassenen Eimer hin- und herbewegte. Ringsum war alles still, die Mädchen waren im Kuhstall zum Melken, die Herrschaft saß drinnen in der Wohnstube. Die Frau strickte, und er hatte die Pfeife im Munde, beide blickten in das Torffeuer des Ofens und besprachen sich darüber, wie nachher alles nett eingerichtet werden sollte in der Abnahme, und was sie alles ausbedingen wollten für sich, wenn Peter den Hof übernahm. Thomas Ottsen war nie so nett und vernünftig gewesen wie in den letzten Wochen. Wie hätte man sonst mit ihm über die Abnahme reden

können! — Meta horchte, aber sie hörte keine Schritte. Da pfiff leise die Gartenpforte in ihren Angeln, ganz kurz nur und ganz leise, sie wußte nun genug. Mit beiden Händen faßte sie die Brunnenstange und hob den vollen Eimer nach oben.

Plötzlich legte sich ihr von hinten eine Hand auf den Busen und eine auf den Mund, wohl um einen unvorsichtigen Aufschrei zu verhindern. Sie schrie aber nicht auf, sie stand ganz stille — wie erstarrt vor Schreck. „Meta!“ klangs ihr leise schmeichelnd ins Ohr. Fest legten sich jetzt die Hände über ihre Augen, langsam wurde ihr Kopf nach hinten übergebeugt, sie fühlte seinen warmen Atem über ihre Stirn streichen, als er mit gedämpfter, verstellter Stimme fragte: „Wer ist das?“

Sie hielt die Brunnenstange fest in der Hand, sonst wäre ja der volle Eimer mit lautem Klatschen unten aufgeschlagen, sie wand nur den Kopf hin und her unter seinen Händen. „Laß mich los!“ sagte sie. „Ich schrei sonst!“ Da preßte er seinen Mund auf die leise geöffneten roten Lippen. Jetzt war er gefangen, der Birkfuchs!

Dann lachte der Jäger und flüsterte ihr ins Ohr: „Nun hole ich mir meinen Lohn, den Du mir noch schuldig bist!“ Sie ließ den Kopf an seiner Brust ruhen, die Brunnenstange glitt langsam durch ihre Hände, und geräuschlos senkte sich der Eimer wieder hinab in den Brunnen. Nun aber hatte sie die Arme frei und faßte nach seinen Fingern.

Es war ein kurzer Kampf, dann lag sie fest in seinen Armen und wehrte sich nicht mehr. In ihr armes und freudloses Leben war bisher nur so selten ein warmer Hauch von Menschenliebe geflossen, sie hatte sich immer wehren müssen gegen Übermut und Bosheit, gegen Haß und Verachtung. Nun erfüllte sich, was zuerst wie ein Traum in die Dunkelheit ihres Daseins hineingefallen und dann immer deutlicher wurde. Nun hielt sie ihn umschlungen und schmiegte sich fest an seine Brust.

„Als ich Dich damals am Moor stehen sah, Meta, als Du da so trotzig standest, hätte ich Dich gerne ebenso in die Arme genommen wie heute!" Er flüsterte es ihr leise ins Ohr.

„Ich schämte mich so vor Dir!"

„Warum denn?"

„Sprich nicht davon, es waren schreckliche Stunden! Aber was Du für Mutter getan hast, das will ich Dir nie vergessen."

„Ich will mir ja noch meinen Lohn holen."

„Den kann ich gar nicht bezahlen."

„Ja, Du kannst!" Er schlang seine Arme um ihren Leib, hob sie hoch, trat mit seiner Last ein paar Schritte zurück und setzte sich auf den niedrigen Steinwall. Sie lag auf seinem Schoß und hatte beide Arme um seinen Hals geschlungen. Sie schloß die Augen.

Drüben auf dem Hofplatz wurde mit den Stalltüren geschlagen. Die Mädchen kamen mit schweren Tritten an der anderen Seite des Backhauses ent-

lang, man hörte ihre Pantoffeln und Holzschuhe auf dem Steinpflaster klappern, da fuhr Meta auf. Aber die starken Arme des Mannes preßten sich fester um ihren jungen Leib. „Ruhig! Ganz ruhig!“ flüsterte er ihr ins Ohr.

Bald darauf rief von der Küchentüre her Frau Ottsen mit scharfer Stimme: „Meta! — Me—ta!“ Und als keine Antwort erfolgte, hörte man die ärgerliche Frage: „Wo blitzt denn de Deern?“ Da entschlüpfte sie mit einer schnellen Wendung seinen Armen und stürzte davon. Vor der Küchentüre blieb sie stehen und strich mit den Händen über die Schürze und durch das Haar.

„Wo bleibst Du?“ fuhr Frau Ottsen das Mädchen an, als sie eintrat, und mit eigentümlicher Betonung fragte sie gleich weiter: „Was ist denn da los gewesen, wie siehst Du aus?“ Aber es war nicht so leicht, sie in die Enge zu treiben; in der gefährlichsten Lage verleugnete das Füchslein seine Natur nicht. Mit vor Erregung zitternder, hoher Stimme rief sie: „Einer von den Knechten ist es gewesen. Die können mich nicht in Ruhe lassen. Er hat mir hinter dem Brunnen aufgelauert.“

„Wer wars denn?“ fragte die Frau ärgerlich und verwundert.

„Von hinten hat er mich gepackt und mir die Augen zugehalten.“

„Warum schriest Du denn nicht um Hilfe?“

„Ich war so in Angst, das Herz stand mir still, und als er mich dann gleich darauf wieder los ließ,

war er ſchnell an der Backhausecke verſchwunden. In der Dämmerung konnte ich ihn nicht erkennen, aber einer vom Hofe war es, denn er lief nach der Scheune zu."

„Das will ich doch gleich mal dem Herrn ſagen!" Damit ging Frau Ottſen fort. Meta aber ſchlich wieder heraus, um den Eimer zu holen. Da ſah ſie an der Backhausecke wirklich eine dunkle Geſtalt ſtehen, aber ſie hatte nicht die Spur von Angſt. „Flink weg! Der Herr kommt!" flüſterte ſie ihm zu und in langen Sätzen verſchwand er nach der Dorfſtraße hin.

Nach einer Stunde kam der junge Herr luſtig pfeifend auf's Haus zugeſchritten. Er hatte ſeine Schlinge gut geſtellt und ſie zur rechten Zeit zugezogen: das Füchslein, ſo ſcheu und ſchlau es auch ſonſt war, nun ſaß es doch darin. Das war ein feines Stück Wild!

Zehntes Kapitel.

An einem der nächsten Tage bekam Hans Thordsen Besuch. Sein Kapitän, der noch immer auf dem gestrandeten Schoner gehaust hatte, suchte ihn auf. Wahrscheinlich war das Rumfaß an Bord leer geworden, und daher sehnte er sich fort. Er wollte dem Rheder schreiben und ihm den Vorschlag machen, daß er Hans Thordsen mit der Aufsicht über das gestrandete Schiff betrauen solle, selbstverständlich gegen eine anständige Heuer. Nach ein paar Tagen kam er wieder, es war alles mit dem Rheder abgemacht. Hans Thordsen nahm Abschied von seinen Wohltätern und dankte für alles gute, was sie ihm und seiner Mutter getan hatten.

Er fragte auch nach Meta Norgaardt und suchte sie in der Küche, aber sie war im Augenblick nicht zu finden. Es hieß, sie sei in den Abnahmegarten gegangen, um Kohl zu schneiden, so ging er denn dorthin.

Draußen lag hoher Schnee. Über Hof und Garten hatte der Winter gestern eine dichte, weiße Decke gebreitet. Er brauchte nur den Spuren nachzugehen, die um die Hausecke herum und hinter der

Scheune entlang nach dem etwas abseits liegenden Abnahmegarten führten, sie zeigten ihm den richtigen Weg. Hoch geschürzt sah er Meta zwischen den langen Reihen der grünen Büschel stehen und emsig schneiden. Wie ihr das von der Hand ging! Sie hatte gar nicht gehört, daß jemand kam, der weiche Schnee dämpfte das Geräusch seiner schweren Schritte. Sie stand vornüber gebeugt, den Rücken ihm zugekehrt, hoch geschürzt. Er blieb stehen und beobachtete sie. Er sah, wie aus den groben Holzschuhen zwei zierliche Fußgelenke hervorschauten; wo dann der Schneerand des Kleides den Blick begrenzte, da traten kräftigere Formen hervor. Die schwarzen Strümpfe, die stramm und glatt sie umschlossen, hoben sich deutlich ab von dem weißen Boden. Er stand ganz stille und regte sich nicht. Zwei oder drei Hände voll der krausen, grünen Blätterkronen warf sie noch in den Korb, dann richtete sie sich langsam auf, stemmte beide Hände auf die Hüften, hob den feinen Kopf und äugte nach der Dorfstraße hinüber. Er sah dort keinen Menschen, aber sie schien jemanden zu erwarten.

Hans Thordsen mochte nicht länger den Lauscher spielen, das war ihm zu ungewohnt und zu unehrlich. Ihm wurde die Lage ungemütlich, in die er ohne seine Schuld geraten war, er räusperte sich ein wenig, um sich bemerkbar zu machen. „Peter!“ rief sie in diesem Augenblick hell auf und wandte blitzschnell den Kopf.

Eine Glutwelle schoß ihr hinauf bis ins Haar,

als sie in Hans Thordsens bestürztes und verlegenes Gesicht sah; der stand da und sagte kein Wort. Einen Augenblick kämpfte sie einen schweren Kampf, ihre Augen blitzten, die Hände ballten sich und das glühende Rot wich zurück. „Schleicher!“ rief sie mit zischender Stimme. Das gab ihm seine Fassung und sein Selbstgefühl wieder:

„Ich bin noch niemandem nachgeschlichen“, sagte er stolz.

„Was stehst Du denn da und erschreckst mich?!“

„Ich wußte nicht, daß Du am hellichten Tage vor Menschen so erschrickst!“

„Wenn man so überfallen wird.“

„Andere Leute überfallen Dich vielleicht —, ich nicht!“ Nun wurde auch seine Stimme hart und scharf. „Ich bin bei hellem Tage, ordentlich und wie immer durch den Garten gekommen, was kann ich dafür, wenn Deine Gedanken anderswo sind?“

„Was weißt Du von meinen Gedanken?!“

„Genug, Meta Norgaardt, ich weiß jetzt genug!“

„Ach was! Kümmere Dich um Deine eigenen Sachen!“

„Das will ich auch. Ich will fort und kam nur hierher, um Dir Adieu zu sagen.“

„Na, Gott sei Dank, das ist gut! Glückliche Reise!“ sagte sie schnippisch.

„Es freut mich auch!“ erwiderte er. „Ich komme endlich in Tätigkeit.“ Als sie sich dann aber kurz umdrehte, setzte er hinzu und jetzt hörte man

deutlich den Ärger daraus hervor: „Nun brauchſt Du nicht mehr auf mich zu paſſen, und das iſt auch gut, denn Du haſt wohl genug auf Dich ſelbſt zu paſſen. Nimm Dich in Acht, Meta!“

„Wie meinſt Du das?“ Sie ſtand vor ihm und ſchaute ihm gerade ins Geſicht. Er ſah es ihr an, daß dieſer Hieb geſeſſen hatte: zwiſchen der Zornesfalte auf ihrer weißen Stirn ſchaute ſo etwas wie Furcht heraus.

„Vor wem ſoll ich mich in Acht nehmen? Vor Dir?“ Sie maß den breitſchultrigen, blonden Rieſen von oben bis unten mit flackernden Blicken. Nur in die Augen ſah ſie ihm nicht, es war als ob ſie ſich ſcheute vor dieſer reinen, ruhigen Zornesglut.

„Vor mir nicht! Nein, vor mir biſt Du ſicher! Ich tue Dir nichts! Aber vor Dir ſelbſt nimm Dich in Acht und vor ihm, an den Du dachteſt, vor Peter Ottſen.“ Nun war es heraus, er blickte ſie feſt an.

„Du biſt ein Narr!“ Sie lachte kurz und gezwungen und drehte ſich halb von ihm ab.

„Ich nicht, aber gar zu leicht hat er Dich zum Narren und macht Dich zum Geſpött der Leute.“

Da ſah ſie zu ihm auf, halb mit trotzigem, halb mit bittendem Blick: „Bring' mich nicht ins Gerede, Hans!“

„Bring' Du ſelbſt Dich nicht ins Gerede, Meta.“

„Es iſt doch alles nicht wahr“, flüſterte ſie jetzt eifrig.

Sie griff nach ſeiner Hand, er zog ſie aber zurück und ſteckte ſie in die Taſche. Da faßte ſie ſeine

beiden Arme und redete haſtig mit überſprudelndem Eifer: „Es iſt doch gar nichts zwiſchen uns los. Was haſt Du nur? Ich ſtand hier in Gedanken und auf einmal hörte ich, daß einer hinter mir ſtand. Da dachte ich, es wäre der junge Herr.“ Sie betonte ſtark dies Wort. „Und da fuhr es mir heraus wie früher, wenn die Jungens über mich herfielen, wenn ſie mich ſchneeballten und hetzten, mich in den Schnee warfen und ſchlugen, und da ſchrie ich: Peter! — Was iſt denn da bei los?“

„Deine Augen ſagten mir eben noch etwas anderes.“

„Meine Augen? Ja, mir ſieht jeder Menſch das Schlechteſte von den Augen ab. Mir traut man immer jede Schlechtigkeit zu.“ Sie zog die Schürze an die Augen und ſchluchzte: „Keinen Menſchen auf der weiten Erde habe ich, der es gut mit mir meint, alle hacken auf mich los und treten mich in den Schmutz. Ich will fort! Ich will hin, wo mich niemand kennt!“

Da regte ſich gleich wieder bei ihm das Mitleid mit dem armen Geſchöpf, das von klein auf für fremde Schuld hatte büßen müſſen. Er zog ihr ſanft die Hände vom Geſicht fort. — Wie ſchnell veränderten ſich doch dieſe Züge! Der Trotz war verflogen und demütig bittend blickten ihn die Augen an, die eben vorher noch in auflodernem Zorn gefunkelt hatten: „Hans, ſprich nicht darüber, zu keinem Menſchen! Es iſt nichts, glaube es mir doch! Aber die Leute drehen mir aus meinen Wor-

ten einen Strick und peitschen mich damit vom Hofe."

„Ich sage keinem was, aber ich wollte Dich doch warnen."

„Gib' mir die Hand darauf, daß Du keinem einzigen Menschen etwas sagst, auch Deiner Mutter nicht."

„Da brauch' ich nicht die Hand darauf zu geben. Wenn ich's sage, dann genügt das. Überhaupt ist Klatschen nicht meine Sache." Aber sie hatte schon seine Rechte in ihre beiden Hände genommen: „Du gibst mir die Hand darauf, sonst habe ich keine Ruhe. Sag' ja, Hans!"

„Na, meinetwegen denn."

„Ja?"

„Ja!"

Ein heller Schein flog über ihr Gesicht: „Ich danke Dir, Hans! Du bist gut! Und denke auch nicht schlecht von mir! Nein, das darfst Du nicht!" — Sie fuhr mit der Schürze über die nassen Augen. „Adieu, Hans, auf Wiedersehen!" — Ein bittender Blick aus ihren dunklen, blitzenden Augen, dann faßte sie mit raschem Griff den gefüllten Korb und lief so schnell sie konnte dem Hause zu. An der Ecke beim Wall sah sie sich noch einmal nach ihm um. Er kam mit langsamen, schweren Schritten ihr nach, wandte sich dann aber links, der Dorfstraße zu und ging den Weg weiter, an der Mühle vorbei, nach Falshöft.

Der Winter verging Hans Thordſen in ruhiger, gleichmäßiger Arbeit. Nachts ſchlief er auf dem Schoner, behielt ihn auch am Tage im Auge, dann aber arbeitete er fleißig im Hauſe und Garten ſeiner Mutter. Das Haus wurde gründlich repariert und neu mit Stroh gedeckt, der Stall wurde ganz neu aufgebaut, und auch im Garten gab es viel aufzuräumen und in Stand zu ſetzen. So war es denn bald Oſtern geworden, und er rüſtete ſich wieder fort zur See zu gehen. Er hoffte in Flensburg gute Heuer auf einem größeren Schiff eines bekannten Rhebers zu erhalten, bis dahin ſollte nämlich der geſtrandete Schoner verkauft ſein. Eine Bergungsgeſellſchaft, die ihn wieder frei baggern und ins tiefe Waſſer ſchleppen wollte, hatte bereits ein Angebot gemacht. Man handelte noch hin und her, war aber nicht mehr weit auseinander.

Acht Tage vor Oſtern wollte Meta Norgaardt eines Abends nach der Birk hinaus, weil — wie ſie zu Frau Ottſen ſagte — ſie notwendig etwas mit ihrem Vater zu beſprechen hatte, und Peter Ottſen wollte eben mal nach Niebye hinüber zu Auguſt Niſſen. In Wirklichkeit ſtand aber nach einer kleinen halben Stunde das Mädchen ganz allein in der Dämmerung am Kliff und ſpähte hinüber nach der Langfelder Straße. Sie ſah nicht mehr ſo friſch aus als vor einem halben Jahre. Müde lehnte ſie gegen die alte Eiche und mit zuſammengezogenen Augenbrauen ſah ſie ſtarr ins Weite. Plötzlich zuckte ſie zuſammen. Ein Schrei, wie ihn die Reb-

hühner ausſtoßen, wenn ſie abends längs den Furchen laufen und ſich ſuchen, erklang von der Noorſeite her. Sie wandte den Kopf und ſah, wie Peter Ottſen mit raſchem Anlauf über den Graben ſprang und dann mit eiligen Schritten den Abhang hinaufſchritt.

„Ich habe den Umweg hinter der Schmiede herum machen müſſen“, rief er ihr zu. „Hans Thordſen, der langweilige Kerl, kam mir entgegen und hielt mich mit Schnack auf. Den mußte ich erſt los werden.“

„Ich warte ſchon lange“, ſagte ſie, „ich wollte erſt — —“

„Ja, was ſoll das überhaupt?“ unterbrach er ſie und ſeine Stimme klang hart. „Was jagſt Du mich hinaus in Nacht und Nebel aufs Kliff? Du hätteſt ja nur auf den Zettel gleich ſchreiben können, was Du willſt!“

„Ich muß Dich notwendig ſprechen, Peter! Glaube mir, es iſt notwendig, ſonſt würde auch ich hier nicht ſtehen.“

„Na, denn heraus damit!“

Sie trat dicht an ihn heran, legte beide Arme um ſeinen Hals und ſah ihm gerade in die Augen. Er ſah darin den Abglanz der aufleuchtenden Leidenſchaft; wie damals am Brunnen zog er ſie an ſich, aber einen kurzen Augenblick nur, dann ließ er ſie los und verſuchte mit einem ungeduldigen Scherzworte ihre Arme von ſeinem Nacken zu ziehen: „Laß los, Füchslein!“ lachte er.

„Nein!“ rief ſie laut und heftig auffahrend, ſie

umklammerte ihn fester noch: „Nein, Peter, ich lasse Dich nicht frei! Nie, niemals!“ Da wurde er ungeduldig: „Sei nicht eigensinnig! Sonst muß ich Dir zeigen, wer Herr ist!“

„Du sollst mein Herr sein, Peter. Schlag' mich, tritt mich, aber stoße mich nicht von Dir!“ Ein Zittern ging durch ihren Körper und schluchzend legte sie den Kopf an seine Schulter.

„Donnerwetter, was hast Du denn heute, Du kleine, wilde Hexe? Was willst Du mir überhaupt sagen?“ Seine Stimme klang unsicher und ungeduldig.

Da reckte sie ihre zierliche Gestalt in die Höhe, legte den Mund an sein Ohr und flüsterte ihm leise einige Worte zu. — —

„Donnerwetter, Deern, das fehlte gerade noch!“

Tief errötend stand sie vor ihm: „Peter, verstoß mich nicht!“ Wie konnte sie süß und schmeichelnd bitten! — Wie leidenschaftlich schmiegte sie sich an ihn!

„Ja, Mädchen, was willst Du denn von mir?“

„Du hast es mir doch versprochen, damals!“

„Was denn? Was meinst Du, hätte ich versprochen?“ Er machte sich frei von ihrer Umarmung, seine Stimme klang einen Ton härter.

„Peter, sag' nicht so was.“

„Ja, ich will Dich doch auch nicht im Stich lassen. Gott bewahre, ich bin ein anständiger Kerl. Aber das ist sehr schlimm, gerade jetzt.“

Da faßte sie seine Hand und drückte sie ans Herz.

„Oh, was habe ich in den letzten Tagen ausgehalten! Tag und Nacht keine Ruhe! Dieſe Angſt! — Ach, nun habe ich wieder ein bißchen Mut. Aber was wird Dein Vater ſagen, Peter?“

„Na, er iſt auch 'mal jung geweſen. Ich muß ihm das vorſichtig beibringen, und, weißt Du, Du mußt möglichſt bald fort.“

„Ja, das muß ich wohl. Aber wohin?“

„In die Stadt, irgendwo. Nachher kommſt Du dann wieder. Ich ſorge für alles, für Dich und das Kind, aber hier in der Gegend darf nichts davon laut werden. Beſſer iſt es ſchon, Du nimmſt nachher in der Stadt einen Dienſt an.“

Sie ſtarrte ihn mit ängſtlichen Augen an: „Wie lange?“

„Das kannſt Du machen wie Du willſt.“ Er hatte finſter vor ſich nieder geſehen. Als ſie jetzt ſchwieg, ſah er ſie wieder mit einem halben Blick an. — Nur nicht weich werden, Peter, hatte er ſich zuerſt geſagt, als ſie jammerte. Nun aber ſtieg ein anderes Gefühl in ihm auf. Er wollte ja für ſie ſorgen, was wollte ſie mehr?! — Er fing nämlich an zu begreifen, was in ihr vorging — und da wallte der rohe Bauerndünkel in ihm auf. Die verlangte wohl gar, er ſolle ſie heiraten. Er ſtieß es, wie es bei ihm hoch kam, unvermittelt hervor: „Du meinſt doch wohl nicht gar, ich ſoll Dich heiraten?“

Das wirkte wie ein Fauſtſchlag! — Sie ſank nieder und umklammerte ſeine Knie: „Peter, denk'

an Dein Wort!“ flehte ſie. „Mach' mich nicht ganz unglücklich! Erbarme Dich meiner!“

„Du biſt wohl verrückt geworden!“ ſchrie er nun ganz wütend. „Was denkſt Du Dir denn?! Mein Vater würde mich vom Hofe jagen, noch iſt er Herr!“

„Wir können ja warten“, bat ſie noch einmal.

„Unſinn! Ehe ich nicht heirate, gibt der Alte den Hof überhaupt nicht ab.“ Und etwas ruhiger ſetzte er hinzu: „Sei vernünftig, Meta, das geht wirklich nicht, aber ich mach's gut. Das Geld muß der Alte herausrücken und das tut er auch.“

Da ſprang ſie auf, als ob ſie eine Schlange unter ihren Knien gefühlt hätte, jetzt wußte ſie es gewiß, daß ſie getäuſcht und betrogen war. Mit einem Male kam über ſie die alte Wildheit, es brach hervor all' der Haß und der Trotz, der ihr von Jugend an ins Blut geimpft war. Sie ſtieß ihn zurück und ballte die Fauſt: „Iſt das Dein letztes Wort?“ fragte ſie drohend.

So gefiel ſie ihm beſſer. „Jawohl!“ ſagte er eiſig. „Nun wollen wir nach Hauſe gehen, Du rechts, ich links. Morgen ſprechen wir uns wieder.“

„Wortbrüchiger Lump! Betrüger!“ ſchrie ſie.

„Sei vernünftig!“ warnte er noch einmal. „Dann ſorge ich gut für Dich!“ Damit wandte er ſich um und ging.

„Ich will Dein Geld nicht, Du Schurke!“ gellte es ihm nach in den Ohren. „Ich will meine Ehre, die ſollſt Du mir wiedergeben oder —“

Er blieb ſtehen und wandte ſich noch einmal um. „Sei vernünftig, Meta, und überlege Dir die Sache bis morgen. Sei vernünftig!“ — Er beſann ſich einen Augenblick und ſagte dann freundlicher: „Komm denn, bis zur Schmiede können wir zuſammen gehen.“

„Ehrloſer, wortbrüchiger Menſch!“ rief ſie und mit raſchen Schritten war ſie den Abhang heruntergeeilt. Als er ihr nachging bis an die Eiche, ſah er unten am Noorwall ihre Geſtalt im Dunkel verſchwinden. „Meta! — Meta!“ rief er unvorſichtig hinaus, aber keine Antwort kam. Nur das Meer rauſchte drüben mit gleichmäßigen Schlägen am Strande. Eine Weile blieb er noch ſtehen und lauſchte, dann nahm er den kleinen, grünen Jägerhut ab und fuhr ſich mit dem Taſchentuch über die Stirne: „Die Deern iſt ja zu unvernünftig!“ brummte er. „Wie kann der Birkfuchs ſich bloß ſo was einbilden!“ Dann ging er nachdenklich nach Hauſe.

Zwei Tage ſpäter ſtand Meta Norgaardt im Zimmer des Herrn Aageſen in Gelting und bat ihn dringend, ihr doch ihre Erſparniſſe, die ſie in den letzten Jahren der Geltinger Spar- und Leihkaſſe übergeben hatte, ohne vorherige Kündigung auszuzahlen. Der alte Aageſen machte Einwendungen, denn er war ein wohlmeinender und welterfahrener Mann, der recht gut wußte, daß den jungen Leuten die Taler um ſo leichter aus der Hand rollen, je voller ſie iſt.

„Ich muß das Geld aber haben, Herr Aageſen, ich muß es notwendig gleich mit haben. Bitte, bitte, geben ſie es mir", bat ſie.

„Aber, mein klein Deern, dann verlierſt Du ja doch die Zinſen, und das geht doch nicht!"

„Das macht nichts, Herr Aageſen, wenn ich nur das Geld kriege, das ich eingezahlt habe."

„Aber, mein klein Deern, das darf ich doch nicht, das geht doch nicht nach den Statuten, ſieh mal hier, § 4 ſagt . . . ."

„Ich gebe Ihnen mein Buch, Herr Aageſen, dann geben Sie mir doch nur erſt mal die Hälfte."

„Willſt Dir doch nur ein neues Kleid kaufen oder einen neumodiſchen Hut mit roten Bändern. Nein, mein klein Deern, das —"

Da ſah er, wie ihr die Tränen über die Backen liefen, wie Angſt und Sorge aus ihren Augen ſprach und plötzlich ſagte er mit ganz veränderter Stimme: „Es ſcheint mir doch ein beſonderer Fall vorzuliegen. Sei ruhig, heul' nicht, ich will Dir die Hälfte geben." Dann ging er an den großen, eiſernen Geldſchrank heran und zählte ihr eine Reihe preußiſcher Taler auf den Tiſch. „Der Reſt iſt zum 1. Juni fällig. Hier, ſchreib' Deinen Namen dahin!"

Meta ſchrieb, ſchob das Geld zuſammen, wickelte es ſorgfältig in ihr Taſchentuch, dankte und ging.

Am nächſten Morgen, als alle auf Schnarſtruphof noch in tiefem Schlafe lagen, trat aus der Küchentür leiſe und vorſichtig eine Frauengeſtalt und ſah ſich, auf der Schwelle ſtehend, ſcheu nach allen

Seiten um. Der alte Hektor, der aus dem runden, weißen Hundehaus hervorlugte, bellte kurz auf, sie rief ihn mit gedämpfter Stimme an, und verständnisvoll knurrend zog er sich zurück. Geräuschlos fiel die Klinke wieder ins Schloß, dann nahm sie ein ziemlich umfangreiches Bündel von der Erde und schwang es am Zipfel auf den Rücken. Vorsichtig und leise ging sie hinten durch den Garten, dann den Fußsteig quer über die Koppel auf den Weg nach Gelting zu.

Als der alte Fuhrmann Lassen mit seinem Planwagen hinter Suterhallig langsam die tiefe Wagenspur entlang schleußte, und dabei Berechnungen anstellte darüber, was er beim Verkauf der 25 Stieg Eier verdienen könnte, die wohl geborgen hinten im Buchweizenkaff lagen, wurde er plötzlich in seinem Exempel gestört. „Können Sie mich mitnehmen?“ rief eine Frauenstimme.

„Brrr! Platz genug!“ Als er anhielt, wurde ihm zuerst ein großes Bündel gereicht, dann schwang sich ein Mädchen in den Wagen und nahm an seiner Seite auf dem Wagenstuhl Platz.

„Wohin denn?“

„Nach Cappeln.“

„Wollen Sie da in Dienst gehen?“

„Nein.“

„Woll da zu Hause?“

„Nein.“

„Wollen Sie da bleiben?“

„Nein.“

Das war ja merkwürdig. Erst nach einer ganzen Weile fragte der alte Lassen weiter: „Wo wollen Sie denn eigentlich hin, wenn man fragen darf."

„Nach Amerika."

„Nach Amerika? — Und sind aus Gelting?"

„Nein." Das klang abweisend und unwillig. Da nahm der Fuhrmann seine kurze Pfeife aus der Tasche, stopfte sie mit „Porteriko" und setzte sie in Brand. Keiner sprach ein Wort mehr, nur der „Näsenböter" brodelte und die Pferde schnaubten in der frischen Morgenluft. Als sie im Wirtshaus Kneffrebeck einkehrten, blieb die Person ruhig auf dem Stuhl hinter dem Plan sitzen. Erst als sie in Cappeln aus dem Wagen stieg, fragte sie ihn: „Wann fahren Sie wieder zurück?" — „Morgen Abend", sagte er. „Dann bin ich schon weit", sagte sie recht laut und gab ihm seine vier Schillinge. „Adjüs!"

Kopfschüttelnd ging er fort. Meta Norgaardt fuhr bald darauf mit dem Dampfer nach Schleswig.

Als man in Schnarstruphof aufstand, fehlte Meta, ihr Bett war leer, sie war nirgends zu finden. Auf dem Küchentische lag ein Brief, der war an allen Ecken fest verklebt und mit einem Fingerhut petschiert; adressiert war er an Frau Ottsen. Als sie ihn aufmachte, fand sie nur die Worte: „Ich muß fort. Hier kann ich die Schande nicht ertragen. Ich bin unglücklich, Ihr Sohn ist wortbrüchig und ehrlos!"

Nachher gab es in der Wohnstube einen Riesen-

krach; zuerſt hatte Peter einen großen Mund, dann aber kam es anders. Thomas Ottſen brüllte, daß es im ganzen Hauſe wiederhallte, und Peter wurde immer ſtiller. Als er aber fort ging, ſchlug er die Tür hinter ſich zu, daß die Fenſter klirrten, dann ging er ſchnurrſtracks ins Wirtshaus zu Lewetz, ſetzte ſich auf den Platz, wo früher ſein Vater ſo oft geſeſſen hatte und trank ein Glas Grog nach dem andern, wie es ſein Vater ſo oft getan hatte.

Im Leutezimmer war abends große Aufregung, man tuſchelte und ziſchelte und erzählte vielerlei. Da hatte der eine Knecht damals dies geſehen und der andere das. Die Meiereimädchen hatten das ſchon lange gemerkt, ſie hatten bloß nichts ſagen wollen. Aber natürlich: Ort lett nich von Ort, und Speck lett nich von Swort! hieß es. Die roten Haare ſtammten doch von der Komödiantendeern her. — Das war ihr ganz recht, ſie hatte die Naſe in der letzten Zeit ſo hoch getragen und war doch nichts weiter, als die Betteldeern aus der Birkkate. Alle fielen ſie über den Birkfuchs her und ließen ihm kein einziges gutes Haar.

Elftes Kapitel.

Der Frühling hat in Angeln seinen Einzug gehalten. In den Gärten stecken die Kartoffeln ihre ersten grünen Blätter aus der grauen Erde, die Erbsen klettern in langen Reihen am Strauchwerk empor, auf den Beeten blühen Herzblumen, Ackelei und Tulpen, auf den Wällen Syringen und Goldregen. Was ist das für eine Pracht und für ein Duft! Die Kastanienbäume haben tausende von rötlich-weißen Kerzen aufgesetzt, und in allen Blüten summen und brummen fleißige Bienen. Auf dem Teiche schwimmen die Enten umher: die Alte mit ihren Küchlein, sie schnabbeln und schnalzen im grünen Entenflott. Der Enterich führt seiner Schar Taucherkunststücke vor, wenn er wieder mit dem Kopf nach oben kommt, macht er einen Heidenlärm. Er freut sich der Kinderschar und des Frühlings, im übrigen handelt er nach dem bekannten, echt menschlichen Spruch: Selber essen macht fett! Sein großer Vetter, Herr „Gander", nimmt es ernster mit seinen Vaterpflichten, er hat auch besser das Zeug dazu. Während seine gelbwolligen Kinder sich am frischen, jungen Gras am Teichrande laben, späht er arg-

wöhnisch umher. Wehe dem barbeinigen Bübchen, das sich naht! Jetzt reckt er den Hals steifweg nach vorn, zischt in gewaltigem Grimm und geht zum Angriff auf den vermeintlichen Feind vor. „Laat mi gahn, ick doh di nicks", fängt dieser an zu parlamentieren und bleibt stehen. Herr Gander bleibt auch stehen und macht den Hals etwas krummer. Das nennt man Waffenstillstand. Der Junge meint aber, der Friede sei schon gemacht, und schickt sich an, mit vorsichtigen Schritten im weiten Bogen den Wegelagerer zu umgehen. Sofort macht Herr Gander einen Vorstoß, sein wütendes Geschrei ruft nun Frau Goos heran. Sie geht auch mit gesenkten Flügeln auf den Feind los. Das Büblein retiriert schleunigst; die beiden Sieger stecken die Köpfe zusammen, schlagen mit den Flügeln und stoßen ein schmetterndes Triumphgeschrei aus. Mit gleichmäßigen, schweren Schritten kommt eine alte Frau gegangen. „Geht los!" sagt sie ärgerlich, als die rotschnäbeligen Raufbolde nach ihrem Rock heraufFassen. — „Töw, Du Racker!" Damit packt sie mit raschem, festem Griff Herrn Gander am Hals und schmeißt ihn in den Graben. „Jungs möt nich so bangbüchsig wäsen", sagt Mutter Thordsen und geht weiter ihres Weges. Der Junge hört es kaum noch, unter seinen plattbloßen Füßen wirbeln Staubwolken auf, so schnell verschwindet er. Die Gänse stecken wieder die Köpfe zusammen und beschnattern den Fall, Herr Gander beschönigt seine Niederlage; seine Frau ist anfangs sehr entrüstet, beruhigt sich

aber bald. Die Kinder piepsen dazwischen und hocken sich dann am Teichrande zu einem gelblichen Knäuel zusammen. Still und friedlich ist es wieder auf der Dorfstraße. — Von dem weißgestrichenen Heck aus, an der anderen Seite des Weges, hat man einen herrlichen Überblick über die Gegend. Nicht jedem gab der liebe Gott die richtigen Brillengläser, die Wunder zu sehen, die er ausstreut über Felder und Wiesen. Die leichtlebige Jugend pflegt weitsichtig darüber hinweg zu blicken, sie meint, es seien ganz gewöhnliche Dinge und es sei jedes Jahr dasselbe. Sie sieht gutes oder nützliches, wie Gras und Korn, schlechtes oder unnützliches, wie Disteln, Klint und Quecke; sie glaubt es müsse alles so sein, wie es es nun einmal ist, und etwas besonders Schönes sei nicht zu finden in einem Lande voller Korn und Graskoppeln, Strohdächer und Knicks. Dem Alter aber, dem der Herrgott so manches nimmt, gibt er dafür etwas anderes: er schärft den Blick, er macht das Herz empfänglicher und dankbarer für alle Pracht und Herrlichkeit, die er über Tal und Höhen, über Moor und Heide ausbreitet.

Wie ein großer Garten liegt im Frühling das Land Angeln vor uns. Kreuz und quer durchschneiden buschbewachsene Knicks das Gelände. Eigenartige Gärtner müssen es gewesen sein, die einst dies anlegten, jedenfalls sind heute die Gründe nicht mehr erkennbar, die unsere Voreltern veranlaßten, hier in schwungvollen Bogen und dort im Zickzack den Wall um die dunkelgrünen Roggenkoppel zu führen.

Sie wollten uns wohl etwas zu raten aufgeben. Alle dieſe Haſel- und Weiden-, die Hainbuchen-, Erlen- und Kreuzdornhecken laufen kreuz und quer durcheinander, und was ſie einſchließen, ſind unregelmäßige Figuren mit ſpitzen und ſtumpfen Winkeln, Kurven und Kreisbögen. Jede aber von ihnen präſentiert ſich in beſonderen Farben. Rot und grün geſprenkelt liegt das Kleefeld, umrahmt von blühendem Weißdorn; rötlich-weiß ſteht der Buchweizen; grün, mit einem Schimmer von Gold, das Sommerkorn. Wenn der Bauer das ſieht, wird er mißvergnügt, denn der Ackerſenf nimmt ſeinem Hafer die beſte Kraft und trotzt allen Angriffen. Es iſt, als wenn „der böſe Feind“ ihn über Nacht geſät hätte. Wie lacht er aber übers ganze Geſicht, wenn ſein Blick auf das Rapsſaatfeld fällt, das in goldigem Glanze weithin leuchtet! Wenn der Raps gut in die Säcke kommt, und wenn die Preiſe bis dahin nicht fallen, dann füllt ſich die Schublade der alten Schatulle mit preußiſchen Talern! — Und der ſchmale Streifen Flachs leuchtet ſo blau wie der Himmel da droben; die Bauerfrau läßt ſeine zarten Stengel durch die Finger gleiten und ihre Augen leuchten auf, wenn er hübſch dicht ſteht und recht lang iſt. Wie eben und fein wird ſie ihn im Winter ausſpinnen, wenn ſie ihn erſt auf dem Wocken hat.

Wenn man dann von all' dem Sehen müde wird, dann legt man ſich am Grabenrand ins hohe, weiche Gras und blickt hinauf in das grüne Dach des Knicks und in die weißen Wolken, die zwiſchen den Blättern

hervorleuchten. Wie liegt man da schön! Der Hänfling, der im dichten Schwarzdorn sein Nest hat, singt sein schönstes Liebeslied, ein ganz altes ist es, aber kein moderner Erotiker kann's besser. Die Goldammer hat in dieser Zeit den schönsten gelben Brustlatz und ruft so ganz anders ihr „leck, leck, schie!" als im Winterschnee, wenn sie scheu den Hühnern die Körner stehlen muß. Jetzt ist der Tisch ihr überall gedeckt. In den Lüften summt und surrt und klingt es, als wenn in der Ferne oder im hohen Himmel Streichmusik gemacht würde; das sind die Bienen und Hummeln, die über uns hinweg mit leichtem Flug ins Feld ziehen und schwer beladen heimkehren. Sieh, da setzt sich eine auf die Brombeerblüte am Wall, sie ist müde, aber die dicken, gelben Höschen, die sie aus der Rapssaatkoppel holte, sind noch nicht schwer genug! Sie nascht hier vom Löwenzahn und der Taubnessel, sie setzt sich dort auf den nickenden Kelch des Hahnenfuß — fort ist sie wieder! Hoch über uns in der blauen Luft wirbeln schwarze Pünktchen hin und her, sie tummeln sich im Kreise und tanzen in der Sonne. — Eine Schwalbe schießt in pfeilschnellem Fluge durch die lustig tanzende Gesellschaft und hascht spielend ihre Beute: „Kwiwitt! Kwiwitt!" Nach eine und noch eine! Sie macht gute Geschäfte. Der Maisebber am Buchenbusch fürchtet die Schwalben nicht; die Sonne scheint ihm so warm auf's braune Rückendach, daß auch er Lust zum Auffliegen bekommt, obgleich er gestern Abend bis Mitternacht in lauer Luft geschwärmt und ge-

liebt hat. Er pumpt und pumpt mit den Flügeldecken eine ganze Weile, er ſpreizt an ſeinen Fühlern die Fächer ſo weit er kann. — Burrr — nun geht er ab und ſucht ſich eine andere Frau. Ganze Schwärme von Kohlweißlingen und Pfauenaugen tummeln ſich auf den Schafsgarben und den roten Diſtelköpfen am Wege, ſie hängen oben an den leuchtenden Kelchen der wilden Roſen, die zwiſchen den Haſelſträuchern hervorlugen, ſie gaukeln und ſchweben ſo leicht und luſtig in den Lüften! — Unſere Blicke und Wünſche und Gedanken folgen ihnen ins Weite, ins Blaue, in die Unendlichkeit.

Und doch kommen wir damit nicht weiter! — Alſo vorwärts!

Hans Thordſen fuhr wieder zur See. Das geſtrandete Schiff lag auch nicht mehr an der Birk. Man hatte ihm vor einiger Zeit eine Fahrrinne durch den Sandrewel gebaggert, zwei ſchwarze Geſellen waren von Süden herangekommen, ſie hatten ſchwere Schlepptroſſen an den Pollern des Strandlings feſtgemacht. Und dann qualmten beide los. Es war ein ſtarker Toback! Der alte Kaſten knarrte und knackte in den Fugen, genau wie damals, als er hier zum erſten Mal Sand unter dem Leibe geſpürt hatte, aber es half alles nichts. Man mußte ein paar Tage auf den nächſten Oſtwind und hohes Waſſer warten, dann ging das Spiel noch einmal los. Ein dritter Schlepper war noch dazu gekommen, nun qualmten und ſtampften, pruſteten und raſſelten ſie alle drei aus Leibeskräf-

ten, daß das Waſſer hoch aufwallte und lange Wellen am Strande hinaufrollten. Die Falshöfter Jungens ſtanden und riefen: „He kümmt!“ und dann riefen ſie wieder: „He ſit!“ Endlich aber ſchrien ſie alle: „Hurra! — He geiht! — Hurra!!!“ Das Schiff legte ſich nach Backbord über in die Fahrrinne und glitt hinaus auf die hohe See. Es iſt nachher noch manches Mal in flotter Fahrt mit vollen Segeln um den Ellenbogen der Birk herumgelaufen.

Peter Ottſen hatte auch etwas auf dem Sand geſeſſen, er war aber auch wieder flott geworden. Sein Vater hatte es für gut befunden, daß er ſich mal ein ganz anderes Fahrwaſſer aufſuchte. Es wurde nämlich in der Gegend ſo viel getuſchelt und geflüſtert, man ſteckte die Köpfe zuſammen, wenn Ottſens Sonntags vor der Kirche aus dem Wagen ſtiegen; wenn ſie dann fragten, was da los ſei, dann hatte niemand etwas gemeint oder gar geſagt. Aus der Verlobung, die vor langer Zeit ſchon fix und fertig beredet und beſchnackt war, war ſchließlich doch nichts geworden. Es war zu keinem Bruch gekommen zwiſchen Kallumhof und Schnarſtruphof, weder zwiſchen den Alten, noch zwiſchen den Jungen. Dazu waren ſie zu angeſehene Leute. „De Saak wär ſo bidrögt“, wie der alte Weber ſagte. Warum? Na, wegen der dummen Geſchichte mit dem Birkfuchs. — Was denn? — Ja, ſie ſollte doch mit Peter — —.

Wer hatte das geſagt? — Niemand. Beſtimmtes wußte keiner. Und doch wußte man genug, denn der alte Ottſen hatte noch immer die alte Gewohn-

heit, daß er mit sich selber redete. Wenn die Wände schon Ohren haben — die Knicks haben erst recht Ohren! — Und dann, was hatte Meta Norgaardt nötig, nach Amerika zu gehen? — Kurz und gut, damit das Gerede aufhöre, um die Angelegenheit tot zu kriegen, war Peter Ottsen fortgegangen. Er hatte eine Verwalterstelle auf einem adeligen Gut in Schwansen angenommen, wo es hellisch fein hergehen sollte.

So ging denn alles wieder ruhig seinen alten Gang. Der Frühling war ins Land gerückt, der Sommer folgte und der Herbst brachte das Korn in die Scheuern. Auf jedem Hof hing wieder am Balken auf der Hausdiele die neue Erntekrone aus Ähren und Knittergold, und in der Geltinger Kirche war dem lieben Gott sein Recht geschehen: die Erntedankpredigt war gehalten. Nun konnte der Winter kommen.

Über ein Jahr lang hatte Thomas Ottsen keinen Grog und keinen Branntwein getrunken, Bier war für ihn niemals in Frage gekommen. Das Hausstandsbier, das in einem Faß unter der Bodentreppe im Hausflur lag, war zu dünn und labberig. Das spürte man nicht, Lagerbier aber gab es damals nur in Flaschen in den größeren Wirtschaften. In seiner Jugend hatte man das noch gar nicht gekannt, daran hatte er sich nicht erst gewöhnt. Der Grog war sein schlimmster Feind gewesen.

„Thomas Ottsen hat 'ne Kur gebraucht", sagte

der Geltinger Krüger. „Die hat angeſchlagen, er trinkt gar nichts mehr.“

„Was denn für 'ne Kur?“ hieß es.

Man wußte verſchiedene Mittel: Branntwein, in dem ſich ein Aal totgelaufen hatte, Tee von Schöllkraut, der nüchtern bei abnehmendem Mond getrunken werden müſſe, uſw. Man ſprach auch von Fällen, wo das nicht geholfen hatte, und war ſchließlich der Meinung, daß „Sympathie“ das einzige ſei, was vielleicht helfen könne. Bei Kappelholz ſollte eine alte Frau wohnen, die ſich auf ſo etwas verſtand, wahrſcheinlich war Thomas Ottſen bei der geweſen.

Anfangs hatte er, wenn bei ihm Geſellſchaft war und dann das Punſchen losging, ſeinen eigenen Mock bekommen. Der Arzt hatte ihm wegen ſeines Magens Tropfen gegeben, die er zum Punſch gießen ſollte, ſagte ſeine Frau. Die Dienſtmädchen wußten aber, daß Tee mit Zuckerkoleur darin war. Jedenfalls blieb der Hausherr aber dabei nüchtern und die Gäſte unterließen jede Anſpielung. War er anderswo in Geſellſchaft, ſo trank er Tee; er ließ anſpannen, ſobald man beim Punſch luſtig zu werden anfing, und wenn die Rundgeſänge losgingen. In Wirtſchaften kehrte er ſelten ein, war er in Cappeln, ſo trank er ſeine Taſſe Kaffee und wies jede Einladung zum Grog ſcharf zurück.

Er hatte durch den Kontrakt, den er damals am Noor machte, etwas opfern wollen für ſeinen Sohn. Es war ihm dies Opfer groß und ſchwer

erſchienen in jenem erſten Augenblick, aber er forderte auch viel dafür: das Leben ſeines Sohnes. Nachher merkte er, daß er eigentlich nur gewonnen habe: der Verzicht hatte ihm den Sieg gegeben über ſeinen unſichtbaren, aber furchtbaren Feind. Ein Gefühl der Sicherheit kam nun über ihn, zugleich aber ein gewiſſes, ruhiges und ſicheres Selbſtbewußtſein.

An einem Sonnabend Morgen war es. Thomas Ottſen hatte eben den letzten Löffel Buchweizengrütze gegeſſen — er hielt noch feſt an der alten Lebensweiſe und wollte vom Frühkaffee nichts wiſſen — als es an die Tür klopfte. Auf das kräftige „Herrein!“ erſchien Jens Norgaardt auf der Schwelle und grüßte höflich: „Gunn Morgen!“ — „Dag!“ war die kurze, etwas verwunderte Antwort, und „Nah?“ klang es fragend hinterher. Jedem Fremden und jedem Tagelöhner wurde ein Stuhl angeboten, Jens Norgaardt nicht. Mit kurzen Tritten kam er näher an den Bauer heran: „Ich ſoll Sie mal ſprechen.“

„Denn man los!“

„Ich ſoll Sie aber ſagen, das iſt eine wichtige Sache, um die ich komme.“

Thomas Ottſen wurde es etwas ungemütlich, es war ihm, als wenn eine Natter ſich über ſeine Schwelle geſchlängelt hätte, die nun den Kopf erhob und ihn mit der dünnen, geſpaltenen Zunge anziſchte. „Was wollen Sie denn eigentlich?“ fragte er barſch.

Jens Norgaardt holte sich einen Stuhl heran und im Flüstertone erzählte er dem Hausherrn eine lange Geschichte: Seine Tochter sei ein hübsches Mädchen und nicht schlecht. Sie sei fortgelaufen bei Nacht und Nebel, und nachher sei allerdings viel geklatscht worden. Er habe das nicht geglaubt. Kein einziges Lebenszeichen habe er seitdem von ihr erhalten, erst gestern sei eins gekommen, von weither, von Amerika. Nun wisse er alles.

„Zeigen Sie doch mal den Brief", sagte Thomas Ottsen und bezwang sich. Seine Stimme klang so ruhig, als wenn er um ein bißchen Feuer gebeten habe. Aber der andere war schlau.

„Den geb' ich nicht aus der Hand", sagte er kurz.

„Warum nicht? Glauben Sie, daß ich Ihnen den wegnehme? Was geht mich die Sache überhaupt an?"

Der andere lächelte höhnisch. „Na, als Großvater wird Sie die Sache doch was angehen!"

Da fuhr der Bauer von seinem Sitze auf, als hätte die Schlange ihn mit ihrem Giftzahn geschlagen. „Kerl, mach', daß Du 'raus kommst!"

„Oho", sagte der ganz ruhig, „das hat keine Eile."

Thomas Ottsen stand vor ihm: „Ich schmeiß' Dich heraus, daß Du Deine Knochen im Sack nach Hause tragen mußt, wenn Du nicht gleich gehst. Heraus! sag' ich!"

Da fuhr Jens Norgaardt giftig auf: „Man zu! Dann weiß heute noch das ganze Dorf, was los

iſt. Sie fragten mich ſchon in Falshöft, ob Hans Briefträger mir nicht einen Brief von Meta aus Amerika gebracht hätte.“ Er ſah Thomas Ottſen an. Der hatte die erhobene Fauſt ſinken laſſen und ſtand nun da, die Zähne feſt zuſammengepreßt, hochrot, die Adern auf der Stirne geſchwollen. Alſo das mit dem Brief mußte wahr ſein. Verdammte Geſchichte, nun ging die Schnackerei wieder von neuem los. Dieſer Schuft würde ſchon für Stoff ſorgen. „Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ fragte er dann mit unſicherer Stimme.

„Es geht der armen Deern ſo ſchlecht drüben unter den fremden Menſchen“, fing Jens Norgaardt nun wieder mit ſüßlicher Miene an.

„Na, denn will ich ihr Geld ſchicken, geben Sie mir die Adreſſe an“, ſagte Thomas Ottſen.

„Herr Ottſen, Sie ſind ein guter Mann“, ſchmeichelte der beſorgte Vater, „Sie ſollen auch vielen Dank haben! Aber ich will Ihnen einen anderen Vorſchlag machen. Sehen Sie, was ſoll ich hier im Lande noch machen? Meine Frau iſt tot, mein Kind iſt fort, ich möchte auch nach Amerika. Geben Sie mir das Geld.“

„Wieviel?“

„Fünfhundert Taler.“ Jens Norgaardt ſagte das in ſehr beſtimmtem Tone.

„Fällt mir gar nicht ein.“

„Fünfhundert Taler!“ ſagte der andere drohend. „Keinen roten Dreiling weniger. Sonſt —“

„Sonſt?“ fragte der Bauer und ſtreckte wieder

die Hand nach dem Manne aus, der ihm drohte und mit frechem Lächeln ihn verhöhnte.

„Na, ich sagte ja schon, was sonst passiert", sagte der, gleichzeitig brachte er aber seinen Stuhl zwischen sich und den Gegner.

„Verfluchter Erpresser!" schrie der Bauer. Mit jeder Selbstbeherrschung war es nun vorbei. Im nächsten Augenblicke hatte er den Dänen an der Brust gepackt, daß der alte Rock in allen Nähten knackte. Da kam auch Hektor unter dem Sofa hervor und fuhr mit wildem Gekläff auf den Mann los. Mit einem raschen Ruck machte dieser sich frei von der Faust des Mannes und sprang an die Tür: „Hektor faß!" rief Thomas Ottsen. Der Hund sprang an dem Mann hoch und schnappte ihm nach der Kehle, aber der ehemalige Kutscher wußte mit Hunden umzugehen. Blitzschnell hatte er dem alten Köter die linke, ausgebreitete Hand in den geöffneten Rachen bis hinter die letzten Backenzähne gestoßen, gleich darauf packte er mit der Rechten das Tier an der Kehle, und ehe Thomas Ottsen helfen konnte, hatte der Angegriffene ihm den heulenden Hund vor die Füße geschleudert. Gleich darauf fiel die Tür dröhnend ins Schloß. Mit einem Hohngelächter eilte Jens die Stufen vor der Haustür hinunter. Als Thomas Ottsen aus dem Fenster blickte, sah er auf dem Hofplatz neben der Pumpe ein wutverzerrtes Gesicht und eine drohend erhobene blutende Faust. „Das soll Dir teuer zu stehen kommen, verdammter Geizhals!" hörte er ihn brüllen.

Da rief er nochmals seinem Hund zu: „Hektor, faß!“ und machte die Haustür auf: „Faß ihn, Hektor!“ Der Hund aber klemmte den Schwanz ein und schlich sich fort. Nun holte Thomas Ottsen seinen gelben, gebogenen Eichenstock, der neben der Uhr im Zimmer stand, und rannte hinaus auf den Hof. Es war aber nicht mehr nötig, hinter dem Teich bog Jens Norgaardt um die Ecke, man hörte nur noch sein höhnisches: „Auf Wiedersehen, vor Gericht, Großvater!“ Die Tagelöhner auf der Lohdiele guckten über die untere Scheunentür hinweg, die Dreschflegel ruhten. Als sie den Herrn sahen, traten sie eilig zurück und gleich darauf klappte es wieder laut und gleichmäßig auf der Tenne.

Der Himmel war klar und hell, und doch herrschte an diesem Vormittag Gewitterluft auf Schnarstruphof. Zwischen die Drescher flog schon bald ein Donnerwetter, weil sie nach Ansicht des Herrn nicht rein ausgedroschen hatten. Er behauptete, die Hälfte des Korns säße noch im Stroh, auch wären die Klapp nicht fest genug gebunden. „Spitzbuberei überall!“ knurrte Thomas Ottsen noch im Fortgehen.

„Der kommt heute noch mit 'nen Bussemann nach Hause, er hat seine Tour“, meinte der alte Tagelöhner Thomsen, und schwang wieder gleichmütig und gleichmäßig den Dreschflegel.

Die anderen bestritten das: „He is dorvon af!“ war die allgemeine Meinung.

Die Mädchen waren hinter der Scheune damit beschäftigt, das Buschholz aus den Knicks in kleine Stücke zu hauen; die Beile klapperten lustig auf den Haublöcken, ebenso fix gingen aber auch die Mäuler. Man hatte den Vater des Birkfuchs kommen und gehen sehen, er hatte geschimpft und mit der Faust gedroht: Das hatte was zu bedeuten. Nun ging der „Birkfuchs" von Mund zu Mund, und ihre Ehre ging dabei ebenso gründlich in Stücke wie das Holz. Line Carstens, eine starkknochige Meiereideern mit beiten Hüften und dreistem Gesicht. war am meisten darüber entrüstet, daß „die Rothaarige" sich so angeschmeichelt hätte bei „der Frau" und dann hochnäsig geworden sei. Sie stemmte beide Arme in die Seite und rief: „So 'n Bettelbeern, dachte wohl gar, sie wollte hier —." Da bog Thomas Ottsen um die Hausecke, und das Gespräch verstummte plötzlich, desto eifriger aber klapperten die Beile.

„Merkwürdig ist es", knurrte der Alte und sah die Line Carstens scharf an, „daß die faulsten Deerns immer das fleißigste Maulwerk haben", damit ging er weiter. Er ging ins Dorf und machte in der Schmiede Skandal, weil die Kuhketten noch nicht heil gemacht waren, er schimpfte beim Rademacher, weil er noch nicht zum Felgenhauen gekommen war. Als er damit fertig war, brummte er im Haus herum, weil das Essen noch nicht auf dem Tisch stand.

Beim Mittagessen sprach er wenig. Seiner

Frau, die wohl wußte, was vorgegangen war, weil sie im Nebenzimmer genug von der Unterredung gehört hatte, gab er ausweichende Antworten. Er wollte nachmittags nach Cappeln zum Advokaten, das sagte ihr genug.

Gleich nach dem Mittagessen fuhr Thomas Ottsen denn auch los, den Kutscher wollte er nicht mithaben, er kutschierte selber. Als der junge Fuchs, der noch nicht lange in den Sielen ging, vor dem nächsten weißen Kreuzpfahl den Kopf hoch nahm, die Ohren spitzte, hin und her tänzelte und dann einen kurzen Seitensprung machte, zog der Herr fluchend die Zügel stramm an; klatschend sauste die Peitsche ein paarmal „dem Schinner" um den Leib, daß er hoch aufstieg und schnaubend vorwärts drängte. — Aber die alte Liese war vernünftig, sie fiel nur einen Augenblick in einen kurzen Galopp und dämpfte den Übermut des jugendlichen Genossen. Der schlug noch einmal mit beiden Hinterbeinen aus, warf sich dann aber mit aller Macht in die Sielen und machte gute Miene zum bösen Spiel. Ja, es war heute ein böser Tag, und der Alte auf dem Bocke hatte noch eine feste Hand!

Dicht vor Cappeln kam ihm ein Mann entgegen, der blieb vor dem Sandbecker Wirtshaus stehen und grüßte höhnisch: „Gunn Dag, Großvadder!" Das war Jens Norgaardt. Was mochte der in Cappeln zu tun gehabt haben?! —

Es gingen Thomas Ottsen allerlei Gedanken durch den Kopf, als er sich auf den Weg machte nach

dem Rechtsanwalt Boysen. Dort war er bekannt, leider! Er hatte seine Hilfe in Anspruch nehmen müssen, als er damals im Geltinger Krug den dummen Handel gemacht hatte mit dem Hamburger Pferdehändler. Natürlich war er betrunken gewesen, sonst hätte er besser rechnen können. Der Hofbesitzer hatte geprahlt, daß er den besten Hafer in ganz Angeln geerntet habe, da hatte der Pferdehändler den Tisch, an dem sie zechten, durch Kreidestriche in Quadrate geteilt und sich erboten, auf jedes Feld hundert Taler zu legen, die Thomas Ottsen gehören sollten, wenn er auf seine Bedingung eingehen wolle. Er sollte auf das erste Feld 2 Haferkörner legen, auf das zweite 4, auf das dritte 16, auf das vierte 256 usw. „Dat schall gellen", rief sogleich der Hofbesitzer. „Hier is min Hand, sla in!" Der andere zögerte nicht lange, sie reichten sich die Hände. Der Wirt schlug durch. Also war man handelseinig geworden. Es stellte sich nun bald heraus, daß so viel Hafer, als hierzu nötig war, weder auf dem Felde von Thomas Ottsen noch auf sämtlichem Ackerlande von Angeln gewachsen war. Da triumphierte der Roßkämmer und wollte mit dem Bauer abhandeln, aber nicht zu billig, denn der Handel sei rechtskräftig. Wenn er es wolle und Ernst mache, dann müsse der Herr Hofbesitzer binnen Jahr und Tag in Holzschuhen aus seinem alten Familienbesitz ausziehen und könne froh sein, wenn er ihm Arbeit gebe als Roßknecht. Thomas Ottsen aber war nicht ganz so dumm, wie der Hamburger

glaubte. Er erbot sich auf der Stelle, auf jedes einzelne Feld — vom ersten bis zum letzten sogar — so viel Hafer „zu legen", wie nur darauf gehe. Dies Quantum sei wohl noch in seinem Futterbeutel draußen auf dem Wagen, sonst wolle er sogleich das nötige Korn beschaffen. Soviel Kredit habe er heute noch, wenn er auch über Jahr und Tag Pferde striegeln müsse. Mehr aber könne von ihm kein Mensch verlangen. Mehr Korn als auf jedes Feld gehe, könne eben nicht darauf gelegt werden. Das gab denn nun ein großes Gelächter in der Wirtsstube, denn die anwesenden Bauern freuten sich über die Art und Weise, wie ihr Landsmann den Hamburger übertrumpfte. Der aber war nur ein kleiner Kerl, dem das Blut leicht ins obere Ende stieg, er fing an, hochdeutsch zu reden, wurde aber darum durchaus nicht höflicher. So etwas ließ sich Thomas Ottsen nun nicht gefallen, am allerwenigsten, wenn er ein Dutzend Glas Grog hinter der Weste hatte. Das hatte er damals aber mindestens. Es dauerte dann auch gar nicht lange, da hatte der breitschulterige Mann den Kleinen an der Brust gepackt, schüttelte ihn wie ein Bund Flicken und warf ihn höchsteigenhändig zur Tür hinaus. Thomas Ottsen versicherte lachend, daß ihm so ein bißchen Bewegung gut tue; der Pferdehändler aber faßte die Sache anders auf. Er hatte statt des erhofften leichten Gewinnes nur Hohn und Spott und außerdem eine Verrenkung der Schulter davongetragen, das ging ihm über'n Spaß! So ging denn das Klagen los,

und auf dieſe Weiſe wurde Thomas Ottſen mit dem Rechtsanwalt Boyſen bekannt. Er iſt damals mit einem blauen Auge davongekommen, aber allerlei Geld hat die Wette ihm doch gekoſtet.

Als er jetzt wieder vor dem blanken Meſſingſchild ſtand, auf dem zu leſen war: „Rechtsanwalt und Notar“, hatte er ein beſſeres Gewiſſen, als damals nach dem Kornhandel mit Prügelei. Das war eine dumme Sache geweſen, die in der Groglaune paſſiert war, und wegen der er ſich nachher redlich ſchämte, heute aber vertrat er eine gerechte Sache. So ſagte er ſich wenigſtens ſelbſt.

Als er wieder aus dem Sprechzimmer fortging, ſah er freilich nicht ſo recht zuverſichtlich aus. Jens Norgaardt war nämlich auch ſchon dageweſen und hatte ein Atteſt von Dr. Spliedt vorgezeigt. Und dann die Sache mit dem Mädchen drüben in Amerika, das war recht unangenehm! — „Abwarten!“ ſagte ihm der Advokat, „und dann einen möglichſt annehmbaren Vergleich eingehen!“ — Wenn man den Kerl gleichzeitig aus der Gegend los würde, dann ſei das das beſte. Aber er ſei ein Blutegel und das ein ganz abgefeimter.

„Abwarten!“ Das iſt ein ſchlimmes Wort, das ſchlimmſte für einen Mann, der am liebſten gleich alles übers Knie bricht. Durch Tage und Wochen hindurch drängen ſich dann unangenehme Erinnerungen an den Menſchen heran, man grübelt und plant, denkt und redet, beugt hier vor und wehrt dort ab — und ſchließlich kommt doch alles ganz

anders, als man es sich zurechtgelegt hatte. Thomas Ottsen war gar kein Mann fürs Abwarten! Lieber ein Unglück oder ein Verlust an Zeit und Geld gleich und unverhofft, als immer damit rechnen müssen, was passieren wird, und sich darüber den Kopf zerbrechen, wie groß der Schaden werden kann. Wäre in diesem Augenblicke Jens Norgaardt mit seiner Forderung ganz bescheiden an ihn herangetreten, dann hätte er die 500 Taler sofort gehabt, vielleicht auch noch etwas mehr. Nur nicht diese verdammte Ungewißheit, die ihre Schatten weithin warf, die ihm nachts die Augen offen hielt, daß er stundenlang die Regentropfen vom Strohdach fallen und die Mäuse auf dem Boden laufen hörte. Das machte ihn tags mürrisch und auffahrend und abends ruhelos. Ein Mittel gab's freilich, die dumpfe Schwere im Gemüt zu heben, das unbehagliche Gefühl im Gehirn zurückzudrängen und Licht in die dunkle Gegenwart zu tragen. Aber, aber, das durfte er nicht mehr gebrauchen, und trügerisch war es doch auch immer gewesen. Nein, im Glase durfte er den Trost nicht suchen! — Mit finsterer Stirne ging er die Straße entlang, dem Hafen zu. Am Markt wandte er sich links und kam auf den Kirchplatz, dort setzte er sich auf eine Bank. Aus den kleinen Häusern unter ihm am Bergabhange stieg blaugrauer Rauch empor, der Wind, der von der Schlei herüberwehte, trug ihm den Duft von geräucherten Heringen zu. Glatt und blank lag die Schlei, nur an den langen Heringszäunen kräuselten sich leise die Wel-

len. Ein paar Fischerboote kamen von Maasholm und legten unten am Bollwerk an, eine breite holländische Kuff mit grünem Rumpf und braunen Segeln glitt vorüber nach Schleimünde. Drüben jenseits der Schlei glitzerten die Bäume und Büsche im Silberglanz des Reifes, heller noch als die weißen Giebel und Schornsteine der Häuser von Ellenberg. Unter schimmernder, blendend weißer Schneedecke ruhten die weiten Hofkoppeln, die Hügel und Täler von Schwansen. Hinter der Anhöhe drüben, links von dem hohen Buchenholz, mußte Olpenitz liegen. Olpenitz, da war jetzt sein Sohn. — Ein Schatten glitt über sein Gesicht und verdüsterte ihm das lichte und freundliche Winterbild. Er sah nicht mehr das schöne Land, nicht mehr die helle Sonne, die auch in die trüben Wintertage hineinleuchtet und selbst den Rauhfrost flimmern und schimmern läßt. — Er sah höhnische Gesichter hinter den Bäumen und Häusern auftauchen. Daran war sein Sohn schuld. Er biß die Zähne zusammen und murmelte: „Du Bengel hast mir das alles eingerührt, Du sollst noch lange warten, ehe Du den Hof kriegst!“ Dann ging er den Weg zurück, den er gekommen war, und bog links ab, den Fährberg hinunter.

Als er bei Scharsteins Hotel vorbei kam, hemmte er einen Augenblick seinen Schritt. Wo wollte er heute überhaupt hin? — Früher war er oft bei Scharstein eingekehrt und hatte manches Glas Grog dort getrunken, aber seit Jahr und Tag nicht mehr.

Nun, eine Tasse Kaffee konnte er wenigstens trinken, er hatte zu lange da oben neben der Kirche gesessen, er merkte es jetzt, es war kalt geworden.

Das Zimmer war nahezu leer. Ein Handlungsreisender trank still sein Glas Grog und schien auf jemand zu warten. Sonst war nur noch der Kellner da.

„Eine Tasse Kaffee!" sagte Thomas Ottsen.

„Ich will gleich welchen bestellen!" Der Kellner sagte das langsam und in etwas fragendem Tonfall, als wollte er andeuten, daß die Kaffeezeit vorbei sei. Thomas Ottsen verstand ihn. „Dauert das lange?" — „O nein! Mamsell kann gleich welchen machen!" Ohne große Eile ging der Kellner ab. Thomas Ottsen wollte aber nicht lange hier sitzen und — —: „Lassen Sie nur! — Bringen Sie mir mal — geben Sie mir ein Glas Portwein", rief er dem Kellner nach. Im nächsten Augenblick stand das Verlangte auf dem Tisch; die scheidende Sonne, die ihre letzten Strahlen über die schimmernde Schlei hinweg in die Fenster und durch das Weinglas warf, malte rote, zitternde Ringe auf das helle Tischtuch.

In diesem Augenblick fluteten allerlei Gedanken durch den Kopf des Mannes, der ins Glas und auf das Tischtuch starrte, ohne zu trinken. Er stand wieder am Noor, wo er die Hand emporgestreckt und geschworen hatte. — Er schob das Glas zurück. — Er saß und grübelte und schaute finster ins Glas. Hin und her wogten die Gedanken. Es flüsterte ihm eine schmeichelnde Stimme zu: „Trink doch!

Es ist Wein! Er erfreut des Menschen Herz und tröstet die Traurigen!" Und eine andere Stimme sprach: „Du hast geschworen!" — „Es war kein Schwur, es war nur ein Vertrag!" rief die Verführerin. Er aber fing an zu deuteln: War damals in demselben Augenblick nicht der erste Faden gesponnen zu der Schlinge, die seinem Sohne über den Kopf geworfen wurde und in der er, der Vater, nun steckte?! — Da hatte also doch der Teufel seine Hand mit im Spiel gehabt. Thomas Ottsen aber hatte sein Wort bis jetzt treu und ehrlich gehalten, seine Lippen hatten kein Grogglas berührt.

„Nun sind wir quitt!" — Der Kellner trat fragend einen Schritt vor, der Fremde blickte über das Zeitungsblatt hinweg, hatte der Mann halblaut mit sich selbst gesprochen? — Die Stimme kam aus dem Glas! —

„Das ist doch Portwein?" fragte Thomas Ottsen den Kellner.

„Alter Portwein!" bestätigte dieser.

„Gut! Grog trinke ich nicht", sagte er, als ob er sich selbst beruhigen wollte. Er nahm das Glas, nippte und stürzte es dann in einem Zug herunter. „Noch eins!"

Es war, als wenn er die aufbrodelnden Bedenken ersticken müsse, so hastig trank er. Nun gab es kein Zurück mehr! — Aber das tat gut! Wie wenn der frische Frühwind über die Wiese fährt und die dicken Nebelschwaden wegfegt, daß man hinwegblicken kann über das freie Feld und in die

lachende Sonne, so klärte ihm der Wein das Hirn. Das träge Blut kam in Wallung, das Herz, das von grauer Sorge bedrückt war, wurde ihm weit, er sah jetzt hinweg über kleinlichen Ärger und hämischen Nachbarneid. In seinen Ohren klang nicht mehr ihr Zischeln, er lächelte verächtlich, als er an die Drohungen des verlumpten Birkkerls dachte. Was wollten sie denn von ihm, und was konnten sie ihm wohl machen, dem Besitzer von Schnarstruphof?!

„Noch ein Glas Portwein!“ — Der Kellner griff nach der Flasche.

„Ach, bringen Sie mir nur gleich eine ganze Flasche, dann hört die Lauferei auf.“ — —

Eine halbe Stunde später saß der Geschäftsreisende mit an Thomas Ottsens Tisch, bald kam auch dessen Freund, und dann kamen noch ein paar der bekannten feinnasigen Leute, die immer gleich wittern, wo was los ist. Die Gläser klangen aneinander, sie wurden leer und wieder voll und wieder leer. Die Gesichter wurden rot, die Stimmen laut, Gelächter hallte durchs Lokal, schwer fiel die Faust auf den Wirtstisch, daß die Flaschen und Gläser klirrten: „Hoch lebe der Wohltäter!“ so riefen sie und tranken wieder.

Der Mond stand schon am Himmel, als Thomas Ottsen in schlankem Trabe auf dem holperigen Cappler Pflaster heimwärts fuhr. Er hielt sich krampfhaft gerade, die Pferde kannten den Heimweg und beeilten sich, an ihre Krippe in Schnarstruphof zu kommen. Im Wirtshaus zu Kneffre-

beck schloß der alte Hausknecht Jürgen Spratt gerade das Tor der Durchfahrt, und der Wirt löschte die Lampe in der Wirtsstube aus, als im vollen Galopp ein leichter Federwagen um die Ecke sauste. Vor der Durchfahrt parierte der Kutscher die Pferde, daß sie hoch aufstiegen.

„Dör opp!“ rief eine laute Stimme. Der Wagen fuhr ein. Gleich darauf raunte der Krüger Lorenzen seiner Frau, die schon im Bett lag, zu: „Thomas Ottsen ist da, er schwiert wieder und ist in vollem Suus!“

Dann wurde die Lampe wieder angesteckt, gleich darauf fing auch der heiße Kessel, der das Wasser zum Grog bereit hielt, wieder zu surren und zu singen an.

Eine Stunde später halfen Wirt und Hausknecht dem späten Gast wieder auf seinen Wagen. Das war keine leichte Arbeit, denn er hatte einen schweren Körper und die Gewalt über sich verloren. „Dör opp!“ lallte er und hieb mit heiserem Lachen auf die Pferde ein. Im rasenden Galopp ging's um die nächste Ecke.

„Wenn dat man gut geiht“, sagte der alte Jürgen Spratt, als er das Tor wieder schloß.

Um Mitternacht sprengten zwei Pferde, die das zertrümmerte Vordergestell eines Wagens hinter sich schleppten, auf den Hofplatz von Schnarstruphof. Der Kutscher und Frau Ottsen waren gleich aus den Betten. Zitternd, schweißbedeckt, mit

aufgeblähten Nüſtern ſtanden die Pferde da, ſie brachten aufregende Kunde.

„Alle Mann heraus und dann Laternen holen! Vorwärts! Den Weg nach Cappeln zu!“ ſchrie die Frau mit gellender Stimme. Sie ſelbſt ſchritt voran.

Bei der kurzen Bucht am Geltinghöfer Hausgraben fanden ſie ihn am Abhang liegen. Er war tot.

Zwölftes Kapitel.

Zwei und ein halbes Jahr sind seit jener Zeit ins Land gegangen. Mutter Thordsen hat man in derselben Reihe zur ewigen Ruhe gebettet, wo Meta Norgaardts Mutter liegt. Ein schlichtes Holzkreuz nennt ihren Namen und trägt auf der Rückseite ein Sprüchlein. Buchsbaum und Immergrün sind auf dem Grabhügel gepflanzt, dazwischen liegt ein Mooskranz, der aber schon ganz grau geworden ist. Vor einigen Wochen hat ihr Sohn ihn darauf gelegt. Der Totengräber mußte ihm das Grab zeigen, denn er kam von Westindien und traf seine Mutter nicht mehr. Das Haus in Falshöft hat er dann dem Lotsen Johannsen verkauft, sein Geld auf die Geltinger Sparkasse getragen und ist wieder abgereist.

Auf Thomas Ottsens Grab steht ein hohes Denkmal aus braunrotem Granit mit weißer Marmortafel, eine Trauereſche breitet ihre Zweige aus über das mit dicken Vierkant-Eisenstangen eingefriedigte Erbbegräbnis der Familie Ottsen von Schnarstruphof. — Die Witwe hat sich ein neues Abnahmehaus bauen lassen neben dem Hofe, mit

neumodischen, gebogenen Fensterscheiben, damit man nicht hineinsehen kann, und mit Schieferdach.

Jens Norgaardt ist seit reichlich einem Jahre aus der Gegend verschwunden, das soll Peter Ottsen viel Geld gekostet haben. Wie ein Blutegel hatte er sich an den jungen Hofbesitzer herangeschlängelt und sich an ihm festgesogen; nach verzweifelten Anstrengungen war er ihn doch los geworden — so hieß es wenigstens.

Auf Schnarstruphof ist vieles anders geworden: Peter Ottsen hat die ganze Wirtschaft umgekrempelt. Er hatte ja nach seiner Militärzeit die Ackerbauschule in Cappeln besucht und hatte dann auf den adeligen Gütern Schwansens mancherlei Neues gesehen, nun glaubte er der rechte Mann zu sein, um in der Heimat Reformen einführen und den alten Schlendrian austreiben zu können. Zunächst wurde auf dem Hofplatz ein sechspferdiger Göpel aufgestellt, und in der Scheune wurde mit einer Breitdreschmaschine das Korn ausgedroschen. Das war ja ganz zeitgemäß und praktisch, weniger gut aber war es, daß er sich darüber mit einem Teil seiner alten, treuen Tagelöhner erzürnte und ihnen Knall und Fall die Wohnungen kündigte. Da kam es denn mal vor, daß eine Forke mit durch die Dreschmaschine ging — natürlich „aus Versehen". Nichtsdestoweniger konnte die Maschine solche Brocken nicht verdauen: die Trommelwelle verbog sich und aus dem großen Triebrad flogen die Zahnkämme. Wenn der eine Kupplungsbolzen der

Transmiſſionswelle nicht gebrochen wäre, ſo würde die Sache wohl noch ſchlimmer geworden ſein. Peter Ottſen ſchimpfte und fluchte ganz gottesläſterlich; das machte den Schaden aber auch nicht wieder heil, er mußte vielmehr die Maſchine auf den Wagen laden und bei Nagel in Cappeln wieder reparieren laſſen. Das koſtete Geld und es ging Zeit verloren.

Als er ein paar Tage ſpäter dem Pächter von Düttebüll die Sache erzählte, da wunderte ſich dieſer gar nicht, daß ſo etwas vorgekommen ſei. Er ſchimpfte auf die alten Schlägermaſchinen und empfahl die viel beſſeren Zinkenmaſchinen von Gebrüder Klemm in Eckernförde. Da könne ſo etwas nicht ſo leicht paſſieren; höchſtens könnten in ſolchem Fall ein paar Zinken aus der Trommel fliegen, und die könne man ſelbſt leicht wieder einſetzen. — Das leuchtete Peter ein. Als ihm dann noch der Pächter ſeine neue Maſchine zeigte, da war ſein Plan gefaßt. Am nächſten Tage reiſte er nach Eckernförde und kaufte ſofort eine große Zinkendreſchmaſchine. Nun hatte er zwei und konnte damit um die Wette dreſchen.

Ähnlich ging's ihm mit anderen Sachen. Peter Ottſen von Schnarſtruphof mußte immer das Neueſte und Beſte haben, mochte es koſten, was es wolle. Er hielt auch mehr zu den Gebildeten und Gutsbeſitzern, als zu den Bauern ſeiner Nachbarſchaft. Natürlich mußte er da auch ſtandesgemäß auftreten. Die alte, ſchwerfällige Kutſche mit dem hohen Leder und den Glasfenſtern gerade vor dem

Sitz, die sein Großvater noch angeschafft hatte, stand bestäubt im Hintergrunde der Wagenremise; eine neue, prachtvolle „Schäse", die zur Schleswiger Tierschau auf der Ausstellung mit dem ersten Preis prämiiert worden war, wurde dafür in Dienst gestellt. Gewöhnlich fuhr Peter aber in einem eleganten „Feitong" aus, ein paar flotte Traber davor, das Geschirr aus Lackleder mit Silber.

Wer so auftreten kann, der bekommt selbstverständlich auch eine feine Frau. — Die Sache mit dem Birkfuchs hatte Peter ja allerlei Ärger und Ungelegenheiten gebracht, das war gewiß. Wenn sie aber nicht passiert wäre, dann hätte er sich damals doch mit einer ganz simplen Bauerstochter verlobt und sie dann wohl auch bald geheiratet. Und was hätte er gehabt? — Die Frage hatte sich Peter Ottsen schon oft beantwortet: dann hätte er freilich eine gute und arbeitsame, aber eine langweilige und „ungebildete Bauersfrau" bekommen, die Taler auf Taler und Leinenzeug auf Leinenzeug legte, die jeden Sonntag in die Kirche fuhr und jeden Still-Freitag zum Abendmahl ging, die mit den Nachbarsfrauen bei Kaffee und Kuchen über Milch und Butter, Schweineschlachten und Brotbacken redete, und die den Mund schief zog oder Tage lang maulte, wenn er zu oft und zu lange im Geltinger Wirtshaus saß oder von einer fidelen Stadtreise etwas wankend heimkehrte. Und das kam vor! — Da war es doch besser, daß damals jenes Verhältnis gelöst war. Das hatte Peter ganz

besonders empfunden, als er, ein Jahr nachdem sein Vater tot war, die Schwester des Verwalters von Ringhof kennen lernte. Das war eine Kielerin, eine sehr fein erzogene Dame, die Klavier spielte und sang, flott tanzte und auch sehr gut zu Pferde saß! — In Fräulein Toni Welter war er denn auch bald verliebt, und je mehr seine Mutter dagegen redete, desto fester wurde in ihm der Vorsatz: Toni wird die Herrin von Schnarstruphof!

Peter Ottsen hatte unterdessen auch allerlei feine Bildung gelernt. Es war zwar nur gewöhnlicher Militärlack gewesen, der ihm während des Einjährigenjahres über die Bauernnatur gestrichen war, bei jedem kleinen Stoß kam das Rauhe wieder zum Vorschein. In den letzten Jahren hatte er aber fleißig nachgehobelt und nachgebessert. Der Verkehr mit Gutsherren und Inspektoren, Verwaltern und hoffnungsvollen Kostgängern hatten manche äußere Unebenheiten abgeschliffen und ihn glatt gemacht. Dann aber hatte er den schönen Hof und hatte Geld, seine Angebetete hatte nichts. — Kein Wunder, daß sie ihn wollte. Nach kurzer Verlobungszeit wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, die Peter allerdings nachher bezahlen mußte.

An einem Frühlingstage war es, die Syringen blühten in den Hecken und der Goldregen stand in voller Pracht, als der Herr von Schnarstruphof mit seiner jungen „Frau Gemahlin" von der Hochzeitsreise zurückkehrte. So etwas hatte man in der Gegend noch nicht gesehen. Auf dem Bock saß der Kut-

ſcher in Livree und mit weißen Handſchuhen: das war nicht der alte Asmus, der Peter Ottſens Eltern früher gefahren hatte, ſondern ein junger, friſcher Kerl, der es verſtand, „mit Vieren lang“ zu fahren. An allen Gartenzäunen und Pforten ſtanden die Kinder und Dienſtboten mit verwunderten Augen, die Alten ſtanden drinnen und ſchauten hinter den Gardinen hervor; man war nicht wenig aufgeregt und erſtaunt. Mit Vieren fuhr er, das allein war ſchon ein Ereignis. Nun aber erſt das junge Paar! — Die Frau trug Sammet und Seide, und Peter Ottſen war ſo modern und elegant gekleidet, wie der junge Baron. Sie lehnten vornehm zurück in den hellen Polſtern der Equipage und fanden es ganz in der Ordnung, daß alle Welt ſie bewunderte. Lehrer Lorenzen ſtand gerade am Kreuzweg, wo die Lindenallee anfängt, die nach Schnarſtruphof führt, als der Wagen bei der Mühle um die Ecke bog. Er blieb ſtehen und zog höflich die Mütze. Peter legte nur einen Finger nachläſſig an den Hutrand, ohne den Kopf zu wenden. Die junge Frau grüßte freundlich und fragte: „Wer iſt der Herr?“ — „Der alte Schulmeiſter!“ ſagte Peter in wegwerfendem Tone, gerade als der Wagen um die Bucht ſauſte und zwar ſo laut, daß Lorenzen es hörte. Peter ſagte noch etwas mehr, was Lorenzen nicht verſtand, er ſah nur, wie die ſchöne, junge Frau lachte, den Kopf halb nach ihm zurück bog und wieder lachte. — Ruhig ſetzte er ſeine Mütze auf und ging dem Wagen nach, ſeinem Hauſe zu. Als er in die Allee

einbog, traf er den alten Asmus, der mit der Schaufel vom Felde kam. „Nu bün ich affsett“, sagte der und deutete zum Hof hinüber. Lorenzen sagte etwas Gleichgültiges von alten und neuen Zeiten und ging weiter. Er hörte aber noch, wie Asmus vor sich hinredete: „Sein Großvater ist diesen Weg auch oft gefahren, aber nicht mit Vieren! Der hat mit dem Düngerwagen das Geld zusammengebracht. Der Junge fährt es wieder hinaus mit dem Staatswagen. — De Bur schall en Bur blieven! Wenn he en groten Herr warn will, ward he licht en Narr, un vielleicht ok en Pracher!“

Nun ging das lustige Leben auf Schnarstruphof. Ein freundschaftlicher Verkehr mit der „besseren Gesellschaft“, den Hofbesitzern und Gutspächtern, wurde angebahnt; die junge Frau gewann überall die Herzen, und Peter zeigte sich den Höherstehenden gegenüber von der besten Seite. Da gab es denn große Gesellschaften mit feinen Diners, wo nachher die Champagnerpfropfen knallten, und es gab Herrenabende, wo Rotwein und „Grog im Mock“ den Geist und die Lustigkeit hinein brachte. Den Rum dazu lieferte nicht mehr Lewetz; der kam aus Hamburg, da gab's bessere Sorten! — Die Damen wurden zum Kaffee eingeladen, wozu Torten und sonstiges Gebäck aus Cappeln geholt wurde; nachher wurden sie von ihren Männern abgeholt, d. h., nachdem man gemeinsam zu Abend gegessen, und nachdem die Herren dann noch einige Stunden Karten gespielt hatten. Zuweilen traf auch Besuch

ein aus Kiel: Jugendfreundinnen und Verwandte der jungen Frau, denen gefiel es auf Schnarstruphof meistens so gut, daß es ihnen schwer wurde, wieder fort zu gehen.

Viel Aufsehen erregte es in der ganzen Gegend, wenn die junge Frau auf dem schönen Blauschimmel, den ihr Mann ihr bald nach der Hochzeit geschenkt hatte, durch die Dörfer sprengte. So etwas hatte man noch nicht gesehen. Man erinnerte sich allerdings eines Bildes des adeligen Gutes Roest im Baudessinschen Buche „Schleswig-Holstein — Meerumschlungen", wo eine Dame mit wallendem Schleier und langem Reitkleid auf hohem Roß einhersprengt, aber in der Wirklichkeit war das hier seit erdenklichen Zeiten nicht vorgekommen. Damals allerdings, als in Gelting „der Hof von Angeln" war, vor mehr als hundert Jahren, hatten ja solche Moden geherrscht. Die Urahne des „Birkfuchses" — daran erinnerte man sich jetzt wieder — sollte auf feurigem Rappen durch Dorf und Feld, durch Saat- und Erntefelder geritten sein, und wie Feuerbrand war ihr das rote Haar um Haupt und Schultern geflogen. Das hatte aber ein schlechtes Ende genommen!

Und die alten Leute steckten die Köpfe zusammen und erzählten allerlei und meinten, Hochmut käme vor dem Fall. Es gab aber auch solche, die da meinten, auf Schnarstruphof könne das Geld nicht alle werden.

Es dauerte aber nicht so ganz lange, als Peter

Ottſen merkte, daß der goldene Born von Schnarſtruphof nicht unerſchöpflich ſei. Ihm war ſchon zu wiederholten Malen das Geld knapp geworden: Verlegenheiten oder Geldklemmen, die ſich ſofort in das Gegenteil verwandelten, wenn am Fälligkeitstage die von ihm gekündigten Gelder ausgezahlt wurden. Er hatte nämlich noch immer etwas zu kündigen gehabt. Nun war das vorbei. Das letzte Geld war ihm zum Novembertermin von der Geltinger Sparkaſſe ausgezahlt worden. Der alte Nageſen hatte mit dem Finger gedroht, geſagt hatte er aber nichts. Peter hatte auch nichts geſagt, er hatte das Geld ſchleunigſt eingeſteckt und gleich darauf ſpülte er im Gelting-Krug den ſtillen Verdruß mit einer Flaſche Wein hinunter.

Im Hinterzimmer ſaß er ganz allein, denn es war an einem Nachmittag mitten in der Woche; er ſtellte im Kopfe allerlei Rechenexempel an. Sie hatten aber alle den Fehler, daß immer als Reſt ein Minus blieb; das Minus ſtammte diesmal aus dem Umbau und Ausbau des Wohnhauſes, er mußte aber in dieſem Monat noch beglichen werden. Er ſtarrte vor ſich ins Glas und ſtützte den Kopf. Dann rechnete er wieder in ſeiner Brieftaſche, endlich zog er einen Brief daraus hervor und las ihn — zum zehnten Male — aufmerkſam durch.

Vor einigen Wochen war ein Verwandter ſeiner Frau auf Schnarſtruphof zum Beſuch geweſen, ein Ingenieur aus Kiel, namens Merkel. Der Mann war weit herum gekommen in der Welt und hatte

vieles gesehen. Als sie einmal am Kliff herum durch's Moor gegangen waren, hatte Herr Merkel sehr viel und schön von den schier unerschöpflichen Reichtümern gesprochen, die hier ungehoben lägen.

„Da kann ich gerade nicht darüber klagen", hatte Peter Ottsen lächelnd gesagt, „daß mir das Moor Reichtümer einbringt. Der Torf, der hier gestochen wird, kommt teuer genug, und wenn wir einen regnerischen Sommer haben, dann kommt gar nichts dabei heraus. — Das beste an dem Moor ist, daß man ab und an eine Bekassine hier schießen kann."

„Hier muß man eine Preßtorffabrik anlegen", erklärte Herr Merkel. Peter lachte aus vollem Halse, so laut, daß aus einem nahe liegenden Binsenbusch ein Hase aufgeschreckt wurde, der nun so eilig Fersengeld gab, daß unter den flüchtigen Hinterläufen das braune Moorwasser hoch aufspritzte. Das gab Peter Veranlassung, eine Jagdgeschichte zu erzählen.

Als dann aber Herr Merkel doch wieder mit der Preßtorfgeschichte anfing, sah ihn Peter etwas von der Seite an und brummte: „Räubergeschichten!"

„Räubergeschichten?" meinte etwas überlegen der Ingenieur. „Wir sprechen nachher noch davon."

Am Abend schnitt er das Thema wieder an. Zuerst warf Peter Ottsen wieder einige ablehnende und scherzende Worte dazwischen, dann aber wurde er doch neugierig und aufmerksam.

Herr Merkel erzählte, wie man in England seit

einiger Zeit die Torfmoore ausnutze. Mittels Wasserdruckpressen verstehe man es, den Moorboden aufs äußerste zusammen zu drücken und gleichzeitig zu entfeuchten. So verwandele man ihn, mit verhältnismäßig geringen Kosten, in einen leicht und wohlfeil transportierbaren Vertreter des Holzes und der Steinkohle. Das sei aber nur die eine Seite des neuen Verfahrens. Sehr wichtig für die Landwirtschaft sei die gleichzeitige Gewinnung eines vorzüglichen Düngemittels. Nun horchte der Landmann auf.

„Düngemittel? Im Torf ein Düngemittel? — Das ist ja nicht möglich!"

„Lieber Freund, hören Sie mal zu", fuhr nun mit wichtiger Miene der Ingenieur fort. „In Ihrem gesegneten Angeln hält man bis jetzt von künstlichen Düngemitteln nicht viel, ich weiß das. Hier glaubt man, das liebe Vieh habe allein für das Bedürfnis der Landwirtschaft zu sorgen. So hat's der Großvater gemacht, so macht's der Enkel. Sie, Herr Ottsen, haben aber doch die Ackerbauschule besucht, Sie werden also gehört haben, daß man dem Boden die ihm durch Kornbau entzogenen Stoffe auch auf anderem und besserem Wege zuführen kann, als durch den Kuhmagen. Bekanntlich" — Herr Merkel sagte „bekanntlich", weil er wußte, daß man damit Halbwissern am leichtesten imponiert — „bekanntlich geschieht das am billigsten und rationellsten durch gewisse, den Bodenverhältnissen genau angepaßte künstliche Düngerstoffe."

„Die kommen wegen der weiten Frachten hier bei uns zu teuer", warf Peter Ottsen ein.

„Ganz recht!" stimmte Merkel bei. „Wenn man sie aber aus gewissermaßen wertlosen Stoffen als Abfallprodukte herstellen kann, während man gleichzeitig ein wertvolles Heizmaterial gewinnt, so liegt die Sache doch anders."

Er schwieg einen Augenblick und sah seinen Gastfreund triumphierend an. „Dann liegt die Sache natürlich anders", gab dieser zu. Dann dozierte Merkel weiter:

„Sehen Sie, beim Auspressen der Moorerde fließt eine braune Flüssigkeit ab: diese ausgepreßte, wässerige Humussäure enthält jene wertvollen humussauren Salze, die als Düngemittel so außerordentlich geschätzt werden, und die, nach meiner Ansicht, gerade Ihren Boden zu dem besten und ertragreichsten der Welt machen würden." — Eine Stunde lang erzählte der Ingenieur von der „Wissenschaft im Dienste der Technik und der Landwirtschaft". — Und er verstand zu reden! Als er aufhörte, sah Peter Ottsen im Geiste vor sich Torfberge und weite, wogende Weizenfelder. Auf dem magersten Lande am Moor sah er goldene Rapssaat reifen und daraus wurden Haufen von silbernen preußischen Talern und von Goldstücken. Was der Ingenieur sonst noch erzählte vom Abdunsten mit Kali und Kalk, von Humussäuresalz, das in Fässer eingestampft und versandt werden könnte, das hörte und verstand er nur halb, aber so viel war ihm klar: dort

im Moor lagen wirklich Reichtümer. — Er aber mußte sie heben, er brauchte Gold! — Am nächsten Tage fuhr er nach Wittkiel, um mit dem bekannten Erfinder der Wiesen-Rieselmethode Petersen über die Sache zu sprechen. Etwas enttäuscht kam er zurück und wollte nun wieder von der Torfgeschichte nichts wissen.

„Dieser Merkel ist ein netter Kerl", sagte er seiner Frau, „aber ein Projektenmacher, vor dem muß man sich in acht nehmen." Sie lachte und auch der Ingenieur lachte, als sie es ihm wiedererzählte, aber seine Pläne gab er darum doch nicht auf. Er war davon überzeugt, daß sie vortrefflich seien.

Ein paar Tage war von der Angelegenheit keine Rede. Eines Morgens aber, als Peter Ottsen nach dem Moor zu seinen Weg ging, wo die Leute Gras mähten, schloß sich ihm Herr Merkel an.

Sie standen auf dem Wall zwischen Haselbüschen und Schlehdorn, vor ihnen lag das Moor. Ein breiter Graben zog sich hindurch, angefüllt mit klarem Wasser von leicht bräunlicher Färbung; am Rande wuchsen Hahnenfuß und Blumenbinsen, in der Mitte schwammen die breiten Blätter der Wasserrose, zwischen diesen hindurch leuchteten die gelben Kelche in der Sonne. Eine Schar Karauschen stand dicht an der Oberfläche und zog langsam durch den Blätterwald hindurch, an das gegenüberliegende Ufer heran, als der Schatten der beiden Männer auf das Wasser fiel. Hinter dem Graben lag eine grüne Fläche; sie war dicht bewachsen mit Sumpf-

gras und Schachtelhalm, und dazwiſchen wogte weißes Wollgras im Winde. Der grüne, mit ſilbernen Flocken beſtreute Teppich hob ſich ſcharf ab von der ſchwarzen, ſteilen Moorwand, die ihn nach dem Moor zu begrenzte. Dort hatte man im vorigen Jahre Torf gegraben und geſtochen.

„Menſch, hier liegt wirklich ein Kapital vor uns!“ rief Merkel aus. „Man braucht nur die Hand auszuſtrecken, dann hat man's.“

„Ja, das ſtimmt“, erwiderte ironiſch lächelnd Peter Ottſen. „Hier haben ſchon meine Vorfahren Jahr für Jahr ihren Torf geholt. Immer haben wir unſeren Winterbedarf daraus gedeckt und es iſt noch Moor genug da für Kind und Kindeskind.“

„Ich denke, daß es beſſer iſt, ſeinen Kindern Geld zu hinterlaſſen, als Torfſoden“, war die Antwort.

„Das Geld iſt rund und läuft weg, der Torf bleibt beſſer liegen“, entgegnete Peter Ottſen. Herr Merkel malte nun wieder mit flinkem Pinſel und lebhaften Farben ein goldenes Bild. Es iſt merkwürdig, wie ſo etwas reizt.

„Günſtiger kann das Terrain ja gar nicht liegen! Und es iſt groß genug, um noch den Kindern ein blühendes Geſchäft zu hinterlaſſen. Es muß alles nur richtig angelegt und betrieben werden. Eine Lokomobile gehört dazu, eine ſtarke hydrauliſche Preſſe und dann einige Formen. Sehen Sie, hier am Wege wird ein Schuppen aufgeſtellt, ein ganz leichter Bau, zum Schutze gegen den Regen.

Darin findet die ganze Anlage Platz. — Übrigens können Sie die Lokomobile im Winter auf dem Hofe zum Dreschen verwenden, da sparen Sie sechs Pferde."

„Die tun im Winter sonst doch nichts", warf Peter Ottsen ein.

„Man muß sich eben darauf einrichten. Die Welt ist rund und dreht sich, der Landmann muß sich mit drehen, er darf nicht auf dem alten Fleck immer stehen bleiben."

„Aber die Kosten!"

„Die Kosten?" — Schon aus der Handbewegung, die der Ingenieur machte, sah man, daß sie keine Rolle spielten, aber er wußte die Sache auch zu beweisen. „Die Kosten sind ganz minimale. So eine Fabrikation erhält sich selbst. Das Geld zur Anschaffung von Dampfkessel, Dampfmaschine und der paar Pressen muß natürlich da sein, das andere, das sind die Betriebskosten, die deckt sofort das Moor und die Fabrikation. Der Dampfkessel wird nämlich gleich mit dem hier fabrizierten Preßtorf geheizt, das kostet also gar nichts. — Man redet oft vom perpetuum mobile: jener Maschine, die Kraft liefert und mit einem Teile der Kraft selbst getrieben wird. Hier haben Sie das Ding vor sich. Es geht!"

Peter Ottsen horchte auf und brummte: „Donnerwetter, das wäre famos!"

„Und dann der bequeme Transport", fuhr der Ingenieur fort und zeigte mit der Hand über das Moor hinweg nach dem weißen Uferſaum und der

sich dahinter abhebenden blauen Ostsee. „Wenn man so nahe am Wasser liegt, dann kann man seine Ware leicht los werden. Von hier bis an den Strand wird eine Seilbahn angelegt, die wird von der Maschine angetrieben. Hoch über dem Moor und die Gräben hinweg gehen dann Wagen auf Wagen, sie bringen die fertige Ware bis an den Anlegesteg, ja direkt in die Schiffe. Nach Flensburg, Cappeln und Schleswig, ja nach Lübeck geht Ihr Preßtorf. Keine Kohle kann diese Konkurrenz aushalten! Sie werden ein reicher Mann. — Das sind Sie freilich schon, aber hier in diesem Moorboden liegt mehr Gold, als Ihr Vater und Ihr Großvater aus allen ihren Feldern und Wiesen, aus Korn und Butter gemacht haben."

Es kam Peter Ottsen in diesem Augenblick so vor, als wenn ein Zauberer mit seinem Wunderstabe an die schwarze Moorwand geschlagen habe, die da vor ihm lag. Der Berg tat sich auf, und er schaute hinein in die gähnende Spalte, weit hinein in geheimnisvolle Tiefen. Drinnen schimmerte und flimmerte es von Gold und Silber. — Er stand allein am Wall, sein Begleiter war um den weiten Graben herumgegangen und grub nun eifrig mit seinem Stock im Moor.

„Ganz vorzügliche Qualität!" rief er hinüber. „Die beste weit und breit in der ganzen Gegend. Damit schlagen Sie jede Konkurrenz."

Als sie dann wieder nach Hause gingen, machte der Ingenieur Projekte, Kostenanschläge, Pläne und

Rentabilitätsberechnungen und Peter Ottſen nickte dazu mit dem Kopfe.

„Es iſt nichts mehr los mit der Landwirtſchaft!“ ſagte er endlich, als ſie auf den Hofplatz einbogen. „Wenn die Ernte gut iſt, ſo wird das Korn billig, und ſind die Kornpreiſe hoch, dann ſind unſere Scheunen leer. Die Händler verdienen das Geld, und wir müſſen für ſie ſchuften und ſchanzen.“

Bald darauf war Herr Merkel abgereiſt. „Sie hören von mir“, rief er, als die Pferde anzogen, und er unterließ es in der Tat nicht, das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es warm war. Nach zehn Tagen kam eine ſchöne Zeichnung und ein Brief von ihm an: fix und fertig lag der Plan vor Peter Ottſen. Die ganze Anlage ſah ſehr einfach aus, und die Rentabilitätsberechnung war vorzüglich. Es fehlten auch nicht die Gutachten einiger auswärtiger „erfahrener Autoritäten.“ Aus einer Schrift: „Zur Polytechnologie unſerer Zeit“ von Kaſtner ging hervor, daß das Verfahren ganz außerordentlich rentabel ſei. Ein Schwede, Orgeſſon, der ausgedehnte Ländereien bei Helſingfors beſaß, arbeitete mit ähnlichen Apparaten; er ſollte ein rieſiges Vermögen damit erworben haben und ein Wohltäter ſeines Landes geworden ſein. Kurz, die Sache präſentierte ſich in dieſer Aufmachung ganz großartig.

Leider ſtand in dem Koſtenanſchlag eine böſe Endſumme, das war damals der Grund, warum Peter Ottſen das Schreiben gleich nach Empfang in ſeine Brieftaſche legte und es bis jetzt, trotz wieder-

holten Drängens, nicht beantwortet hatte. Von Zeit zu Zeit zog er die Papiere aber hervor und je mehr er die Nullen betrachtete, die auf der Gewinnseite ſtanden, deſto mehr feſtigte ſich das Verlangen, den Plan doch zu verwirklichen. Das mußte ihn ja zum reichſten Hofbeſitzer in Angeln machen und zum angeſehenſten Manne auch. Leider hatte er kein Geld flüſſig. — So ſtand bis jetzt die Sache.

Er trank haſtig ſein Glas leer und goß den Reſt aus der Flaſche ein. „Herr Jörgenſen, noch eine Bottel Rotwein, aber diesmal vom beſten!“

„Sie erwarten wohl jemand?“ fragte der Wirt, als er die Flaſche brachte. „Kann ſein!“ lautete die ausweichende Antwort. Dann beugte er ſich wieder über ſeine Papiere. Der Wirt wollte nicht weiter ſtören und ging.

Der Wein ging glatt ein, er verſcheuchte die grauen Wolken, die der alte Aageſen mit ſeinem aufgehobenen Finger heraufbeſchworen hatte, und malte die Welt roſig. — „Was gehen dem Alten Deine Angelegenheiten an? — Er meinte wohl gar, der Beſitzer von Schnarſtruphof ſei in der Klemme? — Dummes Zeug! — Ich kann Geld genug bekommen“, ſagte Peter Ottſen und trank ſein Glas aus. „Nichts leichter als das“, flüſterten ihm die freundlichen Geiſter des Weins zu. „Du nimmſt einfach eine größere Hypothek auf Dein Gut, es iſt ja ſchuldenfrei.“ Und eine andere Stimme ſagte: „Verkauf' Deine Parzelle im Kronsgaarder Wald,

der alte Franzen von Lohbeck wollte doch schon neulich mit Dir darum handeln. — Was brauchst Du Wald und Buchenholz, wenn Du so viel Preßtorf hast, daß Du die ganze Gemeinde damit versorgen kannst!" — Peter Ottsen nickte, was sie sagten gefiel ihm. Allerdings waren ihm schon früher dann und wann solche Gedanken gekommen, sie hatten sich aber nicht so klar hervorgewagt, denn gleich hatte sich tief im Innern ein unbequemer Mahner gemeldet, der hatte gesagt: „Schäme Dich, Peter! Das stolze Gut Deiner Väter willst Du mit Hypotheken belasten? Den Buchenwald willst Du fortgeben? Du kannst nicht mit gutem Gewissen am Grabe Deines Vaters und Deines Großvaters stehen, wenn Du das verschleuderst, was sie erwarben." In dieser Stunde hatten die Stimmen aus dem Glase die unbequemen Gesellen, die bei jeder Gelegenheit so dumm mahnten, zum Schweigen gebracht, sie drängten ihn zum schnellen Entschluß. Es gab ja auch nur zwei Wege: entweder umkehren, das heißt, den großen Herrn an den Nagel hängen und den kleinen bescheidenen Bauern herauskehren, der von früh bis spät arbeitet, oder er mußte etwas wagen, um neue Geldquellen zu erschließen.

Wenn er im Sommer früh aufgestanden und dann über das taufrische Feld geschritten war, wenn über ihm die Lerchen sangen und vor ihm das hohe Korn im Winde wogte, dann hatte er sich in letzter Zeit schon häufig gesagt: „Du mußt anders wirtschaften." Dann furchte sich seine Stirn, wenn er

daran dachte, daß seine Frau so gar nichts von der Wirtschaft verstand und doch nicht wollte, daß seine alte Mutter dahineinredete. Wenn er sie aber abends in fröhlicher Gesellschaft sah: heiter, schön und elegant, dann schwanden die lästigen Gedanken, dann strich sie mit schelmischem Finger die Wölkchen von seiner Stirn. Aber jetzt mußte er sich entschließen! — Der alte Weißkopf hatte ihm vorhin mit dem Finger gedroht, Peter Ottsen wollte ihm zeigen, daß er klüger war, als alle Grauköpfe, sie sollten bald sehen, was er wollte und konnte.

Hastig trank er aus und ließ anspannen. Sein Gesicht war rot, seine Bewegungen waren hastig und etwas unsicher, doch war er nicht betrunken. — Nein, das konnte man von Peter Ottsen nicht sagen, das bißchen Rotwein tat ihm nichts. Er hatte ihn nur zu einem Entschluß gebracht, den er — das sagte er sich jetzt — zu lange schon aufgeschoben hatte. Eine halbe Stunde später war er in Lohbeck. Der alte Franzen tat etwas verwundert, als um diese Zeit dieser Besuch vor ihm stand, doch ließ er sich durchaus nichts merken, daß er eine Ahnung habe, worum es sich handle. Er sprach vom Wetter und den Schweinepreisen, von Wegeausbessern und Pferdezucht, aber nicht vom Kronsgaarder Holz. Und wenn Peter das Gespräch darauf lenkte, so tat er, als ob er gar nichts merke, denn er war ein kluger und vorsichtiger, echter Angliter Bauer. Endlich kam Peter Ottsen denn geradeheraus mit dem, was er wollte. Er erfuhr dann, daß der alte Franzen

ſich das eigentlich inzwiſchen anders überlegt habe, aber er meinte, man könnte doch mal darüber reden.

Die Sache zog ſich ziemlich in die Länge. An Peter Ottſen lag das freilich nicht, ſein Entſchluß war gefaßt. Der Alte aber hatte ganz geſchickt ſeine Angel ausgeworfen und als er merkte, daß Peter ſich feſtgebiſſen hatte, ließ er ihn zappeln. — Es waren verſchiedene Gläſer Grog getrunken, als ſie endlich handelseinig wurden.

Am nächſten Morgen erwachte der Beſitzer von Schnarſtruphof mit etwas ſchwerem Kopf. Er hatte einen böſen Traum gehabt. Im Kronsgaarder Holz war er zum Nüſſepflücken geweſen, er und andere Jungen mit ihm. Sie kletterten herum in den hohen Haſelbüſchen und pflückten die dickſten Sechs- und Achtkluſter maſſenweiſe. Auf einmal war aber der alte Aufſeher Weſterſtröm gekommen mit ſeinem dicken Schwarzdornſtock, der hatte ihn am Kragen gepackt, ihn tüchtig durchgeprügelt und die Nüſſe hatte er ihm auch abgenommen. Peter hatte geſcholten und gedroht: es wären ſeines Vaters Nußbüſche und er wolle Weſterſtröm verklagen. Der Aufſeher aber hatte höhniſch gelacht und geſagt, das Holz gehöre Jens Norgaardt. Dann war ſein Vater gekommen und hatte geweint und geklagt: ihm gehöre von Schnarſtruphof gar nichts mehr, als der vierkantige Raum des Erbbegräbniſſes, auf dem er liege. — „Es iſt nicht gut, wenn man Grog auf Wein trinkt", ſo erklärte ſich Peter Ottſen dieſen ſeinen Traum. Seine Frau gab ihm recht, dann be-

redeten beide, daß sie gleich nach Mittag zusammen nach Cappeln fahren wollten. Er hatte dort Geschäfte zu erledigen mit der Cappeler Bank, sie mußte zu Moses, um neue Moden anzusehen.

An diesem Tage wurde beschlossen, Schnarstruphof mit einer größeren Hypothek zu belasten, und die Cappeler Bank übernahm es, das Geld zu beschaffen. Der Grund dafür war, Peter Ottsen wollte ganz wesentliche Verbesserungen einführen, die sich ohne Frage bald glänzend rentieren würden.

* * *

Im nächsten Jahre, als der letzte Schnee verschwand, wurden am Strande hinterm Noor Bretter und Balken aus einem Ewer ausgeladen und von dort nach dem Kluvenmoor geschafft. Es wurde gesägt und gefügt, gehauen und gehobelt; das Fachwerkgerippe von zwei großen Schuppen wurde aufgestellt und die Richtkränze schaukelten im Winde. Auf der Richtfeier ging es laut und lustig her, denn Peter Ottsen ließ sich nicht lumpen, es gab Schnaps und Braunbier so viel die Leute wollten. Drei Wochen später waren die Schuppen fertig, nun konnte das Torfmachen losgehen, leider waren die Maschinen noch nicht da. Endlich kamen auch diese. Sechs Pferde hatte man vor die schwere Lokomobile gespannt, aber sie hatten ihre Arbeit, das Ungetüm den elenden Feldweg entlang und über den weichen Moorboden zu ziehen. Die Peitschen knallten, die Knechte fluchten und schimpften, die Pferde stiegen

hoch und warfen sich mit Gewalt in die Sielen, daß die Stränge rissen. Langsam, Schritt für Schritt ging es vorwärts. — „Dat kost Peerdsknaaken!“ meinte der alte Tagelöhner Peter Thomsen. „Dor schall erst mannigeen Törf maakt warn, ehr dat all betaalt is. Ick glöv mit de Hännen und de Föt geiht dat Törfmaken bäter!“ — Er kratzte sich bedenklich hinter den Ohren. „Du büst en Döskopp“, sagte der Kutscher Christian Karsten und hieb auf seine Pferde ein.

Es war ein großer Tag, als zum ersten Male auf dem Moor der Schornstein der Lokomobile rauchte, und die Dampfmaschine sich drehte, so etwas gab es in der ganzen Gegend nicht. Es fehlte nicht an neugierigen Nachbarn bei dieser Gelegenheit, und Peter Ottsen zeigte gern die Anlage. Er ließ sie und sich bewundern. Die Jüngeren lobten seinen Unternehmungsgeist und seine Klugheit, und zweifelten nicht daran, daß er viel Geld verdienen würde. Die Älteren drückten sich meist vorsichtiger aus. Man tadelte und krittelte nicht geradezu, denn man konnte ja doch nicht wissen, wie die Sache sich machen würde. Der Angliter ist zurückhaltend und vorsichtig in seinem Urteil. Nur einer schüttelte sehr bedenklich den Kopf, das war der alte Petersen von Wittkiel.

„Ich habe Sie gewarnt und erklärte Ihnen, das würde viel Geld kosten, Ottsen“, sagte er zuerst ganz ruhig.

„Das Geld ist da, Petersen", war die kurze Antwort.

„Ja, es steckt darin, es soll aber wieder heraus."

„Es soll noch viel, viel mehr heraus!"

Ein Wort gab das andere, und als der alte Petersen ging, da brummte er in den Bart: „Ich hätte mein Geld lieber in die Torfkuhle geschmissen, dann wüßte ich doch, wo es läge."

Peter Ottsen lächelte überlegen und meinte: „Jeder kann ja mit seinem Gelde machen, was er will. — Und ich sage Ihnen, das geht noch über Ihre Rieselmethode!"

Herr Merkel arbeitete mit Eifer Tag und Nacht. Die Pressen wollten noch nicht so recht richtig funktionieren, die Schieber gingen schwer und die Manschetten hielten nicht dicht, es mußte noch allerlei daran geändert werden. Darüber verging ein Tag nach dem anderen. Als die Presse funktionierte, war ein Kesselrohr leck, und dann lief sich der Kurbelzapfen der Dampfmaschine warm; das alles war sehr ärgerlich, denn man wollte „die Saison" ausnutzen, man wollte in diesem Sommer noch viele Zentner Torf machen. Aber das seien doch nur alles Kinderkrankheiten, so tröstete man sich. — Hinter dem Moor sah man ein paar Ewer am Strande liegen, die warteten auf Ladung. Sie warteten schon acht Tage, die Fabrik konnte anfangs nur so viel Torf fertig stellen, als der Lokomobilkessel selbst verschlang. Die Drahtseilbahn war auch noch nicht im Betrieb, so mußte denn das erste fertige Fabrikat

per Achse befördert werden, das war sehr umständlich und teuer, aber es ging doch. Schlimmer war, daß so wenig fertige Ware herauskam, daß so große Mengen in den eisernen Magen der Lokomobile wandern mußten.

„Das ist gerade so, als wenn mein August Kirschen pflückt", sagte der alte Peter Thomsen, der mit dem schmalen Spaten die fettglänzenden Soden vom Moorberge abstach und sie auf den Wagen der Feldbahn warf. „Die meisten gehen in seinen Magen und die wenigsten kommen in Mutters Korb!"

„Das wird alles besser, wenn der Kram man erst ordentlich in Gang ist", meinte der Vogt.

Die Lokomobile pustete und dampfte, die hellen Funken flogen aus dem Schornstein, und ganze Aschenberge wurden unter dem Rost herausgeholt; es lag nicht daran, daß die Feuer nicht ihre Ladung kriegten! Die Pressen arbeiteten jetzt auch gut, sie drückten in dickwandigen Zylindern mit eisernen Stempeln die lose Masse zusammen, daß sie steinhart wurde. Das war früher anders. Damals traten Pferde und Menschen den Moorboden mit Füßen und arbeiteten ihn mühsam zu einem gleichmäßigen Brei. Dann wurde dieser von den Tagelöhnern in Formen gestrichen, und die einzelnen nassen Torfsoden wurden in langen Reihen auf dem Grasboden ausgebreitet zum Trocknen. Dann mußten sie von den Tagelöhnerkindern gekantet und gekehrt und endlich zu hohen, luftig durch-

brochenen Türmen aufgeschichtet werden. Man hatte viel Mühe damit, sie trocken zu kriegen, sie mußten oftmals durch die Hand gehen, ehe sie zur Ruhe kamen und im Torfstall der Winterkälte harrten. Damals gab es noch keine Steinkohlen auf dem Lande, und Holz war zu teuer, die kannten die Bauern nur in den Wohnstuben und auch da konnte der Torf nicht ganz entbehrt werden; darum war der Torf fast so nötig wie die Kartoffeln. Peter Thomsens Kinder aber hatten ihre „Torfkasse", da kamen nicht nur kupferne Dreilinge und Sechslinge hinein, sondern auch Silbergeld: Hamburger Schillinge und blanke Taler, denn die kleinen hellhaarigen und barbeinigen Buben hatten flinke Hände und einen geschmeidigen Rücken zum fleißigen Bücken. Das alles war nun vorbei, man brauchte weder die Tagelöhnerfrauen, noch die Kinder von Peter Thomsen, noch des Herrgotts Sonne mehr zum Torftrocknen. Denn alles besorgte die Maschine, sie preßte die Feuchtigkeit aus der Masse heraus. Das ging viel schneller als nach alter Methode, aber es war auch viel teurer.

Die Hängebahn wurde endlich fertig, es war ein Wunderwerk! Von weitem sah man nur einige lange Stangen und eine dünne Linie, die in schlanken Bögen von der Torffabrik bis an den Landungssteg führte. An diesem, kaum sichtbaren Faden entlang glitten die Wagen über das Moor hinweg, immer einer nach dem anderen, stets in gleichmäßigem Tempo, ohne Rast und ohne Ruh'. Mit Befriedi-

gung ſchaute Peter Ottſen am erſten Tage vom Kliff aus dem Transport zu. Er konnte von dort die ganze Luftlinie bequem überſehen und zählte die Wagen, die in der erſten halben Stunde hinübergingen. Nun mußte die Sache in Schwung kommen! Das mußte Geld bringen! — Gleich darauf ſtand aber die Bahn eine Weile ſtill. Dann ging ſie wieder zehn Minuten lang, aber langſamer als vorhin. Immer langſamer wurde ſie, ganz ſchneckenartig zuletzt. Dann ſtand ſie ſtill.

Er lief den Abhang hinunter und ſprang über den nächſten Graben. Nach einigen Minuten war er bei der Fabrik. „Was iſt denn los? Warum ſteht die Bahn ſtill?“ rief er.

„Wird gleich wieder gehen“, tröſtete ihn Herr Merkel, „wir hatten nicht Dampf genug, die Maſchine wollte nicht durchziehen.“

„He kunn dat nich trecken“, erläuterte in populärer Mundart der Heizer den Vorfall.

„Dummes Zeug!“ ſchalt nun der Ingenieur. „Paſſen Sie nur ordentlich auf Ihren Kram, dann wird die Maſchine ihre Pflicht ſchon tun. Es iſt eine 30 pferdige Maſchine, Herr Ottſen, die muß das leicht ziehen. Ganz bequem zieht ſie das! aber Sie müſſen Dampf halten, Frieg Scheel! Dampf müſſen wir haben!“

Da öffnete der zum Heizer und Maſchiniſten avanzierte Schmiedegeſelle Frieg Scheel die Feuertür und zeigte mit breitem Grinſen hinein in die gewaltige Flamme, die vom Roſt aus an den Wan-

dungen der Feuerbüchse emporschlug und durch die Siederohre fuhr. „Mehr geit dor nich in", bemerkte er ruhig.

„Dann wird die richtige Spannung auch schon kommen!" war die überlegene Antwort. „Sie hatten sie nur zu weit herunter gehen lassen. Zehn Atmosphären müssen wir haben. Immer höher hinauf!"

„Acht Atmosphären steht auf dem Kesselschild", bemerkte Peter Ottsen.

„Das macht nichts! — Wenn da acht steht, dann ist der Kessel auf dreizehn Atmosphären geprüft und hält noch viel mehr aus. Mit zehn können wir ruhig fahren. Ich garantiere dafür!" entschied der Ingenieur und drehte mit dem englischen Schraubenschlüssel an der oberen Schraubenmutter des Sicherheitsventils.

„Wenn dat man good geit?" brummte Frieg Scheel und fuhr ängstlich zusammen, als vom Ventil her ein kurzer zischender Ton drang. Merkel tat, als wenn er nichts gehört hätte; das Zischen hörte auf, er hatte das Ventil auf zehn Atmosphären eingestellt.

Der Zeiger des Manometer stieg. Als er auf zehn zeigte, ließ Merkel die Dampfmaschine angehen, rückte den Riemen für die Preßpumpe ein, und gleich darauf auch die Kuppelung für die Seilbahn: alles lief glatt weiter. „Nun halten Sie aber Dampf!" rief er dem Heizer zu.

Frieg Scheel heizte, was er konnte. Der Schweiß lief ihm in schwärzlichen Tropfen von der Stirn und

in den krausen Bart; die Arbeit und die Angst trieben das Wasser heraus. Die Maschine keuchte und stampfte. Wenn der Druck in den Pressen stieg, dann wurde ihr Gang langsamer und stockend, wie bei einem Manne, der eine zu schwere Last mühsam den Berg hinauf schleppt; stoßweise und pfeifend fuhr der in der eisernen Lunge verbrauchte Dampf durch den Schornstein ins Freie. „Steam up!“ schrie Merkel dazwischen. „Steam up, Frieg Scheel!“ — Der schmiß nach Kräften Torf auf den Rost und sah ängstlich nach dem kleinen schwarzen Zeiger des Manometers. Einen Augenblick schien es, als wenn er höher hinauf wolle, und Frieg überlegte schon, ob es nicht klüger sei, dem Ingenieur die Torfschaufel vor die Füße zu werfen und mit der Bemerkung: „Ick heff to Hus Fru un Kinner!“ den gefährlichen Dienst zu quittieren. Er wollte denn doch lieber mit dem schweren Vorhammer vor einem soliden und sicheren Ambos stehen, als hier vor diesem gefährlichen Gesellen! — Aber die Angst hatte ihn wohl getäuscht, denn gleich darauf sah er, daß das Manometer auf neun stand und unaufhaltsam auf acht und auf sieben herunter ging. Nun atmete Frieg Scheel auf!

„Steam up!“ schrie wütend Herr Merkel, denn als jetzt wieder für die Maschine der große Berg kam, kroch sie nur noch so eben. „Donnerwetter, mach' Dampf oder ich schmeiß' Dich hinaus!“

„Allens full Törf!“ berichtete Frieg.

Da nahm der Ingenieur selbst die Torfschaufel,

warf die ganze Feuerbuchse bis oben hin voll und riß dann den Bläserhahn auf, um mehr Zug zu machen. Dichter, schwarzer Rauch quoll aus dem Schornstein und zog wie eine Gewitterwolke über das Moor hin, ein Funkenregen von halbverbrannten Torfteilchen wurde über den aufwallenden Qualm hinweg nach oben geschleudert, unten glühte schon der Schornstein, und züngelnd leckte die Flamme aus dem Krater empor. — Frieg Scheel hatte sich gedrückt, er saß draußen auf einem Torfhaufen, schaute gedankenvoll auf das Loch in seinem Hemdsärmel, das ein herabfallender, glimmender Torfbrocken hineingebrannt hatte und brummte vor sich hin: „Dor kümmt nix nah.“ — „Dat ward all mien Daag nix.“ — Und es schien, als wenn er Recht behalten sollte.

Die Maschine kroch nur noch herum, das Manometer stand auf fünf. Als der Ingenieur die Feuertür aufriß, schlug ihm von hier dichter Qualm entgegen. Die Feuerbüchse war gestopft voll von Torf, aber sie schwelten nur und gaben keine helle Flamme mehr. Der Magen war überladen, er konnte die Kost nicht mehr bewältigen.

Peter Ottsen, der abseits am Graben gestanden und, ohne sich hinein zu mischen, den ganzen Vorgang betrachtet hatte, kam nun heran gegangen; halb neugierig, halb höhnisch fragte er:

„Na, nun geht die Karre wohl gar nicht mehr, da muß ich wohl das Butterpferd vorspannen lassen!“

Ärgerlich antwortete der Ingenieur: „Na, denn

lassen Sie den Schinder mal herholen, dann kann ich ja nach Hause gehen."

„Richtiger wäre es wohl, wenn Sie erst Ihre großen Versprechungen wahr machten!" Peter Ottsen überkam das unheimliche Gefühl, als ob das nie geschehen würde, und aus dieser Stimmung kam das harte Wort: „Sie haben mich da schön hineingelegt!"

„Davon verstehen Sie nichts!"

„Sie anscheinend auch nicht, das ist eben das Schlimme."

Das war die Einleitung zu einem Riesenkrach, der allerdings am Abend, als Herr Merkel abreisen wollte, wieder oberflächlich beigelegt wurde. Die junge Frau flickte mit geschickten Worten den Riß. Der Ingenieur ließ sich besänftigen, und Peter machte gute Miene zum bösen Spiele, denn er brauchte den Mann zu nötig.

Herr Merkel bastelte nun weiter an der Anlage herum und Peter Ottsen mußte Geld schaffen, so ging der Sommer hin, ohne daß etwas erreicht wurde.

Dreizehntes Kapitel.

St. Pauli! Jeder Seemann, der mit seinem Schiff an den Hamburger Quais gelegen hat, kennt den Namen, aber oft sagt er „St. Liederlich."

Seit dem Zollanschluß ist freilich manches anders geworden als früher; die Segelschiffe liegen jetzt nicht mehr in langen Reihen an den „Vorsetzen" entlang, sondern haben andere Plätze bekommen, weitab von St. Paulis feucht-fröhlichen Fluren. Dadurch ist das Hafenbild ein ganz anderes geworden, auch St. Pauli selbst hat ein anderes Aussehen bekommen nach dem Zollanschluß.

Hans Thordsen war Matrose auf dem Hamburger Vollschiff „Pompejus", das kam kurz vor Ostern mit einer Ladung Chili-Salpeter von Iquique. Als sie in die Elbe einfuhren kam ihnen schon der Schlepper der Rhederei entgegen, die schwere Schlepptrosse wurde an Bord gezogen und am Poller festgemacht, dann gings per Dampf die Elbe aufwärts.

Flach breitet sich an beiden Ufern das Land aus. Hinter den Deichen, gegen Strom und Flut geschützt, liegen die Häuser mit ihren grauen Stroh-

dächern, die Gärten mit ihren vielen Obſtbäumen, grüne Wieſen und braune Ackerfelder. Dann verengt ſich der Strom. Von links her treten Höhenzüge, die hinten am Horizonte in grauem Dunſt gelegen haben, bis hart an den Strom heran. Der Süllberg ſendet den Heimkehrenden ſeinen Gruß und von Blankeneſe herüber winkt man zum Willkommen. In der Ferne taucht dann der St. Michaelisturm auf, ſein grüner Hut hat einen leuchtenden weißen Rand von friſchem Schnee, der blitzt und flimmert im ſcheidenden Abendſonnenſtrahl. — —

„Hallo, der große Michel!“ rief der Mann am Ruder. „Heute Abend gehts nach St. Liederlich.“

Über Hamburg lag eine Dunſtwolke. Sie verſchwand in der hereinbrechenden Dämmerung vor den Blicken der Heimkehrenden. Man ſah nur den Lichtſchein über dem Häuſermeer. Der wurde größer und heller, freundlich grüßten die vielen Laternen und Ladenfenſter, als das Schiff an Altona und St. Pauli vorüberfuhr. Es war dunkel auf dem Strom, als der „Pompejus“ die Troſſe des Schleppers ſchlippen ließ und am Duc d'Alben feſtmachte, dicht hinterm Hafentor. Wer nicht zur Wache gehörte, und wer ſonſt es irgendwie möglich machen konnte, der ging dieſen Abend noch an Land.

Hans Thordſen und ſein Maat Theodor Fein waren die letzten, die fort gingen.

„Zuerſt muß ich mir Draht holen bei Vater Toſtedt, komm' man mit“, ſagte Thetje Fein, als ſie bei der St. Pauli-Landungsbrücke aus der Jolle ſtiegen.

„Dann kriegst Du auch gleich Deinen Daler wieder, den Du mir geliehen hast", setzte er aufmunternd hinzu. Das war ein Grund, der sich hören ließ. Beide steuerten also nach der Erichstraße, nach einem Hause, an dessen Parterre groß und deutlich angeschrieben stand: „Heinrich Tostedt, Schlaf- und Heuerbaas." An den Fenstern war noch mancherlei mehr zu lesen: „Englisch spoken here." „Her tales dansk", usw.

„Hier sind wir an der Quelle", schmunzelte Thetje Fein. Mit raschem Schritt und kräftigem „Gut'n Amd, allzusammen", trat er hinein in die Gaststube.

Einen Augenblick schaute die Frau, die mit einigen Bierseideln im Zimmer stand, den Eintretenden an:

„Süh mol door, Thetje Fein!" rief sie dann so vergnügt, als ob es für sie keinen willkommeneren und lieberen Menschen auf der Welt gäbe. Sie schüttelte ihm die Hand, fragte nach Bekannten und versicherte ein über das andere Mal:

„Junge, Junge, wat ward Vadder sick freuen, dat Du wedder hier büst."

So wurde nämlich jeder wiederkehrende Gast empfangen und aufgenommen, der früher gut verzehrt und gut bezahlt hatte. „Watt wist Du drinken, mien Jong?" hieß es dann.

„Geld muß ich haben, Geld!" platzte Thetje gleich heraus.

„Kannſt Du auch kriegen, mien Jong, kannſt Du ja allens haben. Wieviel ſoll es denn ſein?“

„Zwanzig Meter“, ſagte Thetje lakoniſch.

„Natürlich, mien Jong, ſollſt Du zwanzig Mark haben. Abers iß und trink hier man erſt en büſchen. Was wiſt Du denn eſſen?“

„Böffſtöck, und' ne Salzgurke, aber ſchnell!“ forderte Thetje, und als „Mudder“ forteilte, rief er ihr noch nach:

„Zweimal! Mein Maat hier hat auch Hunger.“

„Für mich nicht“, wehrte Hans Thordſen ab, aber es war ſchon zu ſpät. — Gleich darauf ſtand auch ſchon Bier vor den beiden. Als am Nebentiſch einige Leute, die hier ſchon länger vor Anker lagen und nach paſſender Heuer ausſchauten, etwas von großem Durſt und wenig Geld verlauten ließen, da wurde nicht lange gefackelt. „Mudder“ mußte gleich eine Runde bringen und tat es auch gern. Für Thetje Fein wurde im Hauptbuch ein Konto eröffnet, ſein Bett ſtand bereit, denn ſobald abgemuſtert war, wollte er natürlich herziehen. Mit Hans Thordſen war vorläufig kein Geſchäft zu machen, der wollte erſt mal nach Hauſe reiſen, wurde aber freundlichſt und dringendſt eingeladen, nachher hier zu wohnen. „Bald muß der „Poſeidon“ von Singapore kommen, Käppen Homann is en alten Freund von uns, da könnt ihr beide zuſammen wieder anmuſtern“, meinte Mutter.

Die Schluckſpechte am Nebentiſch horchten hoch auf. Sie waren von Tag zu Tag, von Woche zu

Woche, erſt auf die „Raguſa“ und nun auf den „Poſeidon“ vertröſtet, und rechneten ſtark darauf, bald fortzukommen, denn ſo ohne Geld in Hamburg herumzubummeln machte keinen Spaß.

„Verdammi!“ brummte ein langer, verwitterter alter Matroſe und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. „Vom „Poſeidon“ höre ich nun ſchon ſo lange tuten, aber er kommt nicht in Sicht.“

„Man ruhig, alter Eisbär, man ganz ruhig!“ ermahnte Mutter Toſtedt. „Wenn Du alter Vollgießer nicht in den erſten drei Tagen faſt Deine ganze Heuer mit dem Mädchen verzwutſchſt und durch Deine lange Gurgel gejagt hätteſt, dann brauchteſt Du nun nicht hier trocken zu ſitzen.“

„Das Lied kenne ich auch ſchon“, rief der Alte.

„Wenn Ihr Geld habt, dann ſeid Ihr verrückt“, fuhr Mutter Toſtedt eifrig fort. „Hätteſt Du mir das Geld zum Aufbewahren gegeben, dann hätteſt Du noch was und könnteſt hier gut leben.“

„Das iſt ganz einerlei“, knurrte ärgerlich der Matroſe. „Das Geld muß doch erſt weg, und Schulden muß man auch haben, eher kriegt man hier keine Heuer.“

„Süh mal, süh!“ begehrte nun Mutter Toſtedt auf, ſtemmte die dicken Arme auf die breiten Hüften und trat vor den Krakehler hin. „Süh mal, süh! — So einer büſt Du! — Erſt verſäuft er ſein Geld bei anderen Leuten und dann will er in unſerem Haus uns noch ſchlecht machen! Das paßt mir grade. Na, laß man Vatern kommen, dann ſollſt Du mal den

Wind von vorne kriegen. Der ſoll Dir mal den Kompaß regulieren! — Du büſt ja en großen Sleef! — Den will ich nicht länger durchfüttern, wo ich mir ſo an argern muß!“

„Na, man nicht ſo bös“, begütigte nun der Aufſäſſige. „So ſchlimm war das nicht gemeint.“ Ihr Kopf war dunkelrot geworden, und ſie wollte gerade zu einer neuen Rede anſetzen, da bat der Alte: „Sei man wieder gut, Mutter! — Wenn ich angemuſtert habe, gibts ja Vorſchuß auf die Heuernote, und dann wird alles glatt gemacht.“

Die Falten auf der Stirn der Wirtin glätteten ſich etwas, aber aus den Augen blickte noch der Ärger.

„Dann geb' ich auch noch 'ne Bowle Punſch aus“, fuhr er fort und erreichte dadurch, daß Mutter Toſtedt in richtiger Selbſterkenntnis ſagte: „Man tut ja doch was man kann und will ja bloß Euer beſtes.“

„Das Geld“, dachte Hans Thordſen, ſagte aber nichts.

Nach einer Weile bekam der unzufriedene Gaſt ſogar noch ein Glas Bier, dafür wurden aber zwei Striche ins Hauptbuch gemacht, einer fürs Bier und einer fürs Riſiko. Mutter Toſtedt beruhigte ihn auch noch durch das Zugeſtändnis: „Ein Seemann auf Land und ohne Geld, das iſt gar nichts! Du haſt Recht. Ich muß heute Abend noch mit Vatern ſprechen, daß er Rat ſchafft und Du fortkömmſt. Sonſt könmſt Du zu doll in Schulden. Das geht nicht mehr!“

Thetje Fein und Hans Thordſen hatten ſich inzwiſchen ihr Abendeſſen gut ſchmecken laſſen. Hans wollte ſeine Portion bezahlen, das litt aber ſein Maat nicht. „Hier bin ich zu Hauſe“, behauptete er. Mit zwanzig Mark in Kleingeld und der freundlichen Mahnung verſehen: „Kommt man nich ünner de Torfewers!“ zogen beide los.

Zuerſt ging es nach „Cap Horn.“

Das Südkap von Amerika hat ſchon vielen braven Seeleuten Kummer gemacht. Schwere Stürme und die ſich gegen einander aufbäumenden Wogen zweier Weltmeere ſchafften ihnen böſe Tage und ſchlechte Nächte. Manches ſchöne Schiff iſt dort am öden Felſenriff geſtrandet, und die Beſatzung war froh, wenn ſie ihr nacktes Leben rettete. Auch um St. Paulis „Cap Horn“ herum gibt es Stürme, Klippen und mancherlei Gefahren. Mit vollen Segeln, bramſig und krätig, kommt Jan Maat angefahren, mit ſtarker Schlagſeite zieht er nicht ſelten weiter und kann froh ſein, wenn er ohne Lotſen ſeinen Kurs finden und in ſeiner Koje vor Anker gehen kann. Mancher treibt ſteuerlos umher und muß ins Schlepptau genommen werden, mancher wird im Nothafen der nächſten Polizeiwache vertäut. Am nächſten Morgen, wenn der Sturm ausgeraſt hat und der Nebel verflogen iſt, bezahlt er ſein Liegegeld und läuft wieder aus in die See, die ſo viele falſche Lichter und Lotſen hat.

Es iſt Sonnabend. In „Capſtadt“ iſt volles Leben. Arbeiter kommen und gehen; einige ſind

noch schwarz von der Arbeit und tragen ihren Kaffeetank und ihren Futtertopf am Riemen über den Rücken gehängt; andere sind schon in der Sonntagskluft und haben den Bibi unternehmend aufs Ohr gedrückt. Vor dem Schanktisch stehen die Leute in dichter Reihe und „stärken sich." — Drei Gehilfen, kräftige Gesellen mit aufgekrempelten, weißen Hemdärmeln, damit die muskulösen Arme zu sehen sind, mit kurzem Stiernacken und breiter Brust, die richtigen Athlethenfiguren, arbeiten mit Fässern und Flaschen, mit Seideln und Gläsern. Sie schwingen ihr Handwerkszeug so fix und flink, daß es Spaß macht, es mit anzusehen. Sie können aber auch mit gleicher Fixigkeit einen unliebsamen Gast hinausbefördern, auch das macht ihnen Spaß!

Der Wirt wird Fietje Fettback genannt, wenn ers nicht hört, — sonst heißt er Herr Guhlmann. Seine Freunde und besseren Kunden reden ihn kurzweg Fietje an. Er steht wie ein Feldherr auf seinem Posten: man sieht ihn bald die Burschen zu reger Tätigkeit anfeuern, bald freundlich und bedächtig durch das Lokal schreiten, hier mit jovialem Lächeln die alten, gut zechenden und zahlenden Bekannten grüßend, dort einen säumigen Kunden mild oder energisch mahnend, hier mit einem Scherzwort die Unterhaltung belebend, dort mit kühlem Blick die etwas zu wild aufwallende Spiritushitze dämpfend. Sein Getränk ist nämlich „gut und kräftig", es bringt den Leuten ins Herz, es treibt das arbeitsträge Blut rascher durch die Adern und ins Gesicht.

Zuweilen trinkt Fietje Fettback auch ein Glas Grog mit, aber das kommt ſelten vor und gilt als eine beſondere Ehrung, darauf kann der Gaſt wirklich ſtolz ſein. Er gießt dann etwas Rotwein in ſein Glas und nicht zu wenig Waſſer. — Sein Arzt hat's ihm nämlich verboten, viel zu trinken, ſagt er. — Aber ſeinen Gäſten gibt er gutes Maß und den Grog „recht nördlich."

Die beiden Matroſen, die eben eingetreten ſind, grüßt er ſo vertraut, als wenn er ſie ſchon lange kennt. Auf Thetje Fein verfehlt ſo etwas nicht ſeine Wirkung, er flüſtert Hans Thordſen zu: „Siehſt Du, Fietje Fettback kennt mich doch gleich wieder. Hab' hier auch manchen Grog früher verknackt. — Der hält was auf ſeine Kunden."

Hans Thordſen ſagt nichts, es ſteckt in ihm immer noch ein gut Stück von dem vorſichtigen Angliter, der ſich nicht gern etwas unechtes in die Hand ſtecken läßt und ſehr freundliche Leute ein bißchen ſchief von der Seite anſchaut.

Beide ſetzen ſich im Hintergrunde an einen Tiſch und trinken ihren Grog. Thedje Fein erzählt von ſeinen früheren Fahrten und Erlebniſſen mit Hamburger Kökſchen und anderen Vertretern der holden oder leichtlebigen Weiblichkeit, die er auf den „Salons" kennen und lieben gelernt hatte.

Im Lokal bilden ſich hier und da dichte Gruppen; es wird politiſiert und gelacht, mit den Händen gefuchtelt und mit den Füßen geſtampft, leere Gläſer wandern an die Tonbank und volle kommen zurück.

An den Tiſchen ſpielt man Skat und Sechsundſechzig, oder würfelt „hohe Hausnummer“, und „Paſch ſequens, keins von beiden.“ Verliert einer, ſo gibts immer wieder eine neue Runde — immer noch „zum Abgewöhnen.“ Der Qualm von Zigarren und Kalkpfeifen ſteigt empor, miſcht ſich mit dem Dunſt der warmen Grogs und mancherlei anderen Gerüchen. Schwere Wolken lagern an der Decke und wirbeln um die Flammen der Gasarme.

Die Uhr ſchlägt zehn, man hört es nicht im Stimmengebraus, denn immer dichter füllt ſich das Lokal. Es kommen ſtets neue Gäſte, die „noch einen mitnehmen“ wollen, bevor ſie nach Hauſe gehen; denn in „Capſtadt“ gibts bekanntlich den wirkſamſten Schlummergrog. Die Köpfe werden rot, die Augen gläſern und ſtier. Die Stimmen klingen rauh und heiſer — man muß der Luſt doch kräftig Luft machen! — Wo ſind ſie nun geblieben, die Sorgen, die manchen der Gäſte die ganze Woche bedrückten, die mit ihm aufſtanden, die an ſeinem Arbeits- und Mittagstiſch neben ihm ſaßen und abends mit ihm zu Bett gingen? Er hat ſie fortgeſchwemmt, der Allerweltströſter, der dort in den großen Fäſſern aufbewahrt wird, und den man ſo leicht und bequem haben kann, wenn man nur Geld in der Taſche hat. Das iſt ſo einfach und ſo handlich, ſo einladend und verlockend! — Ein Glas, und leichter wird's droben im Gehirnkaſten; nicht mehr ſchwarz und dunkel zeigt ſich die Zukunft. — Noch eins! — Nun dämmert ſchon ein Ausweg aus der Not und Bedrängnis; wie konnte

man ſich die Woche lang zu Hauſe und bei der Arbeit nur ſo viel Sorgen machen, um ſo alltägliche Sachen! — Noch eins! — Wo iſt er denn nun, der läſtige Geſelle, der täglich ſich einſtellte, um einem das Leben zu vergällen und zu verbittern?! Seine mißtönende Stimme iſt verklungen im fröhlichen Lärm, ſein Geſicht hat ſich ganz verändert und verwandelt. Hinter den großen Fäſſern ſchaut er liſtig lächelnd hervor, als wollte er ſagen: Du Narr, ſorge Dich nicht um mich und nicht um morgen! — Noch eins alſo! — So, nun kann man ſchon mit einſtimmen in den Chor: „Brüder, laßt uns luſtig ſein!“ — Nun weitet ſich die Bruſt. Nun fallen die Gewichte und Ketten, nun wird der Menſch frei und froh, mutig und ſelbſtbewußt. — —

„Was hat Dein Meiſter geſagt?“

„Na, ſo was laß ich mir nicht bieten!“

„Ich auch nicht!“

„Wenn mein Meiſter das ſagt, dann hau' ich gleich in'n Sack!“

„Dem will ich Montag aber mal die Wurſt anſchneiden!“

„. . . . . Meine Frau, meinſt Du? Die hat nichts zu ſagen.“

„Wer mir zu nahe kommt, der kriegt ſeinen Flicken.“

„Ich laß mir von keinem was erzählen.“

„So'n Kerl als wie ich, der kann überall ſein Geld verdienen!“

„Wer redet da von nach Hauſe gehen? Noch

lange nicht! Man muß sich die ganze Woche von früh bis spät schinden und plagen, heute wollen wir lustig sein. Heute wollen wir unseren Spaß haben. Hurra! — Hoch! — Was sind wir doch für fixe Kerls!"

So gehts heute, so lange noch Geld da ist.

Ein langer Schiffsmaler mit schwarzem Schlapphut lehnt neben der Tür. Er war nachmittags schon da; er würfelte und trank und war einer der lautesten und übermütigsten. „Karl, gib' noch 'ne Runde aus!" drängt sein Nebenmann. Er lacht blöde und greift tastend in die schmierige Tasche. — Es ist noch Geld drin. „Sechs, acht, zehn Glas Grog!" ruft er laut und gröhlend . . . . .

Er muß trinken. Im Hintergrunde lauert eine dunkle Gestalt, die will sich auf ihn stürzen, ihm ins Ohr schreien, daß er ein Narr und ein Lump ist. Wenn er trinkt, wagt es sich nicht her, dies graue Elend. Aber morgen früh, ehe er aufwacht, sitzt der Plagegeist schon auf der Bettkante. Und wenn es in seinem Hirn zu dämmern anfängt, dann sieht er durch den trüben Schimmer hindurch den schwarzen Schatten des Wartenden. Er mag die Augen nicht öffnen, er will nichts sehen. Nur so hindämmern möchte er, gar nicht mehr in das helle Licht schauen. Er weiß es ja, daß, sobald er die Augen öffnet, der andere, den er ersäufen und ersticken wollte, ihn höhnisch angrinst: „Ja, alter Freund, da bin ich wieder!" Er dreht sich auf die andere Seite und will schlafen. Aber der andere wankt und weicht nicht,

er ſetzt ſich ihm ſchwer auf die Bruſt und ſchnürt ihm den Hals zu. Stöhnend wälzt ſich der Unglückliche hin und her, aber der Feind läßt ſich nicht abwälzen, er iſt immer wieder oben und ſitzt ihm an der Kehle. Er hält ihm den Spiegel vor, den alten, zerbrochenen, fleckigen Spiegel, und zeigt ihm ein Geſicht: ein anderes, als er abends im großen Spiegel des Capſtadt-Wirtes ſah. Nicht ſo rot und lachend iſt es, ſondern fahl, verdroſſen, übernächtigt. Dann füllen ſich die Augen, die geſtern ſo übermütig und herausfordernd Freund und Feind muſterten, mit Tränen der Scham und der Reue. Sein Blick fällt nicht mehr auf glänzende Spiegelſcheiben, auf Marmorplatten und das wohlgenährte, lächelnde Geſicht des Wirtes, er ſieht vor ſich den armſeligen Hausrat, die dürftige Kleidung der verſchüchterten, hungrigen Kinder und das ſorgenvolle Geſicht des verkümmerten Weibes. Das iſt der Sonntagmorgen! — Fort mit den Gedanken heut abend! — Fort damit, ſo lange der braune und goldene Trank im Glaſe funkelt und ſo lange die Freunde da ſind, die mittrinken und mitlachen! — —

Ein Schuſter, der für den Wirt die Stiefel flickte und ſtets hier ſeinen Verdienſt nebſt Unkoſten gewiſſenhaft abtrank, meiſtens ſchon im voraus, war heute auch hergekommen; er hatte ſich zu den beiden Seeleuten an den Tiſch geſetzt. Einige andere Matroſen, die gerade abgemuſtert und nun die Taſchen voll Geld hatten, mußten in „Capſtadt“ erſt ihre richtige Ladung nehmen, ehe ſie draußen ſcharf in den Wind

halten konnten. Allerlei kleine läſtige Bedenken, die ſie noch von Muttern mitgenommen hatten, mußten erſt über Bord geſpült werden. Dazu war der Grog gut. Vier — fünf — ſechs Glas davon, dann dachte man nicht mehr an Muttern und ihren ganzen Hühnerkram, dann flackerten die Augen umher an den Straßenecken, und man kreuzte kühn durch die gefährlichſten Gegenden. Aber erſt trinken! Nun ging es hoch her.

Zuerſt trank der Schuſter „für naß“ mit und belachte pflichtſchuldigſt jeden Witz ſeiner Wohltäter, auch wenn er ſelbſt die Zielſcheibe desſelben war. Nachher, als der Grog ihm zu Kopf ſtieg, wurde er aber großartig und wollte weder für einen kleinen Flickſchuſter gelten, noch ein armer Freiſchlucker ſein. Er warf einiges Kleingeld auf den Tiſch, das er eben vorher eingenommen, und das ſeine Frau ſchon vorweg verausgabt hatte. Der Schuſter ließ nun ebenfalls Getränk anfahren.

Zwei Süßwaſſer-Schifferknechte geſellten ſich hinzu, von denen der eine furchtbar von ſeinen Seefahrten renommierte, obgleich er nie ſonſt Salzwaſſer gerochen hatte, als in der Kombüſe ſeiner Schute, wenn Stockfiſche aufgeweicht wurden. Er hatte ſchon im Indiſchen Ozean Haifiſche geangelt, acht Wochen nur von „Swiet Potätos“ und ſalzen Speck gelebt und elfmal die Linie paſſiert. Einmal war ihm ſein Schiff von einem engliſchen „Mänowor“ in der Mitte glatt durchgeſchnitten, er hatte das Hinterende aber noch glücklich auf Grund geſteuert.

Zweimal war sein Schiff an der chinesischen Küste von Räubern angegriffen und beinahe geentert worden, wenn nicht er — Hein Möller — das Schiff so schlau und tapfer verteidigt hätte.

Hans Thordsen hörte lächelnd zu und warf nur ab und zu eine höhnische Bemerkung dazwischen: „Dat stimmt", bestätigte er. „In Shanghai hebbt se mi en poor mol dit Stück von Hein Möller vertellt. Dat freut mi bannig, Hein, dat wi us hier drapen!"

Die anderen verstanden den Witz und lachten. Hein Möller hielt das in seinem Eifer für Bewunderung und Beifall, er wurde daher immer kühner. Da das Lügen aber durstig macht — wie die tägliche und nächtliche Erfahrung an vielen Stammtischen bestätigt — so vergaß Hein Möller auch das Trinken nicht. Das alles machte ihn immer selbstbewußter und unternehmender. Er kannte alles besser als „die jungen Kerls von heute", die von Passaten und Wendekreisen nichts verstehen, die kein Eselshaupt von einem Bootsdavit unterscheiden, die nicht segeln und nicht steuern können. — Er — Hein Möller — hatte wohl hundert mal bei Sturm und dichtem Nebel sein Schiff nur nach dem Kompaß längs der englischen Küste entlang und durch den Kanal gesteuert, während sein Käppen besoffen in der Kajüte gelegen hatte.

Da lachte der Schuster so recht höhnisch und dachte bei sich, nun sei es Zeit, daß er seinen Trumpf drauf setze.

„Das ist wohl 'n anderer Kanal gewesen als der englische", fing er vorsichtig an

Der Schiffer lächelte verächtlich: „Du Schoster!"

„Du büst mir 'n feinen Seefohrer!" fuhr nun der beleidigte Risterer auf: „Erst gestern hab' ich Dich mit Deiner Dreckschute beim Staatsbagger 4 liegen sehen, drüben auf der anderen Seite, bei Kuhwärder, im Guano-Fleet! — En langen Staken hatt'st Du da in der Hand und schobst fullspied an der Kante entlang. Auf solchem Kanal kann ich auch hinaus und hinein finden ohne Kompaß, wenn ich auch man en Schuster bin un kein Schiffer!"

Ein mächtiges Gelächter der befahrenen Seeleute lohnte diese treffliche Rede Am lautesten lachte der Schuster selbst. — Aber nicht lange.

Das Gewirr von Stimmen wird plötzlich von einem lauten Aufschrei übertönt, dem dumpfes Gepolter und ein Klirren und Klingen von zerbrochenen Gläsern folgt. Es entsteht ein Drängen und ein Stoßen, man hört wüstes Fluchen und Schimpfen, man sieht hoch erhobene, geballte Fäuste, und im wirren Knäuel schlagen und würgen sich die Kämpfenden. — Ehe sich nämlich der witzige Schuster dessen versah, hatte ihn der Schifferknecht mit der geballten Faust ins Gesicht geschlagen, daß er rückwärts überkollerte und den Tisch mit sich umriß. Im nächsten Moment war eine flotte Prügelei im besten Gange, bei der der Angreifer am schlechtesten wegkam. Ein dichter Ring umschloß die Kämpfenden. Sogleich aber drängten sich mit kräftigen Püffen die Gehilfen

von Fietje Fettback durch die Umstehenden, im Handumdrehen hatten diese drei „Bärenbengels“ die Schifferknechte und den Schuster aus dem Lokal expediert. — Sobald es „anstandshalber“ geschehen konnte, verließen dann auch unsere beiden Seeleute die gastliche Stätte.

Nun war die rechte Stimmung auch bei ihnen da. Man war nur zweifelhaft, ob man nach Koppelmanns Salon oder zu Emma Bergdörfer gehen sollte. Thedje hatte Neigung, „einen abzupedden“, so'n recht langsamen Walzer, mit Gefühl und krummen Knien, bald geradewegs vorwärts trippelnd, bald rechts um, bald links um; das war sein Fall. — Aber Hans Thordsen wollte nicht mit, er war kein Freund vom Tanzen, er hatte von Haus aus zu wenig Sinn für das Galante und war auch etwas steif. Vor allem der Walzer machte ihm Schwierigkeiten, da konnte er nie so recht den Anfang finden, und wenn ihn jemand anecke, war er sofort aus dem Takt. Lieber nicht! — Also ins „Konzerthaus“.

An der Kasse bezahlten sie ihr Eintrittsgeld, dann öffneten sich die Türen des Kunsttempels, und ein ganz anders Bild als bei Fietje Fettback bot sich ihren Augen. Hier war alles nobel! — An kleinen Tischen saßen die Gäste, meist junge Leute: Kaufleute und Bürgersleute, auch einzelne Seeleute und Soldaten — vom Feldwebel abwärts. Hier und da saß auch ein alter Graukopf und tat, als ob ihn die Sache wenig anginge oder als ob seine Zeit

noch nicht gekommen sei. Das grelle Licht der strahlenden Kronleuchter blendete die beiden Ankömmlinge, sie mußten sich erst an die Eleganz gewöhnen und drückten sich bescheiden auf ein Sofa nicht weit von der Tür. Ein Kellner im Frack von etwas gräulicher Farbe, mit Glanz und stark ausgegriffenen Knopflöchern, erkundigte sich nach den Wünschen der Herren: Bier mußte es nun sein.

„Das ist ein anderer Kram hier als in Antwerpen, wo sie immer die Tür aufreißen und die Gäste reingröhlen, hier ist es nobel!“ lobte Thedje Fein. „Und Geld haben wir auch. Hier bleiben wir 'n bischen!“

Hans Thordsen sagte nicht viel. Ein Komiker trat auf und stellte einen Rekruten vor, der gewaltig an Heimweh litt. — Er spielte eine unglaublich krumme Figur und konnte sein Gesicht in die erbarmungswürdigsten Fassons und in die dümmsten Falten legen. Alles lachte und applaudierte nach Leibeskräften. Thetje Fein war ganz aus der Tüt vor Vergnügen. Hans Thordsen verzog keine Miene und doch wandte er keinen Augenblick die Augen von der Bühne. Er war sogar zuletzt aufgestanden und einige Schritte vorwärts getreten, um besser über die Zuschauer hinwegsehen zu können.

Eine der Sängerinnen, die zusammen mit sechs anderen „Singvögelchen“ auf der Bühne gesessen hatte, als die Seeleute ankamen, und dann dem Mann der geschäftsmäßigen Witzigkeit das Feld der Ehre geräumt hatten, fesselte anscheinend die Auf-

merkſamkeit von Hans Thordſen. Sie ſtand hinter einer Kuliſſe in läſſiger Haltung und ſpielte mit ihrem Fächer. Nur von der äußerſten linken Seite aus, wo die Seeleute und noch einige junge Leute ſaßen, konnte man ſie ſehen. — Ein junger Mann mit blank friſiertem Haar und grellbuntem Schlips warf ihr eine prächtige, hellgelbe Roſe zu, die er ſoeben von einer in dieſen Lokalen hauſierenden, unechten Vierländerin gekauft hatte; ſie fiel dicht neben ihrer Hand aufs Klavier. Mit gut nachgemachter Gleichgültigkeit nahm ſie die Blume und neigte kaum merklich das Köpfchen zum Zeichen des Dankes. Dann hob ſie den vollen, weißen Arm und ſteckte ſich die Roſe in ihr krauſes, rotes Haar, das hoch getürmt ihr etwas ſcharf geſchnittenes Profil umſtrahlte. Plötzlich wandte ſie den Kopf und warf einen Blick in den Zuſchauerraum. Ein leuchtender Blitz aus den dunklen Augen flog hoch über den erwartungsvoll aufſchauenden Blumenſpender hinweg bis in die äußerſte Ecke des Saales. Er traf Hans Thordſen! — Der hatte die ganze Zeit keinen Blick von der blendenden Erſcheinung abgewandt, die im Flimmer und Flitter des Tingeltangelglanzes ihre Reize zur Schau ſtellte. Als nun dieſer Blick ihn traf, als ſie Auge in Auge ſich ſchauten — einen Moment nur! — da wußte Hans Thordſen, daß er ſich nicht getäuſcht hatte. Es war der Birkfuchs, der dort ſtand!

Zwar hatte er dies krauſe Gold noch nie ſo kunſtvoll aufgebaut geſehen, aber der eigenartige Glanz

hatte ihm gleich in die Augen gestochen. Und nun der Blick! Ja, es war wahrhaftig Meta Norgaardt.

Früher, als der Birkfuchs sich im Moor und am Strande herumtrieb oder auf dem Felde Heu und Korn laden mußte, da war ihre Gesichtsfarbe allerdings nicht so hell gewesen. Damals hatte sie derbe Sommersprossen um der Nase herum, auf der Stirn und den Backen gehabt, davon war jetzt nichts mehr zu sehen. Was dem Teint an blendender Frische noch fehlte, das hatte wohl die Puderquaste liefern müssen. — Sie hatte früher im einfachen, eingemachten Kleide allerdings auch recht hübsch ausgesehen, anders aber stand ihr doch der dunkelbraune Sammet, der nur bis zu den Knien reichte und kräftige Formen frei ließ.

Ein eigenartiges Lächeln flog über Hans Thordsens wetterharte Züge, als er das sah. — Da hätte sie früher auch nicht nötig gehabt, so spröde zu tun, damals, als er sie hochgeschürzt und tiefgebückt beim Kohlschneiden belauscht hatte.

„Du, Hans, die Sängerin da, die rote, die seitwärts steht, die ist nicht ohne", meinte Thetje Fein. „Wir wollen mal ein bißchen weiter nach vorn zu. Trink' aus, wir suchen einen besseren Platz." — Hans Thordsen war's recht. Sie gingen ganz nach vorn. Die Sängerin aber war hinter der Kulisse verschwunden. Eine kurze Pause trat ein, während der ein hagerer und allzeit durstiger Klavierspieler ein Potpourri herunter hämmerte. Die Gäste sangen natürlich mit, was sie gerade konnten. Dann

rauſchte der Vorhang wieder empor und ſechs Damen ſaßen auf der Bühne. Abwechſelnd traten ſie vor die Rampe und ſangen einzeln oder zu zweien. Als eine der letzten trat der Birkfuchs auf. Sie hatte es vermieden, den Blick dorthin zu richten, wo die beiden Seeleute ſaßen, ſie ſchenkte ihre Aufmerkſamkeit jetzt anſcheinend dem jungen Mann, der ihr vorhin die Roſe zugeworfen hatte.

Das ärgerte Hans Thordſen nun doch. „Du, weißt Du was?“ rief er ziemlich laut ſeinem Kameraden zu, „die Rote kenn' ich!“

„Woher denn?“

„Die iſt mit mir zur Schule gegangen.“

„Menſch, da müſſen wir uns 'ranmachen!“

„Fällt mir gar nicht ein!“

„Warum nicht, das iſt ja 'ne famoſe Deern.“

„Aber 'n Racker, nimm Dich in acht!“

Das letzte war wieder leiſer geſprochen, denn die Sängerin hatte ihr Lied begonnen. Es war ein däniſches, zu jenen Zeiten recht bekanntes Tingeltangellied. — Es ſollte ſchelmiſch vorgetragen werden; die Sängerin nahm die Sache von der ernſten Seite. Sie verzog keine Miene zum verheißungsvollen Lächeln. Unter den dicht zuſammengewachſenen Augenbrauen blitzten zuweilen die Augen in eigenartigem, tückiſchem Glanz nach Hans Thordſen hinüber. Aber aus der Kehle kamen helle Töne. Das klang anders als die geſchäftsmäßig ſchmachtenden oder übermäßig forcierten Liebesklänge aus den ausgeſungenen Stimmorganen der Nachbarinnen.

„Die hat nicht nur Gold auf dem Kopf, die hat's auch in der Kehle", hörte Hans Thordſen am Nachbartiſch den jungen Mann mit dem bunten Schlips ſagen: „Zwar keine Routine, aber friſche Ware", taxierte mit Kennermiene ſein Nachbar, ein in dieſer Gegend bekannter und wohl angeſehener Senatorsſohn. „Iſt noch nicht lange beim Geſchäft."

„Die nehmen wir zum Abendeſſen mit", entſchied der Freund. Der andere nickte verſtändnisvoll, er zog ſeine Karte, ſchrieb ein paar Worte darauf und gab ſie mit der nötigen Anweiſung einem Kellner.

Das Lied war zu Ende, die meiſten Gäſte klatſchten Beifall, der mit dem bunten Schlips am lauteſten, er hielt erſt auf, als die ſechs „Singvögel" zuſammen aufſtanden und nun gemeinſam mit dem Komiker und einem anderen „berühmten Liederſänger" ein patriotiſches Lied ſangen. Dann fiel der Vorhang.

„Mehr Feuer und Leben!" ermahnte die dicke Direktorin nachher die „Dänin." „Sie müſſen die Gäſte anſehen, bald hierin, bald dorthin, dann dieſen und dann jenen. So recht freundlich müſſen Sie dabei ausſehen, daß jeder glaubt, ſie hätten's gerade auf ihn abgeſehen. Das müſſen Sie noch lernen."

Thetje Fein wollte jetzt fort und anderswo galante Abenteuer beſtehen, hier ſchien ihm die Gelegenheit nicht günſtig genug oder zu teuer. Sein Kamerad aber erklärte: „Ich bleibe hier."

„Menſch, es nützt Dir ja nichts", ſetzte ihm wohl-

wollend Thetje auseinander, „die beiden Schmachtlappen da am anderen Tisch haben mehr Draht als wir. Die haben schon vorher signalisiert und gehen nachher mit ihr über'n Deich. Komm, Maat, wir gehen über Stag und suchen anderen Ankergrund."

„Geh' Du meinetwegen, ich bleib' hier!" Hans Thordsen bestellte, um alle Einwände abzuschneiden, noch ein Glas Bier. Da wurde der andere ärgerlich und zog Leine.

„Hast Du die beiden Teerpinsel da drüben gesehen?" sagte der Senatorssohn zu seinem Freunde. „Der eine geht eben fort, der andere scheint aber Absichten auf die Rote zu haben. Er glotzte sie vorhin immer an, als ob er sie fressen wollte, und sie — — —"

„Na, und sie?"

„Sie warf ihm auch eigentümliche Blicke zu!"

„Mensch, Du bist wohl eifersüchtig auf diesen viereckigen Knoten! Für Jan Maaten und Soldaten ist hier kein Feld."

„Oho, die Mädels wissen ganz genau, daß Jan Maat, wenn er eben von der Abmusterung kommt, Geld hat wie Heu und damit aast wie ein Ochse."

Der andere lachte. „Neulich war einer hier", fuhr sein Freund fort, „der hatte — wie er allen Leuten erzählte — am Vormittag 750 Mark ausbezahlt erhalten. Den hättest Du mal sehen sollen! Allen Vierländerinnen, die hier kamen, kaufte er ihren ganzen Blumenvorrat ab und schenkte die Rosen korbweise den Weibern. Kognak trank er aus

Wassergläsern und die Bühne überschwemmte er mit Sekt; er war schließlich so duhn, daß er sein Geld nicht mehr zählen konnte. Das besorgten dann die Mädchen und Kellner. — Am anderen Abend las ich im „Fremdenblatt", daß dieser Kunstenthusiast und Wohltäter von einem Konstabler halbnackt unter einer Bank in den „Elbabruzzen" gefunden worden sei. Hemd, Hose und Strümpfe war alles, was ihm geblieben war."

„Der arme Teufel hätte seinen Spaß billiger haben können", sagte der mit dem bunten Schlips. „Nun hat er nichts davon gehabt." Der Senatorssohn lachte: „Armer Teufel? — Der Mensch hat immerhin für sein Geld Spaß genug gehabt. Ein paar Stunden hat er sich als Millionär gefühlt, dann hatte die arme Seele Ruhe. Er wird sich nachher von einem mitleidigen Freunde einige Schillinge geborgt oder erbettelt und sich dafür eine Rolle Priemtabak gekauft haben, und dann hieß es „Liebchen ade! — Morgen geht's in die wogende See." — Das ist Matrosenart."

„Na, es gibt auch andere", meinte sein Freund. „Der blonde, lange Kerl dadrüben scheint mir etwas klüger zu sein."

„Ja, nimm Dich nur vor dem in acht. Wenn der eifersüchtig wird und Dich packt, dann bleiben höchstens noch die Stiefelschäfte von Dir heil." — Sie lachten beide und machten noch allerlei Witze über den verliebten Nachbarn, doch der merkte gar

nichts davon, und ahnte nicht, daß ihre Heiterkeit ihm galt. Er dachte an ganz etwas anderes.

Der Klavierpauker eröffnete nach der Pause die Vorstellung mit einem klingenden und klirrenden Marsch, er griff aber zuweilen daneben, denn er hatte heute abend schon manches Glas geleert. Dann wurde wieder gesungen. Es war ein eigentümliches Versteckspiel zwischen den zwei alten Bekannten. Hans Thordsen blickte meist starr auf die Bühne, er vermied es aber, ihr gerade in die Augen zu sehen. Meta Norgaardt ließ die Blicke, wenn sie sang, hierin und dorthin schweifen, aber über dem Seemann irrten sie hinweg. Als sie doch einmal sich gleichzeitig ansahen, flog ein glühendes Rot über ihre Wangen und einen Moment stockte ihre Stimme. Da zuckte es eigentümlich um Hans Thordsens blondbärtige Lippen. „Sie schämt sich vor Dir", sagte er sich.

Bald darauf sah er, daß einer der beiden jungen Lebemänner den Kellner heranwinkte und ihn mit einem Rosenbukettchen und einer Visitenkarte nach der Bühne sandte. Er reichte es der „Roten". Diese zauderte einen Augenblick; erst als ihre Nachbarin sie anstieß, nahm sie die Rosen, die Karte ließ sie auf den Fußboden fallen. Das war höchst sonderbar. — Der Senatorssohn aber schwur, daß er nun erst recht die Festung nehmen würde, und wettete mit seinem Freunde um einen Korb Champagner, der bei Tante Buhr getrunken werden sollte, daß ihm das innerhalb acht Tagen gelänge.

Um 12 Uhr fiel der Vorhang zum letzten Male an diesem Abend. Die Gäste gingen nach und nach fort, nur der Matrose und die beiden reichen Jünglinge blieben noch.

„Der will uns aushungern", meinte der eine.

„Oder durchprügeln", sagte der andere.

Da sie sich hier sicher fühlten, sprachen sie ziemlich laut. Hans Thordsen stand ruhig auf und ging hinaus.

Auf dem Spielbudenplatz war noch reges Leben und Treiben. Allerlei Volk stand an den Ecken und wanderte hin und her: Liebespärchen im leisen, kosenden Getändel; Matrosen, die zu zweien sich bemühten, den rechten Kurs einzuhalten; Vierländerinnen vom „grünen Sood", die noch die Nachtcafés abklopften; Händler mit warmen Würsten, die ihren festen Stand und ihre gute Stammkundschaft hatten; friedliche Bürger, die mit Ungeduld von der liebenden Gattin erwartet wurden; Nachtbummler, die eben erst anfingen, sich zu amüsieren; junge, elegante Kaufleute und verdächtig aussehende Halbstarke; hier und da an einer Ecke auch eine weibliche Gestalt mit lauerndem Blick und raschen Bewegungen. An manchem dieser Opfer der Großstadt, die aufwachsen aus dem Schlamm, wird wahr das Wort:

„Was ist schlimmer als ein Kind,
An dem Scheideweg geboren,
Heut' geblendet, morgen blind;
Ohne Führer geht's verloren!"

Andere gleiten herab von abschüssiger Höhe in die schmutzigen Tiefen des Elends.

Hans Thordsen ging ein paarmal auf und nieder, er ließ die Tür des Konzerthauses nicht aus den Augen. — Was wollte er eigentlich von ihr? — Ja, das fragte er sich selbst und doch blieb er und lauerte.

Es war schon halb eins, als sich die Tür öffnete, und sechs weibliche Gestalten, in dunkle Mäntel gehüllt, heraus kamen. Der Seemann trat zurück an die Säule der Polizeiwache und ließ sie vorüber gehen. Er sah, daß zwei Männer ihnen fast auf dem Fuße folgten. Meta Norgaardt konnte er nicht gleich erkennen, er folgte aber in einiger Entfernung den beiden Männern, die den Nachtrab bildeten. „Die stellen ihr nach", murmelte er, „da will ich doch einmal sehen, wie das abläuft." — Und er dachte bei sich: Der Birkfuchs hat Dich nur täuschen wollen, als sie die Karte fallen ließ und über die Kerle hinweg blickte, als seien sie Straßenfeger; sie spielte ja auch damals im Garten die Entrüstete und Ehrbare. — Nun willst Du sie doch mal belauern!

Bei der Talstraße trennte sich die Gruppe, vier der Mädchen schwenkten rechts ab. Hans Thordsen folgte in angemessener Entfernung den beiden jungen Herren, die mußten ja auf der rechten Fährte sein. Hinterm „Nobistor" bogen sie links ab, als er aber an die Ecke der Neuen Burg kam, waren sie verschwunden. Er lauschte und hörte Schritte, rasch ging er die Straße weiter hinauf, nichts war zu

ſehen. Er blieb ſtehen und lauſchte wieder, nichts war zu hören. Eiligſt kehrte er um, er hatte alſo die Spur verloren. Sie mußten die Lincolnſtraße, die nach dem Hafen zu führt, gegangen ſein. Schnell zurück! — Als er gleich darauf die enge, düſtere Straße entlang ſchaute, lag alles tot und ſtill. Nun war ſie ihm alſo doch mit ihren Liebhabern entſchlüpft.

„Du Narr!“ ſagte er und ſchlug ſich an die Stirn. „Was geht Dich der Birkfuchs an? — Schade um die Deern!“ ſetzte er dann hinzu und wandte ſich zum Gehen.

In dieſem Augenblick hörte er eine helle Stimme. Unten von der Straße her um die nächſte Ecke kam eine weibliche Perſon, dicht hinterher folgten zwei Männer. Sie kamen auf ihn zu, er drückte ſich eiligſt in die dunkle Durchfahrt eines Hauſes.

„Weshalb verfolgen Sie mich? Laſſen Sie mich meinen Weg allein gehen!“ hörte er — das war Meta's Stimme.

„Laufen Sie doch nicht vor uns weg, ſchönes Fräulein“, ſagte darauf in etwas ſchnarrendem Ton der eine der beiden. „Wir wollen Sie doch nur ſicher nach Hauſe geleiten und Ihnen gute Nacht ſagen.“

„Nein, erſt gehen wir noch zuſammen ins Café, holde Fee!“

„Ich bitte Sie, laſſen Sie mich gehen. “

„Tun Sie doch nicht ſo ſpröde, mein Goldköpfchen“, bat der Senatorsſohn.

„Sie brauchen ſich vor uns wirklich nicht zu ge-

nieren! Kommen Sie mit, wir nehmen eine Droschke, fahren zu Rubner, essen gut, trinken ein paar Flaschen Champagner und liefern Sie dann ganz unbeschädigt wieder in Ihrer Wohnung ab.“ — Er legte den Arm um ihre Taille.

Sie stieß den Zudringlichen heftig zurück: „Lassen Sie mich los, ich rufe um Hilfe.“

„Nützt nichts, mein Täubchen.“ Der weinerhitzte und liebestrunkene Jüngling breitete beide Arme aus und vertrat ihr den Weg.

„Lassen Sie das Mädchen gehen“, tönte da aus dem Dunkel des Torwegs eine Stimme, Hans Thordsens kräftige Gestalt schob sich zwischen die beiden Jäger und ihr Wild.

Wütend über die Störung hob der eine seinen Stock. „Was geht Sie das an?“ schrie er.

Da packte ihn der Seemann mit der groben Faust an der Brust und warf ihn zurück, daß er taumelte. „Jammerlappen!“ sagte er dabei. „Komm, Artur“, rief sein Freund. „Mach' keine Geschichten.“ Nach einigen Worten hin und her traten die beiden Eroberer den Rückzug an und verschwanden hinter der nächsten Ecke.

Wohl eine Minute herrschte Schweigen.

„Na, Meta“, sagte Hans endlich, nur um etwas zu sagen.

„Warum lauerst Du mir hier auf, Hans Thordsen?“ fragte sie mit scharfer Stimme.

„Ich? Lauern?“ — er machte eine Verlegenheitspause und sann einen Augenblick nach. Es fiel

ihm aber nichts passendes ein. Er war an das Lügen nicht recht gewöhnt, so sagte er denn vorwurfsvoll: „Ist das der Dank, daß ich Dir die beiden Bengel vom Halse hielt?“

„Deshalb bist Du nicht hier herum geschlichen“, parierte sie prompt. „Du hast spionieren wollen!“ Er sah sich erkannt, das machte ihn unsicher.

„Ja, ich bin Dir nachgegangen“, sagte er zögernd. „Du kannst Dir doch wohl denken, daß ich ganz erstaunt war, Dich hier in Hamburg zu sehen.“

„Und noch dazu im Tingeltangel“, ergänzte sie.

„Natürlich!“

„Und da dachtest Du, ich sei liederlich geworden, und da wolltest Du mir — —“

„Das ist nicht wahr!“ brauste er auf. Auf so schimpflichen Wegen war er nicht gegangen. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, als er dann heftig hervorstieß: „Wie kannst Du mir solche Gemeinheiten zutrauen? — Bin ich Dir jemals zunahe getreten mit einem Wort? — Weil wir doch zusammen Kinder waren, und weil Du mich auf Schnarstruphof gepflegt hast, darum — darum bin ich Dir nachgegangen.“

Der Ton seiner Stimme sagte ihr mehr, als die Entschuldigungsgründe, die er unbeholfen vorbrachte. Er aber schämte sich seiner Gedanken und Vermutungen von vorhin, denn sie hatte ungewollt ihm soeben den Beweis geliefert, daß sie anders war, als er doch gemeint hatte.

Sie antwortete nicht gleich. Stumm ging er neben ihr her. Dann ſagte ſie plötzlich:

„Wann warſt Du zuletzt in Falshöft?“

„Vor einem Jahre, als ich meiner Mutter Haus verkaufte.“

„Wo iſt ſie denn?“

„Tot.“

„Ach! — Sie war ſo gut! Sie hatte wenigſtens Mitleid mit mir.“

„Ja, ſie war gut!“ Das kam Hans Thordſen aus dem Herzen, und dabei fiel ihm etwas ein: „Sie hat auch niemals gelitten, daß man Schlechtes von Dir redete, als Du weg . . . .“, er ſtockte.

„Sprich's nur gerade heraus: als ich bei Nacht und Nebel weggelaufen war. — Man wußte natürlich warum. Und was man nicht wußte, das dachte man ſich. Ich war natürlich eine ganz leichtſinnige und ſchlechte Perſon, wie die ganze Sippe von der Birk es von jeher geweſen war. Nicht wahr, ſo hieß es?“

„Man redete allerlei“, war die halbe Antwort. „Man ſagte, Du ſeieſt nach Amerika ausgewandert.“

„So? — Glaubten ſie, ich ſei in Amerika? — Das wollte ich auch; niemand ſollte wiſſen, wo ich ſei. Ich wollte tot ſein für die Gegend da.“

„Ja, aber dann hieß es, daß es Dir dort ſchlecht gehe.“

„Wer hat das geſagt?“

„Dein Vater.“

„Wie kam er dazu, er wußte doch nichts von mir?“

„Ja, er sagte, Du hättest geschrieben. Mit dem Brief ist er bei Thomas Ottsen gewesen, und das hat einen fürchterlichen Skandal gegeben.“

„Da fuhr sie auf: „Wo ist er, was macht er?“

„Ich weiß nicht. Von der Birk ist er fort und aus Gelting ist er weg, man meinte nach Amerika zu Dir, er wollte — —“

„Er wollte Geld haben, zum Branntweintrinken und Faullenzen“, ergänzte sie. „Da wird er wohl den Schnarstruphofern vorgelogen haben, er käme in meinem Auftrag. — Ich will von den Ottsens nichts, keinen Pfennig will ich!“ Sie blieb stehen, ihre Augen funkelten ihn an. „Nun glauben die Leute wohl, daß ich —, daß ich — —“, sie suchte nach dem rechten Ausdruck — „daß ich mich mit Peter Ottsen eingelassen habe, um Geld von ihm erpressen zu können. — Nicht wahr, Hans Thordsen, das traut man dem Birkfuchs zu? Die ganze Familie taugt ja nichts. — Ist es nicht so?“

Er zögerte mit der Antwort. „So was ähnliches glaubtest Du doch auch, als Du mich heute in Samt und Seide gesehen?“

„Ich? Nein, ich habe Dich nicht für so schlecht gehalten, aber“, und nun klang seine Stimme auch hart, „für leichtsinnig.“

„Du bist wenigstens ehrlich!“

„Das bin ich!“

„Glaubtest Du denn auch, daß ich aus Leicht-

ſinn auf der Bühne da ſitze und zum Vergnügen vor dieſen lüſternen Laffen und rohen Geſellen ſinge?"

„Ja, warum arbeiteſt Du denn nicht?"

„Warum ich nicht arbeite? — Als Dienſtmädchen meinſt Du, denn ſonſt habe ich nichts gelernt. Das habe ich ſatt bekommen. Ich will Dir auch ſagen, warum; aber was geht das Dich an?"

„Ich habe Dich nicht aus Neugierde gefragt, Meta!"

„Haſt Du nicht? — Na, dann will ich's Dir ſagen. Auf meiner erſten Stelle erfuhren ſie zufällig, daß ich ein Kind habe, da waren ſie ganz entrüſtet, daß ich das nicht gleich geſagt hatte. Darum kündigten ſie mir. Eine ſo „leichtſinnige Perſon" wollten ſie nicht im Hauſe haben. Auf der zweiten Stelle mußte ich gehen, weil der erwachſene Sohn mich nicht in Ruhe ließ, ich gab ihm ein paar Ohrfeigen, die nur ſo klatſchten, da mußte ich denn fort, weil ich nicht leichtſinnig genug war. Ähnlich ging es mir auf der dritten Stelle, nur daß ich hier die Ohrfeigen kriegte. Die Madame merkte nämlich, daß der Herr bei mir herum ſchartwenzelte. Als er eines Abends von einem Dämmerſchoppen kam, hatte er Mut. Aber ſeine Frau ſtand auf der Lauer und gerade als ich ihm den richtigen Dämpfer auf die Backe ſetzen wollte, ſchlug ſie auf mich los. Der kühne Gatte zog ſich eiligſt zurück und ich mußte trotz aller Unſchuldsbeteuerungen als „ſchlechtes Menſch" aus dem Hauſe. Der würdige Ehemann aber ſpielt weiter den Ehrenmann."

Mit bitterer Ironie und in einem Tone, der Hans Thordſen nicht recht gefiel, ſprudelte ſie das alles hervor. Der ehrliche Zorn hatte ihr beſſer geſtanden, der war bei ihr Natur, aber bei dem anderen ſchien ſchon die „Kunſt“ abgefärbt zu haben, der ſie jetzt diente.

„Es gibt aber doch andere Stellen, wo ſo etwas nicht vorkommt. Es gibt doch brave Familien genug“, entgegnete er.

„So? — Meinſt Du? — Na, Du mußt es ja wiſſen!“ ſagte ſie ſchnippiſch. „Ich habe mich nachher noch genug darnach umgeſehen. Da haben ſie mich denn immer, wo ich kam und mich vorſtellte, gefragt, warum ich auf meinen erſten Stellen ſo kurze Zeit geweſen ſei. — Was ſollte ich ſagen? — „„Es hat mir nicht gefallen““, ſagte ich. — „„Dann wirds Ihnen bei uns auch wohl nicht gefallen““, hieß es darauf gewöhnlich. Eine Frau ſagte mir ganz treuherzig: „„Sie ſind mir zu hübſch!““ — Ich kam dann endlich zu einem Herrn „Direktor“, deſſen Frau war ich nicht zu hübſch. Ob ich auch ſingen könne, fragte ſie mich nach ein paar Tagen, ſie habe bemerkt, ich hätte ſo eine klare und helle Stimme. Zum Singen war mir gerade nicht zu Mute, aber ſo kam es denn doch, daß ich ſang. Erſt hat man mir viel vorgeredet. Ich ſollte ausgebildet werden für die Bühne oder als Konzertſängerin. Da würde ich viel Geld verdienen. Na, mein Geld, das ich auf der Sparkaſſe hatte, war ausgezahlt und ausgegeben,

mein Kind ſollte auch leben. Seit acht Tagen bin ich Tingeltangelſängerin."

„Das iſt ja 'ne böſe Geſchichte", war alles, was Hans Thordſen darauf erwidern konnte, ſie widerſprach nicht. Stumm gingen ſie eine Weile neben einander her. Es war wohl das dritte Mal, daß ſie die Trommelſtraße auf- und abgegangen waren. Vor einem düſteren Hofeingang blieb Meta Norgaardt endlich ſtehen und reichte ihm die Hand: „Adjüs, Hans!"

„Wohnſt Du hier?"

„Ja, aber was ich Dir noch ſagen wollte: wenn Du nach Hauſe kommſt oder ſchreibſt, ſage es keinem Menſchen, wo und wie Du mich getroffen haſt. Bitte, bitte, Hans, ſage es keinem einzigen Menſchen!"

„Ich will wohl ſchweigen, aber es können doch auch andere Bekannte Dich treffen; Auguſt Ohlſen von Wattsfeld, der als Steuermann auf der „Melitta Dahn" fährt, muß nächſtens kommen."

„Ach, was denkſt Du denn?! Glaubſt Du, daß ich lange da bleibe? Nein, mein Junge, das fällt mir gar nicht ein."

„Ja, was willſt Du denn?"

„An's Theater will ich! Sängerin werden will ich. So 'ne richtige Sängerin, wie ſie im Carl Schulz-Theater ſingen und viel Geld verdienen."

Er ſchüttelte bedenklich den Kopf.

„Ja, das will ich aber. Höher herauf will ich!

Ich habe eine sehr gute Stimme; ich habe Gold in der Kehle, sagen die Leute."

Hans Thordsen sah sie mit einem merkwürdigen Blick an, als ob er nicht wisse, ob sie ernsthaft rede oder ihn zum Narren halte, wie sie es früher getan hatte. — „Das wollen wohl viele", sagte er dann, „aber wenige kommen dahin, die meisten kommen unterwegs um."

„Wenn ich nur Geld hätte, mich ausbilden zu lassen, dann wollte ich's schon bald erreichen", sagte sie. „Nun muß ich allerdings durch den Schmutz nach oben steigen. Einen anderen Weg gibt es nicht für mich."

„Ein böser Weg!"

„Was geht's Dich an! Ich will meinen Weg schon finden. Ich bin so was ja gewohnt."

„Ein gefährlicher Weg!"

„Mühsam und langsam. Vielleicht habe ich aber auch mal Glück. Es ist schon oft vorgekommen, daß reiche Kunstfreundinnen arme begabte Mädchen ausbilden ließen. Unser Direktor hat davon erzählt."

„Oder auch Künstlerinnen-Freunde."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich meine solche, wie die beiden, die Dir vorhin nachliefen!" Hans Thordsen hatte genug von der Welt gesehen, um in diesem Punkte mißtrauisch zu sein.

Zornig fuhr sie auf: „Ich denke, Du hast gesehen

und gehört, wie ich mir die vom Leibe halte. Und, ſag' mal, wie kommſt Du dazu, mir ſo was zu ſagen. Dazu haſt Du kein Recht! Adieu! Ich muß nach Hauſe. Adieu, Hans Thordſen, halte Wort, hörſt Du! — Gib' mir die Hand darauf!"

Er reichte ihr die harte, ſchwielige Rechte und fühlte den Druck ihrer warmen, kleinen Hand.

„Adjüs, Meta!" dann war ſie im Torweg verſchwunden.

Vierzehntes Kapitel.

Die beiden nächsten Tage gabs viel zu tun an Bord, am dritten Tage sollten sie um 10 Uhr vormittags im Seemannshause abmustern. Da bekamen die Mannschaften vom „Pompejus" eine hübsche Hand voll Geld, denn sie hatten eine lange Reise hinter sich. Als die beiden Freunde mit ihrem Gelde die breite Treppe herunterkamen, sahen sie am Ausgange verschiedene bekannte Gesichter. Hans Thordsen wurde von einigen durstigen Gästen der Mutter Tostedt aufgefordert, „Einen" auszugeben. Thedje Fein wurde auf andere Weise in Anspruch genommen. Er hatte sich inzwischen schon von Kopf bis zu Fuß eingekleidet, hatte Uhr und Regenschirm, Wäsche und Wollzeug angeschafft und sich mit Zigarren und „Swatten-Krusen" reichlich versehen. Dazu brauchte er aber kein bares Geld, denn ein Seemann, der eine lange Reise hinter sich und noch nicht abgemustert hat, ist „so gut wie bar Geld." Die Lieferanten müssen nur aufpassen, daß sie ihn zur rechten Zeit fassen. Sie passen auch gut auf!

„Watt krigst Du von mi? — Un watt krigst Du?

— Watt? Du wist ook Geld hemm? — Heſt Du allens upſchräwen? Wieß mal her!“

So ging Thedje Fein von einem zum andern, nahm die Rechnungen in Empfang, prüfte ſie mit Bedacht und griff dann in die Taſche, um aus einer Hand voll Geld, das er hervorholte, den Betrag abzuzählen. Das konnte er ganz gut alleine, es gab aber auch Leute, die es nicht fertig kriegten. Weil ſie zu oft durch den Boden eines Glaſes geblickt hatten, ſahen ſie doppelt, da mußten denn die Händler helfen.

Hans Thordſen hatte trotz Warnung ſeiner Freunde ſeine Sachen nach dem Seemannshauſe ſchaffen laſſen, Thedje Fein wohnte natürlich bei Mutter Toſtedt.

„Menſch, nun ſind wir frei“, rief er aus, als er weſentlich erleichtert den Berg hinabſtieg und ſeine Schritte nach der Erichſtraße lenkte.

„Wie lange?“ fragte etwas ſpöttiſch ſein Begleiter.

„Bis das Geld alle iſt!“ war die prompte Antwort. Bald trennten ſie ſich. Hans Thordſen hatte „was vor“, wie er ſagte. Sein Freund kniff das eine Auge zu, grinſte ihn vertraulich an, ſchlug ihn auf die Schulter und rief:

„Du biſt ſo'n heimlicher, Hans Thordſen, ich glaube, Du haſt Dich an die feine Rothaarige herangemacht?!“

Dieſer wehrte lachend ab und ging ſeiner Wege.

Wo wollte er eigentlich hin? Er wußte es selber nicht. Die Freiheit wollte er erst mal genießen, ein paar Tage in Hamburg bleiben und dann die alte Heimat wieder besuchen. Er schlenderte die Langereihe und den Spielbudenplatz auf und nieder, dann ging er nach Altona zu. Einmal kam ihm in den Sinn, Meta Norgaardt aufzusuchen. Er konnte sich ja ein Gewerbe machen, konnte sie fragen, ob sie nicht an irgend jemand in der Heimat etwas zu bestellen habe; ganz im geheimen könnte er ja den Auftrag ausrichten, kein anderer sollte ein Sterbenswörtlein erfahren. — Er hatte wohl Lust, sie einmal bei Tageslicht zu sehen. — Gleich darauf sagte er sich: „Was geht Dich der Birkfuchs an?!" — Hübsch war sie, verdammt hübsch, aber eine leichtfertige Person war und blieb sie doch. — Er blieb am Nobistor stehen, schlug sich diese Gedanken aus dem Kopf und stieg, damit dies besser gelänge, bedächtigen Schrittes die Stufen hinab in Peter Moyes berühmten Grogkeller.

Es waren wenige Gäste da. Ein Mann mit langem Haar und hageren Zügen saß in einer Ecke, er musterte mit etwas scheuem, unsteten Blick den Eintretenden. Zwei Handwerker mit roten Gesichtern und lauten Stimmen würfelten um zwei Glas Grog. Ein alter Mann stierte starr vor sich hin auf den Tisch; als er wieder ein Glas Kognak bestellte, zog er scheu sein Portemonnaie aus der Tasche und zählte heimlich den spärlichen Inhalt. Hans Thordsen rührte bedächtig mit der Glasstange im Grog-

glaſe, bis der Zucker aufgelöſt war, dann ſchlürfte er langſam das heiße und ſtarke Getränk.

Als er ſo da ſaß, kam über ihn das Gefühl der ſelbſtzufriedenen Behaglichkeit. Es ging ihm doch anders als dem Birkfuchs. Aber er hatte es auch anders getrieben!

„Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie Jene", das Gefühl ſchlürfte er mit jedem Schluck. Ihm ging es gut. Er war ein freier Mann und hatte Geld in der Taſche. — Der Rauch, der aus dem zweiten Glaſe aufkräuſelte, malte ihm luſtige Bilder vor: auf dem freien Platz vor der Geltinger Kirche ſtand er, die Männer begrüßten ihn und ſchüttelten ihm die Hand, die Frauen und Mädchen nickten ihm freundlich zu. „Hans Thordſen iſt da!" ſo ging es durch die Reihen. Überall war er gern geſehen. Da kam Peter Ottſen angefahren. Jetzt wollte er dem doch mal den Wind von vorn geben! Als er an Peter Ottſen dachte, ſtieg nämlich ſofort noch ein Bild aus dem Glaſe auf, das war Meta, ſo wie er ſie auf Schnarſtruphof geſehen hatte. — Ja, wenn das alles nicht gekommen wäre mit der Liebſchaft, dann ſtünde es heute vielleicht anders mit ihr und ihm ſelbſt. Wie freundlich beſorgt war ſie um ihn geweſen, als er damals ſchwach und hilflos auf ſeinem Leidenslager um ſein Leben rang. Damals war ihr Bild durch ſeine lichten Träume gefloſſen.

Aber das Bild war dann in den Schmutz getreten. Das hatte der getan, mit dem er noch abrechnen wollte. Er ſelbſt hatte Meta doch gewarnt!

Und sie?! „Das hat sie selbst verschuldet!“ sagte er halblaut im Selbstgespräch, so daß der Hagere am andern Tisch von seinem Grogglase aufsah und ihn verwundert anblickte. Hans Thordsen kümmerte sich nicht darum, seine Phantasie malte weiter an den Bildern, die aus der Vergangenheit auftauchten, trotzdem sich nichts mehr ändern ließ. Nun litt sie ihre Strafe dafür, denn daß sie schwer an ihrer Schande trug, das merkte er ihr trotz aller stolzen Worte und hochfliegenden Pläne nur zu gut an. Die beiden finsteren Falten zwischen den Augenbrauen verrieten ihm mehr davon, als die widerstrebenden Lippen. Was war sie denn nun geworden? Man merkte es ja, daß sie sich ihrer jetzigen Stellung schämte! Würde sie ihn sonst gebeten haben, darüber zu schweigen? Er wußte, wie schwer dem trotzigen Birkfuchs das Bitten wurde! — Als er daran dachte, kam wieder die Lust, das Gespräch von gestern fortzusetzen. Aus dem Glase stieg sie ihm ins Blut, keine nüchterne Erwägung konnte sie zurückdrängen. Auge in Auge wollte er vor ihr stehen. Den Trotz wollte er ihr brechen. Wenn die weißen Zähne auch zornig knirschten, die roten Lippen sollten doch freundliche Worte reden.

In der Trommelstraße führt ein schmaler, niedriger Zugang, zwischen zwei hohen, grauen Häusern entlang in einen engen Hof. „Meyers Wohnungen“ steht über dem Bogen des Einganges. Geht man hindurch, so findet man rechts und links endlose Wände emporragen. Vor den kleinscheibigen Fen-

ſtern flattert Wäſche, man ſieht rote Kinderhöschen, Schürzen und Bettücher von zweifelhafter Farbe und allerlei Buntzeug. Schmutzige Kinder lärmen umher, in den Türen ſtehen ſchwatzende Weiber, es riecht nach gebratenem Speck und Armut.

An einer der engen Türen iſt ein Meſſingſchild angeſchraubt, es iſt voller Grünſpan, verritzt und zerkratzt, aber man kann doch noch den Namen leſen, der mit großen Buchſtaben darauf eingeſchlagen iſt: „Auguſt Schwarze, Schloſſer“ ſteht darauf. Eine ausgetretene Treppe führt dicht neben der Tür nach oben, ſie verliert ſich ins Dunkel. Man muß ſchon das blankgeſchliſſene Tau in die Hand nehmen, das die Stelle eines Geländers vertritt, wenn man den Weg nach oben finden will. Suchend taſtet der Fuß von Stufe zu Stufe, nach oben zu wird es immer dunkler, denn nur vom Treppenloch aus dringt ein grauer Schimmer hinauf. Hinter der vierten Treppe iſt alles finſter, wer hier nicht Beſcheid weiß oder keine Streichhölzer anzuzünden hat, der kann lange ſuchen, ehe er einen Türdrücker findet.

Dem Manne, der langſam und vorſichtig die Treppe heraufſtolpert, fehlt beides, er ſucht und klopft hier und da an den Wänden; eine Tür wird aufgeriſſen, und eine Weiberſtimme ſchreit: „Wer iſt denn da? Was wollen Sie?“

„Entſchuldigen Sie, wohnt Meta Norgaardt hier?“

„Wer?“

„Eine Sängerin ſoll es ſein.“ Hans Thordſen

wählt dieſe Form der Anfrage, weil er ſich geniert, direkt zu fragen. Das Weib, eine ſchlampige Perſon, der die grauen Haare ungekämmt um den Kopf flattern, ſtemmt beide Arme in die Seiten und ſchaut den Frageſteller mit höhniſchem Lachen an.

„Soll das ſein? Sie werden ſchon wiſſen, wo Sie hinwollen, junger Mann. Man nicht ſo ſchüchtern!“

„Es iſt eine Jugendbekannte von mir“, ſagt er ärgerlich werdend, „wohnt ſie denn nicht hier?“

„Meinen Sie die Rote?“

„Ja, rotes Haar hat ſie.“

„So?! — Na, da müſſen Sie ſich ſchon etwas weiter bemühen, Herr Kapitän, die wohnt hier gegenüber.“

„Danke ſchön!“

„Adieu! Wünſche Ihnen viel Glück, junger Mann!“ Sie lachte aus vollem Halſe und ſchlug die Tür knallend zu. Hans Thordſen ſtand wieder im Finſtern und taſtete ſich mit den Händen an der Wand entlang dem grauen Schacht zu, wo die Treppe mündet. Der Weg hinunter iſt nicht beſſer als der Aufſtieg, er hielt aber das Tau feſt und kam richtig unten an. Unſchlüſſig ſtand er einen Augenblick vor der Tür und ſchaute umher. Da hörte er hoch oben ein Fenſter aufgehen, und als er hinaufblickte, ſah er wieder das rote Geſicht, und zwiſchen den engen Wänden ſchallte es herunter: „Dort drüben, junger Mann, die Tür, die da halb offen ſteht, da iſt es. Da gehen Sie nur hinein. Vier Treppen hoch! Das

gnädige Fräulein wird sich sehr freuen! — Immer herein, junger Mann!"

Die letzten Worte hörte er kaum noch. Eiligst entfernte er sich nach der Straße zu. Dann ging er mit schnellen Schritten den Berg hinauf nach St. Pauli. An der Hamburger Grenze blieb er stehen und sah sich um, langsam schritt er dann den Weg zurück an den beiden grauen Häusern vorbei. — Sollte er sich bange machen lassen? — Er kehrte nochmals unschlüssig um und blieb vor dem Eingang stehen. Die Kinder lärmten und tobten drinnen auf dem Hof, sonst war niemand zu sehen. — —

In einer kleinen Küche, dicht unterm Dach eines der Häuser da drinnen, stand eine weibliche Gestalt am Waschtrog und wusch Kinderkleider. Der kleine Kerl, dem sie gehörten, saß auf der Diele und spielte mit Garnröllchen, die mittels Bindfaden in einfachster Weise zu einer Wagenreihe verbunden waren. Er ging etwas ungeschickt um mit seinem Fuhrwerk und mit seinem hageren Körperchen. Wer ihm ins Gesicht schaute, bemerkte bald, woran das lag. Ein blödes Lächeln lag auf den schlaffen Zügen, und der zu große Kopf ruhte schwer auf den dürren, schmächtigen Gliederchen. Die Augen blickten trübe und verständnislos, nur wenn ihm die Mutter von der Waschbalje aus zurief, flog ein Fünkchen Leben und Freude über das ältliche, faltige Gesicht. Und sie sah oft zu ihm hin, die Mutter, sie nickte ihm zu und gab ihm allerlei Schmeichelnamen. Als er einmal umgefallen war und jämmerlich weinte, da ließ sie

die Arbeit liegen, hob ihn auf, herzte und küßte ihn und ſang ihm dann zur Beruhigung die ſchönſten Lieder vor. Der Kleine aber packte mit beiden Händen in ihr goldiges, krauſes Haar und drückte, „Mama, Mama!“ lallend, den Kopf an ihre Bruſt.

„Der Junge hat es nicht ganz richtig“, ſagten die Nachbarn. Aber ſie ſagten das nur, wenn die Mutter es nicht hörte. War ſie dabei, dann hieß es: „Heute ſieht Klein-Peter beſſer aus, er kömmt ſich wol noch!“ Dann freute ſich das junge Weib. Das liebende Mutterauge läßt ſich gerne täuſchen, ihr Herz ſchöpfte neue Hoffnung.

Sie ſetzte das Kind wieder auf die Decke am Fußboden, gab ihm den Rollenwagen in die ungeſchickte Hand und wuſch weiter. — Da klopfte es an die Tür. Gleich darauf trat ein Mann ins Zimmer. Es war ein großer, breitſchultriger Menſch im blauen Seemannszeug; er mußte ſich bücken, als er durch die niedrige Türöffnung ſchritt. Die Wäſcherin ſah auf, einen Augenblick ſtarrte ſie ihn ſprachlos an, dann rief ſie laut und unwillig: „Was willſt Du hier, Hans Thordſen?“

Er blieb auf der Schwelle ſtehen und behielt die Türklinke in der Hand, auf den Anblick war er nicht gefaßt: die ſchöne Sängerin ſtand in ſchlechtem Hauskleide, mit aufgekrempelten Ärmeln und loſem Haar an der Waſchbalje, und das da war wahrſcheinlich ihr Kind. Vorhin, als er beim Grog ſaß, da wußte er, was er ſagen wollte, da hatte er alles ſo ſchön glatt zurecht gelegt. Aber die ſcharfe Anrede wirkte wie

ein Wasserguß, seine Gedanken stockten. Nur mühsam kam er damit heraus: „Ich wollte Dich noch um etwas fragen, Meta.“ — „Du, mich?“ — Was denn? Mach' mal erst die Tür zu!“ Sie selbst schloß mit raschem Ruck die andere Tür, die von der Küche ins anstoßende Zimmer führte. Dann trat sie erregt an ihn heran und fragte noch einmal im Flüstertone: „Was willst Du von mir, Hans Thordsen?“

Er starrte sie an, sie war glühend rot geworden. Nun hatte er also seinen Willen. Nun stand er vor ihr und schaute ihr in die blitzenden Augen. Er sah, wie die krause, rote Glut um den weißen Hals sich ringelte und wie der Busen unter der leichten zurückgeschlagenen Bluse sich hob und senkte. Die ganze schöne Einleitung, die er vorhin sich aufgebaut hatte, paßte aber nicht recht hinein in diese elende Küche und an den Waschtrog, er ließ sie also fallen und kam ziemlich ungeschickt damit heraus: „Ich wollte Dich doch 'mal fragen, Meta, ob ich nicht mit Peter Ottsen sprechen soll, daß er — daß er — Geld schickt zu Deiner Ausbildung.“

Sie zuckte zusammen, wie früher, wenn ihre boshaften Peiniger, die Falshöfter Jungen, ihr einen Schimpf angetan hatten, sie zog die Lippen zwischen die weißen Zähne und starrte sekundenlang den Seemann an. Er wich mit unsicherem Auge dem Blick aus, denn in diesem Moment fühlte er nichts mehr von der Überlegenheit und der prickelnden Lust, die

im Keller ſo ſchön gediehen waren und ihn bis hierher gebracht hatten.

Sie faßte ſich bald. Kurz und höhniſch lachte ſie auf, dann beugte ſie ſich vor und ſagte im Flüſterton, ſcharf zwiſchen den Zähnen hindurch: „Du Narr! Glaubſt Du, er kann das mit Geld gutmachen, was er an mir verbrochen hat?!“

„Das nicht. Das will ich nicht damit ſagen“, ſuchte er einzulenken.

„Ruhig! Die Leute horchen an der Tür und ſie ſollen es nicht wiſſen.“ Sie flüſterte ihm das halblaut ins Ohr und hob ſich dabei auf die Zehen. Ihr warmer Atem ſtreifte ſein Geſicht, er haſchte nach ihrer Hand:

„Meta, ich wollte Dir ja nicht wehe damit tun. Ich wollte Dir doch bloß helfen.“

„Helfen? Mir kann keiner von Euch helfen! Ich ſelbſt muß mir helfen, ich will und muß hindurch. — Und wenn ich mit meinem Kind“ — ſie deutete mit einer raſchen Handbewegung auf den Kleinen, der ſich an einem Stuhlbein aufgerichtet hatte und mit blödem Lächeln herblickte — „und wenn ich mit ſeinem Kind verhungern ſollte, von ihm nehme ich nichts! Keinen roten Dreiling!“ Sie horchte auf, nichts war im Nebenzimmer laut. Dann nahm ſie ihr Kind auf den Arm und trat nahe an ihn heran. „Da Du nun doch 'mal hier biſt, ſo will ich Dir noch etwas ſagen“, ſagte ſie dann, und es war, als ob der oft zurückgedrängte Haß gewaltſam durchbrach: „Manche Nacht liege ich und grüble mir allerlei zu-

recht. Weißt Du, was ich möchte und worum ich alles, was ich habe, hingeben wollte? Auch mein Leben und meine Seligkeit — alles!“ Die Falten zwiſchen den Augenbrauen zogen ſich dicht zuſammen, ihre Augen funkelten und ihre Hände ballten ſich. „Ich möchte reich, angeſehen und ſchön ſein und dann möchte ich ihn zu meinen Füßen ſehen: arm und krank, verachtet und elend. Und dann — dann will ich ihm ins Geſicht ſchlagen und ihm ſagen: Du haſt mich belogen und betrogen, Du haſt mich ehrlos gemacht, und dann haſt Du mich wie einen räudigen Hund von Dir geſtoßen! Nun liegſt Du ſelbſt im Schmutz, in den Du mich hineintreten wollteſt. Ich könnte Dir jetzt die Hand reichen, Peter Ottſen, und Dich herausziehen. Aber ich will nicht! Nein, ich will nicht, ich will Dich noch tiefer hineintreten, daß Schande und Schmach über Dich zuſammenſchlagen. Ich will — —“ Immer erregter hatte ſie geſprochen.

„Ruhig!“ mahnte Hans Thordſen jetzt. „Sie horchen an der Tür!“ Da brach ſie mitten in ihren Verwünſchungen und Racheplänen ab und ſchien ſich zu beſinnen. Ein Zittern ging durch ihren Körper und mit krampfhaftem Aufſchluchzen ſank ſie auf einen Stuhl. Dabei preßte ſie das Kind an ihre Bruſt, daß es aufſchrie. Das gebrechliche Geſchöpflein war ja das einzige menſchliche Weſen auf der weiten, weiten Welt, das mit Liebe an ihr hing, und dem ſie Liebe geben durfte. Sein Vater aber hatte ihr Ehre und alles geraubt.

„Was ſtehſt Du noch hier?“ ſagte ſie nach einer Weile zu dem Beſucher. Jetzt fühlte er Mitleid, herzliches Mitleid mit dem armen, verachteten Geſchöpf, das wie Unkraut auf dem Acker aufgewachſen war, jedem zur Willkür in die Hand gegeben.

„Kann ich Dir helfen, Meta?“ fragte er, dieſer plötzlichen Eingebung folgend. „Viel habe ich nicht, aber vielleicht langt es doch für einige Zeit, und dann — —“

Sie ſah ihn an und las in ſeinen ehrlichen Augen, daß es ihm Ernſt war mit ſeinem Anerbieten. Sie wußte auch, daß er ihr den Aufſtieg nach oben, den ſie im Sinne hatte, erleichtern konnte, und doch ſchüttelte ſie mit dem Kopfe. „Ich muß meinen Weg allein gehen, Hans!“ ſagte ſie. „Aber Du ſollſt mir nochmals verſprechen, daß Du von allem dieſen, was Du gehört und geſehen haſt, nichts, kein Sterbenswort zu Hauſe ſagen willſt. Nichts! hörſt Du?“

Er gab ihr die Hand, ſie hielt ſie feſt. Keiner ſprach ein Wort.

Nach einer kleinen Weile, als ſie ruhiger geworden war, fuhr ſie in leiſem Tone fort: „Du glaubſt gewiß, mit mir iſt es nicht ganz richtig, daß ich ſo rede. Ich bin immer noch ſo wie früher. Ich kann mich ſelbſt nicht bändigen.“ Sie ſah eine Weile ſtill vor ſich hin: „Du denkſt, ich ſei nicht recht klug“, ſagte ſie dann traurig. „Ich rede hier von Glanz und Reichtum und dabei muß ich jeden Tag auf jeden Schritt ſehen, daß ich nicht im Moraſt umkomme.“

„Sieh Dich vor, Meta! Fang' lieber etwas anderes an als dies, ich will Dir ja helfen.“ Er ſagte das ſo eindringlich, daß ſie einen Augenblick mit der Antwort zögerte. „Du haſt, als ich krank war, ja auch für mich getan, was Du konnteſt, nun laß mich etwas zurückbezahlen, ich kann es ja“, drängte er.

„Nein!“ ſagte ſie, „ich will nicht, ich brauche es auch nicht, es geht auch ſo. Lege Dein Geld lieber auf die Geltinger Sparkaſſe, da iſt es ſicherer.“ — Er ſtand ärgerlich auf. — Da faßte ſie ſeine Hand und hielt ſie feſt. „Sei nicht böſe, ich habe es mir nun 'mal in den Kopf geſetzt und ſetze es auch durch. — Weißt Du, ſchon als Kind habe ich davon geträumt, daß ich einmal eine berühmte Sängerin werden wollte. Meine Mutter hat mir früher davon erzählt, daß ihre Großmutter einmal in Kopenhagen vor dem däniſchen König geſungen habe; und der habe ihr einen prachtvollen, goldenen Ring geſchenkt. Der ganze Hof, Grafen und Barone, haben ihr zugejubelt und ihr Beifall geklatſcht. Sie ſoll das Geld mit vollen Händen weggegeben haben. Nachher hatte ſie ſelbſt nichts und ſaß arm und verbittert im kleinen Hauſe am Nordſchauer Holz. Meine Mutter aber hat als kleines Kind noch ihr Bild geſehen, ſie ſagt, ich ſähe ihr ſehr ähnlich. Sie hat auch rotes Haar und dunkle Augen gehabt, und die Augenbrauen ſeien auch ſo dicht zuſammen geweſen wie meine.“ Meta Norgaardt ſtand auf, über ihre Züge flog ein freundlicher Schein, als ſie fortfuhr:

„Als Kind lag ich so gern im weichen Strandgras zwischen dem grünen Eichengestrüpp auf der Birk. Die Büsche waren so dicht, daß mich niemand finden konnte. Da lag ich stundenlang ganz allein mit meinen Gedanken. Ich sah hinauf in den blauen Himmel und in die weißen Wolken, die herüberkamen vom Haff, und schaute Wunderdinge darin: alles, was mir die Mutter erzählt hatte von Feen und Geistern, von Rittern und schönen Frauen, sah ich da abgebildet und malte mir das in meiner kindlichen Einbildung weiter aus, wie ich es haben wollte. Ich horchte auf die leisen Töne des Windes, der mit den Blättern und Zweigen spielte, und auf die tiefen Stimmen, die vom Strande herübertönten, wenn die Wellen entlang rollten. Das alles deutete ich mir auf meine eigene Weise zurecht. Ich träumte davon, daß ich einmal groß und schön sein werde, und dann weit fort reisen könnte, weit fort von diesem armen Fleckchen Erde, hinaus in die große, herrliche Welt. Dann sang ich mit dem Winde um die Wette und erfand Melodien, die mir so herrlich klangen. Die wollte ich singen, wenn ich später einmal als armes, schlecht gekleidetes Mädchen in die große, fremde Stadt gekommen sei. Dann würde man horchen und staunen, und ich wollte immer schöner singen! — Von Samt und Seide träumte ich, von goldenen Wagen und prächtigen Zimmern.“

Meta Norgaardt's Augen leuchteten, als sie mit raschen, flüsternden Worten von dem Sonnenblick

erzählte, den Träume und Hoffen in das nebelgraue Kinderdaſein geſenkt hatten — dann aber flog gleich wieder ein Schatten darüber hin, und ihre Stimme klang traurig und hart, als ſie ſagte: „Und nun ſtehe ich hier in einer engen und ſchmutzigen Küche und waſche ärmliche Kinderkleider. Nur am Abend komme ich heraus und blinzele in das Licht. Ich trage aber nur Flittergold und geborgte Pracht. Um mich herum iſt derſelbe Schmutz und Schlamm, den ich von Kind an kenne, nur bunte Lappen ſind darüber gelegt, daß er von außen nicht ſo widerlich ausſieht.“

„Meta“, ſagte Hans Thordſen und er ſah ihr in die Augen, „wer da hindurch geht, der macht ſich die Füße ſchmutzig. Mancher ſinkt herein und kommt nicht wieder heraus. Ich habe mich in der Welt genug umgeſehen, weiter als Du. Geh' nicht weiter!“

„Ich ſinke nicht, ich will nicht ſinken! Ich will heraus und höher herauf. Warum ſoll ich denn auch verſinken? Von Klein auf bin ich gewohnt mich zu wehren. Nur einmal ließ ich mich täuſchen, weil ich töricht war, und ihm vertraute. — Das iſt nun anders! Hier ſehe ich jeden Abend, was unter der ſchönen Decke ſteckt. Wenn ſie angetrunken ſind, ſo fällt ſie ab, dann kommt die Gemeinheit zum Vorſchein. Kein Hund iſt ſo aufdringlich und ſo ſchamlos, wie mancher dieſer Geſellen, die ſich an unſereinen herandrängen. Sie meinen, ſie können alles für Geld haben, es komme nur darauf an, was ſie

zahlen wollen. Der Champagner ist dabei ihr bester Helfer, den haben sie gleich zur Hand. Sie wissen auch warum. Mich widert's an, wenn ich ihre lüsternen Augen sehe und ihre frechen Reden höre. Nein, Hans Thordsen, für Champagner und Geld bin ich nicht zu haben. Halte mich nicht für schwächer oder schlechter als ich bin. Ich habe auch meinen Stolz!"

„Ich halte Dich nicht für schlecht!"

„Aber für leichtsinnig, hast Du gesagt."

„Meta, ich will —"

„Nichts Hans Thordsen! Du mußt jetzt gehen!"

„Kann ich denn gar nichts für Dich tun?"

„Ja! Schweige und schreibe mir ein paar Worte, wie es — wie es bei Peter Ottsen aussieht." — Er sah sie fragend an.

„Ich hörte, er wirtschaftet schlecht. Bei ihm geht's rückwärts! Vielleicht — — —"

„Da ist noch viel Geld", warf er ein.

„Das weiß ich. Aber das kann doch verbraucht werden. Schreibe mir! Ich muß wissen, wie es steht. Gib den Brief aber erst in Cappeln auf die Post. Adieu, Hans Thordsen! Hab' Dank für Deine gute Absicht. Leb' wohl!"

Sie reichte ihm die Hand und drückte sie.

Dann stolperte er wieder die alte, steile, ausgetretene Treppe hinunter.

Fünfzehntes Kapitel.

In Falshöft hielt sich Hans Thordsen diesmal nicht lange auf, die Menschen in der Heimat fingen an, ihm fremd zu werden. Aus den Jungen, die zusammen auf der Schulbank gesessen, ihre Äpfel miteinander geteilt und sich geschneeballt hatten, waren Männer geworden, die durch hohe Schranken von einander getrennt wurden. Die einen waren Gutsbesitzer und Bauern, die anderen Knechte, Tagelöhner oder kleine Handwerker. Hans Thordsen hatte mehr gesehen und erlebt, als sie alle zusammen, daher war ihm der Gesichtskreis der „kleinen Leute" zu eng begrenzt; die Bauern aber sahen über ihn hinweg, denn er war kein seßhafter Mann, der etwas Eigenes besaß, und seine paar ersparten Taler zählten nicht mit. Nur bei Lorenzen, seinem alten Lehrer, fühlte er noch die alten Beziehungen. Da saß Hans Thordsen manche Stunde, trank Cichorienkaffee mit Kandiszucker, aß eigengebackenes Schwarzbrot dazu und erzählte von den Freuden und Leiden des Seemanns, von fremden Ländern und Sitten. Dort erfuhr er denn auch mancherlei, was sich inzwischen in der Heimat ereignet hatte.

Von Peter Ottſens Torffabrik, die viel Geld gekoſtet hatte und nicht in Gang zu bringen war, erzählte ihm Lorenzen ausführlich.

„Der Torf wurde viel zu teuer", ſchloß er dieſen Bericht. „Wenn man Arbeitslohn und Fracht und Maſchinen und alles rechnete, dann koſtete er doppelt ſo viel, als wenn früher die Tagelöhner ihn machten. Nun ſteht der ganze Kram nutzlos da. Das iſt 'ne ſchlimme Sache für Peter!"

„Na, er kann's bezahlen", meinte Hans Thordſen leichthin.

„Sooo?" fragte langgedehnt der Lehrer.

„Meinen Sie nicht, Herr Lorenzen?"

„Das iſt nicht meine Sache!" brach er kurz ab. Nach einer Weile ſagte er noch aus ſeinen Gedanken heraus: „Ich fürchte, es ſteht ſchlimm." Weiter aber war nichts aus ihm herauszuholen.

Hans Thordſen erkundigte ſich auch noch bei anderen Leuten nach dieſer Angelegenheit. Er bekam allerlei Antworten: „Das kommt alles noch gut in Gang und dann verdient er viel, viel Geld", meinten einige wenige. „Das kann ihm das Genick brechen!" ſagten andere. „Dor kümmt nimmer wat nah", war das Urteil aller Einſichtigen.

Als aber letzten Sommer auf der großen Koppel dicht hinter Schnarſtruphof Rapsſaat gedroſchen wurde, ging es noch hoch her. Der alte Weber ſtand am Wall und blickte hinüber auf das Leben und Treiben. Im Galopp jagten die Knechte mit den „Slöpen" über die Stoppeln, ſie holten die

trockenen Bunde heran, die das weite Feld bedeckten, und warfen sie auf das in der Mitte ausgespannte große Segel, auf dem die alten Dreschflegel wieder zu Ehren kamen. Zehn Mann schwangen sie im Fünftakt und immer höher wurde der Berg des ausgedroschenen Strohes. Immer lauter wurde auch das Rufen und Singen, das Fluchen und Gröhlen der Leute, denn vom Hof wurde reichlich Braunbier und Schnaps geliefert. Daran ließ man es nicht fehlen beim Rapssaatdreschen!

Der lahme Matthies Schuster kam mit seinem Handwagen von der Mühle, er ließ das Fuhrwerk auf dem Fußsteig stehen und trat mit heran an das Heck.

„Gun Dag!"

„Gun Dag, Matthies."

„Auch mal hier?"

„Ja, es ist jetzt nichts los mit der Weberei."

„Hier bei uns ist auch nicht viel los. Als ich damals in Kopenhagen war —"

„Ich weiß", unterbrach ihn Hans Weber, denn er kannte Matthies' Kopenhagener Geschichten von früher her ganz genau. „Da drüben auf der Koppel ist doch genug los."

„Der Deuwel ist los!"

„Warum denn der Deuwel?"

„Peter Ottsen sein Vater hat oft genug gesagt, der Deuwel solle die ganze Wirtschaft holen, wenn ihm das Wetter oder sonst was nicht in die Krone paßte. Nu kommt er."

„Laß den Alten in Ruhe, er hat vielen Leuten Gutes getan."

„Das hat er, Hans! Er war ein herzensguter Kerl, nur wenn er seine Tour und ein Dutzend Glas Grog im Leibe hatte, dann war schlecht mit ihm umkommen. Dann bölkten ihm die Taler aus dem Halse, und unsereiner war ihm nicht mehr wert als der Dreck an seinen Holzschuhen."

„Laß das ruhen, Matthies, dafür konnte er nicht. Das war bei ihm eine Krankheit, die kein Doktor heilen konnte. Er selbst hat am meisten darunter gelitten. Laß ihn ruhen, er ist tot."

„Soll er auch! Laß ich auch! Aber wenn er auch tot ist, so ist doch nicht alles tot von Thomas Ottsen. Das erbt weiter."

„Was erbt weiter?"

Matthies Schuster neigte seinen Mund an Hans Webers Ohr: „Du kennst doch die Geschichte mit dem Moor und dem Meineid — —"

„Ach, Unsinn!"

„Na, mit Peter geht's doch auch schon so. Er kriegt auch schon seine Touren, wie der Alte sie hatte. Das geht bis ins vierte Glied."

„Wie denn?"

„Ich will nichts gesagt haben", lenkte der Schuster ein, denn er fürchtete die Nachrede. Aber schweigen konnte er auch nicht recht. Nach einigen Hinundher fing er doch wieder an auszukramen. „Mit seiner Wirtschaft gehts rückwärts. Die Frau versteht gar nichts davon, aber sie gebraucht viel

Geld, und ihm laufen die Taler auch helliſch fix durch die Finger. Und dann die Torffabrik! — Das iſt ſchlimm."

„Na, na, das kann noch alles werden", meinte Hans Weber. „Und dann ſieh Dir 'mal drüben den Haufen Rapsſaatſtroh an; was da herausgekommen iſt, trägt die Katze nicht auf dem Schwanz weg. Das Geld, das Peter in den nächſten Tagen für Rapsſaat einnimmt, möchte ich wohl haben."

„Ich nicht!"

„Du nicht?" — Der Weber lachte laut.

„Nein, ich nicht, denn er kriegt nichts mehr dafür, weil er das Geld ſchon längſt weg hat; verbraucht wird es auch ſchon ſein. Vielleicht, noch ehe er es hatte."

„Du weißt ja helliſch Beſcheid!"

„Das ſagt hier jeder. Und wenn er ſo leicht Geld kriegen könnte, dann hätte er zu Mai wohl ſeine Knechte und Mädchen pünktlich bezahlt. Was ſagſt Du denn nu dazu, Hans?" Der ſchwieg und ſah nachdenklich nach Schnarſtruphof hinüber. Hinter den hohen, ſchlanken Lindenſtämmen der Allee leuchteten die weißgekalkten Wände der großen Scheunen hervor, und darüber lagen die breiten, grün bemooſten Strohdächer, die noch nicht einmal ausreichten, den reichen Ernteſegen, den der Herbſt brachte, aufzunehmen. Hohe Korndiemen ſtanden noch neben dem Kuhhauſe. Eine Schar Spatzen ſchrie und zankte darauf umher, nicht aus Brotneid, ſondern aus Übermut. Und der Übermut war auch

ins Herrenhaus hineingezogen. Peter Ottſen hatte mit den alten Bauernſitten aufgeräumt. Sie hatten weichen müſſen, mit ihnen war aber auch der behäbige Bauernwohlſtand ausgezogen, der ſo lange dort geherrſcht hatte. Etwas protzig waren auch die Alten ſtets geweſen: „Wenn des Rademachers Frau ein paar Pfund Speck gebrauchen kann, dann kann ſie ſich's holen laſſen, wir haben ja genug.“ So hatte die alte Frau Ottſen zehn Pfund Speck verſchenkt. Oder der Alte hatte zum Tagelöhner Thomſen geſagt: „Du kannſt Dir gerne ein paar tauſend Torf auf meinem Moor ſtreichen, wie voriges Jahr, aber ich verlange, daß Du jedes Jahr vorher zu mir kommſt und darum bitteſt. Verſtanden?“ — Das war die alte Bauernart geweſen.

Das war alles anders geworden. Peter Ottſen war nach unten hin knickerig, aber nach oben ging das Geld mit vollen Händen fort. In der Küche und der Meierei ging's „wie es beſt' konnte“, ſeit die Mutter auf der Abnahme ſaß und nicht mehr hineinreden durfte. Die junge Frau verſtand nichts und konnte auch keine tüchtigen Wirtſchafterinnen halten. Ein Kind war geboren, ein ſchwächliches und kümmerliches Ding, wie ſie früher nie auf Schnarſtruphof zur Welt gekommen waren. Eine Amme wurde beſchafft, das war in der Gegend etwas ungewöhnliches. Jede Mutter nährte ſelbſt ihr Kind, und unter dem Dach dieſes alten Bauern-Herrenhofes hatte noch jeder Säugling den Bauernſtolz mit der Muttermilch eingeſogen. Das neue

Geschlecht hatte keine Kraft dazu in sich. Fremden Dienstleuten, Personen niederen Standes, mußte man den Stammhalter von Schnarstruphof an die Brust legen. Die alte Frau Ottsen hatte auch selbst ihren Erstgeborenen in Schlaf gesummt und mit dem Fuß die Wiege bewegt, während die fleißigen Finger seine Strümpfchen strickten; nun mußte ein Kinderfräulein, das aus der Stadt verschrieben war, dies besorgen. Die Mutter war nicht gleichgültig, nicht lieblos gegen ihr eigen Fleisch und Blut. Sie liebte ihr Kindchen zärtlich, aber all diese Pflichten und Arbeiten konnte sie doch nicht selbst übernehmen, dazu hatte man ja die Leute.

Das alles und noch manches mehr erfuhr nun auch Hans Thordsen von Matthies Schuster, als er ihm ein Paar Stiefel zum Besohlen brachte Der Unglücksrabe schloß seine Erzählungen: „Der jetzt hier Herr ist, geht noch 'mal von Schnarstruphof auf hölzernen Töffeln, und was die gnädige Frau ist, die kann dann froh sein, wenn sie 'ne Stelle als Kinnerdeern kriegt. Das sag' ich! Aber sag' ja nichts nach, Hans Thordsen, denn sonst verliere ich die Arbeit am Hof."

Am nächsten Tage erfuhr Hans Thordsen vom Lotsen Mathiesen, daß von Flensburg die Bark „Dronning Marie" in kürzester Zeit nach Glasgow ausseglen solle, daß aber noch ein zweiter Steuermann fehle. Sofort telegraphierte er nach Hamburg, daß man seine Seekiste nach Flensburg senden sollte. Diesmal machte er seinen Weg dahin ganz

allein, nur die Fiſcher, die am Wege ſtanden und ihre Netze an die Stangen hingen, riefen ihm ein: „Glückliche Reiſ'!“ nach, und Schmied Boſtedt trat vor die Tür, um ihm zum Abſchied die Hand zu ſchütteln, ſonſt quälte ſich keiner darum, ob er kam oder ging. Er war fremd im Heimatland geworden und fühlte ſich erſt richtig wohl, als er wieder Deckplanken unter den Füßen hatte.

Wegen der ſchleunigen Zurüſtung und Abreiſe hatte er aber gar nicht Zeit gefunden, Meta Norgaardt Nachricht zu geben. Als er eines Abends wirklich ſchreiben wollte, kam er über die Anrede: „Liebe Meta!“ nicht hinaus. Das machte ihn nachdenklich, er riß daher den Briefbogen in kleine Fetzen und verſchob die Angelegenheit, die immerhin mit etwas Vorſicht beſorgt ſein wollte, auf gelegenere Zeit. Es eilte ja auch nicht damit.

Einige Wochen ſpäter hatte Hans Thordſen allerdings Zeit genug zum Schreiben, er ſchrieb denn auch wirklich an Meta Norgaardt, daß es auf Schnarſtruphof nicht zum beſten ſtände, es würde toll dort gewirtſchaftet, aber immerhin glaube er, daß ein ſolcher Hof nicht ſo leicht und ſchnell verlottert, ruiniert und durch die Kehle gejagt werden könne, als ſie vielleicht glaube. Es werde auch viel geſchnackt, was nicht wahr ſei uſw.

Nach einiger Zeit erhielt er den Brief zurück. Hinten darauf war mit Bleiſtift vermerkt: „Adreſſatin verzogen. Wohin, unbekannt.“

* * *

Eines Tages war zur Zeit der Abenddämmerung ein unheimlicher Gast eingekehrt in den engen Hof, wo Meta Norgaardt wohnte. Er war unmerklich die dunklen, steilen Treppen hinaufgeschlichen und hatte Eingang gefunden in die ärmlichen Wohnungen. Niemand wußte, woher er kam, niemand hatte ihn gesehen und gehört. Aber er war im Hause gewesen. Bald klagten hier und da die Kindlein, daß ihnen der Hals weh täte. In der nächsten Nacht aber kniete Meta an dem Lager ihres Kleinen und strich mit Sorge über sein heißes, verschwollenes Gesichtchen. Drei Tage darauf stolperte ein Mann in abgetragenem schwarzen Anzug mit einem altmodischen, breitkrempigen Zylinder auf dem Haupte die morschen Treppen hinunter und ging langsamen Schrittes über den Hof auf die Straße. Er trug an einem Riemen, quer vor der Brust, ein schwarzes Kistlein. Darauf lag ein grüner Tannenkranz, und darin lag im weißen Linnenhemdlein Meta Norgaardt's Kind.

„Es ist ein Glück für sie und das Kleine", sagte eine der Frauen, die auf dem Hofe standen.

„Ja, nun ist sie die Last los", meinte die andere.

„Die Alimente auch!" brummte die bissige Alte aus dem Nebenhause.

„Schämen Sie sich!" riefen drei oder vier Stimmen.

„Das habe ich nicht nötig, ich sag' nur, was recht ist."

Da war der Streit im Gange. Die aber, deren

Ehre angegriffen und verteidigt wurde, ging gesenkten Hauptes ganz allein hinter dem Leichenträger her, und ihre Tränen rollten in den Schnee. — Je elender und liebebedürftiger ein Kind ist, desto größer und stärker wird die Liebe der Mutter, desto herber ist der Schmerz, wenn alle Sorge und Pflege, alles Nachtwachen und Beten das Fünklein Gottesleben in dem schwächlichen Erdenleibe nicht zurückzuhalten vermochte!

In der Abenddämmerung kam sie wieder zurück vom Altonaer Kirchhofe und schlich sich hinauf in ihr kleines dunkles Hinterstübchen. Unten im Hofe lärmten noch die Kinder, ihr Rufen und Lachen drang zu ihr hinauf, drinnen aber war es stille, ganz stille. Das Bettchen, das in der Ecke stand, war leer. Nun hatte sie nichts mehr auf der Welt, an dem ihr Sehnen und ihre Seele einen Halt finden konnte. — Sie hatte das brennende Verlangen gehabt, sich emporzuschwingen: hinaus aus dem grauen Nebel der Sorge und Schande, hoch auf zur Sonne. Wie tief war sie niedergeschmettert worden ins ödeste Dunkel des Lebens! Aber ein schmaler Sonnenstreifen war ihr doch nach ihrem schwersten Fall immer noch geblieben, der hatte ihren Lebenspfad noch so weit erhellt, daß sie nicht strauchelte und versank! Nun war auch der erloschen, nun war es dunkel rings umher!

Sie hörte vom nahen St. Pauli-Kirchturm die Uhr sieben schlagen. Man hatte schon vorgestern nach ihr geschickt, sie müsse zum Singen kommen, und

gestern war wieder jemand bei ihrer Wirtin gewesen. Man wußte dort ja nicht, was für Pflichten und Sorgen sie hatte. Das hatte sie aus guten Gründen verschwiegen. Sie hörte Schritte auf der Treppe und horchte. Gleich würde wohl wieder ein Bote kommen oder die Frau Direktorin selber. Was sollte sie sagen? — Bittere Gedanken kamen, und wechselnde Bilder stiegen auf vor der Seele des vor Aufregung und Nachtwachen fiebernden Weibes. Nun war die Freude, aber auch die Sorge um das kränkliche Kind von ihr genommen. — Nun stand sie alleine. Keinem Menschen auf der weiten Welt war sie Rechenschaft und Verantwortung schuldig, für die Heimat war sie tot, und niemand ging es etwas an, was aus ihr wurde. Und Gott? — Hat er ihr nicht die frischen Farben und eine blühende Gestalt gegeben! — Warum schmückte er sie mit dem Glanz der rotgoldenen Haare? Warum legte er Feuer in ihren Blick und heißes Verlangen in ihren Busen? — Sie zündete Licht an, zog einen Schlüssel aus der Tasche und ging an den Schrank. Da hing das Samtmieder und das seidene Röckchen, und am Boden standen die hohen, vielknöpfigen Stiefel mit den zierlichen Absätzen. Sie nahm mit unsicherer Hand und irrem Lächeln die Sachen heraus und legte sie auf den Tisch. „Sie glauben doch alle, daß ich so bin, warum soll ich nicht so sein? — Frisch herein in den Schmutz, desto eher kommt man hindurch! — Sie machen's alle so, die hindurch wollen. — Ich bin ein Narr. — Ich bin zaghaft, darum

ging das Glück an mir vorbei.“ — In kurzen abgeriſſenen Sätzen ſtieß ſie das hervor. Dann nahm ſie das Licht und trat an den Spiegel. „Bin ich nicht ſchön? — Man hat mir das doch oft genug geſagt.“ Sie machte ihr Haar los. In langen, welligen Strähnen fiel es ihr über die Schultern und den wogenden Buſen. Mit nervöſer Haſt ordnete ſie es, ihre Finger zitterten, ihre Gedanken irrten umher. Es war ihr ſelbſt nicht klar, was ſie wollte. — Nur nicht denken und grübeln, nur nicht länger leiden und ſtillhalten müſſen!

Etwas Entſcheidendes, etwas, das ihren Gedanken eine andere Richtung gab, mußte ſie tun.

Als ſie die dicken Flechten feſtgeſteckt hatte, zog ſie die Kommodenſchublade auf, da lagen oben ein paar lange, hellſeidene Strümpfe, dicht daneben ein paar verwaſchene Kinderſocken und ein verflicktes Kinderhemdchen. — Die ausgeſtreckte Hand ſank ihr ſchlaff zurück. Dann nahm ſie die Kinderſtrümpfe heraus. Ihre Knie zitterten, vor den überwachten Augen flimmerte und flackerte das Licht, ſchwer ſtützten ſich ihre Hände auf die knarrende Schublade, dann ſank ſie nieder auf den Fußboden und weinte. — Sie weinte, wie nur eine Mutter weinen kann um ihr einziges Kind.

Ihre bitteren Tränen netzten den Nachlaß des kleinen Toten. Ihre Gedanken aber flogen hinweg über die Dächer Altonas und über die ſchneeigen Wieſen am Diebteich, ſie eilten vorüber an herrlichen Marmordenkſteinen und hohen Taxusbäumen bis

an die äußerste Ecke des Kirchhofes. Dort, wo die vielen einfachen, schwarzen Kreuzlein stehen, flogen sie umher und fanden ein kaum zugeworfenes kleines Grab.

„Ganz allein liegt Klein-Peter da, so ganz allein auf dem großen, dunklen Kirchhof.“ Sie sprach es schluchzend vor sich hin und richtete sich auf. Die Uhr am St. Pauli-Kirchturm schlug vier helle Schläge und dann acht volle, laute dahinter. Sie zählte mechanisch. Da fiel ihr ein, daß die Direktorin gleich kommen könne, um sie zu holen, und sie schauderte zusammen. Hastig sprang sie auf, schob die Kommodenschublade zu, warf ihren Mantel um, setzte den Hut auf und eilte die Treppe hinunter. Sie hörte noch, daß eine Frauenstimme ihr etwas nachrief:

„Was soll ich?“ fragte sie hinauf.

Ihre Nachbarin, eine arme Frau, die mit ihrem Mann einst bessere Tage gesehen hatte, rief ihr über das Treppengeländer zu: „Fräulein Norgaardt, trinken Sie doch 'ne Tasse Kaffee mit uns. Ick heff grad 'n bebden warm makt. See hebbt den ganzen Dag nix warmes hatt, dat geiht jo doch nich.“ — „Välen Dank! Ick kann nich, välen Dank ok!“ fort war sie. In ihrem zermarterten Hirn fand in dieser Stunde nur noch der eine Gedanke Raum: Ihr Klein-Peter lag drüben in der kalten Erde allein, so ganz allein!

Sie fand das Kirchhofstor geschlossen. Das hinterte sie nicht. Hinten, auf der Exerzierweide ging

ſie durch den Stacheldrahtzaun und über die Dornhecke, ſie ſtolperte im Halbdunkel über die Gräber hinweg, aber der Schnee leuchtete genug, daß ſie in der Stadt der Toten das viereckige Fleckchen finden konnte, wo ihr Klein-Peter ſo ganz allein lag.

Der Wind ſtrich durch die dichten Kronen der Taxus und durch die Wand der Rhododendron, die ſich ſcharf von der weißen Fläche abhoben, er ſpielte mit den welken Blättern, den kniſternden Papierblumen und den flatternden Bändern der Kränze, die auf den Gräbern lagen. Sie lauſchte den Stimmen, aber ſie fürchtete ſich nicht. Andere Lieder als einſt im Dorngeſtrüpp der Birk raunte ihr hier der Wind ins Ohr. Er kühlte ihre brennende Stirn und ſang eine eintönige Weiſe vom Leid der Armen, von getäuſchter Hoffnung, von unverſtandenem Weh der Geächteten und Verkannten.

Er ließ auch Saiten in ihrer Seele wieder erklingen, die Haß und Rachſucht und im Dunkeln geil aufgeſchoſſene Ehrſucht überſpannt und verſtimmt hatten. Regungen und Gedanken ſind an dieſem Spätabend durch ihr Herz gegangen, die ſonſt nur ſchüchtern an die Tür geklopft hatten. Sie fanden nicht eine wohlbereitete Stätte, aber ſie rangen mit den trotzigen Gewalten, die das Menſchenherz in den Tagen der Leidenſchaften blenden. Das Glück macht den Menſchen kurzſichtig und taub, im Leid wird er weitſehend und hellhörig.

Am nächſten Morgen in der Frühe packte Meta Norgaardt ihre Sachen in einen großen, weidenge-

flochtenen Reisekorb. Die seidenen Strümpfe und langen Knopfstiefel, die grellbunten Mieder und Röcke kamen zuerst hinein, ganz unten; darüber breitete sie dicht und fest den alten Mantel, den sie getragen hatte in der Nacht, als sie von Schnarstruphof flüchtete. Dann kamen ihre anderen Sachen, und in einem besonderen Kasten die Hemden und Kleidchen, die der kleine Peter noch nicht ganz verschlissen hatte. Auch der Wagen aus Garnröllchen, den sie ihm gemacht, und an dem er seine ersten Zähnchen probiert hatte, kam mit. Alles was ihr gehörte, packte sie ein, drückte den Deckel fest zu und legte zwei Vorhängeschlösser vor den Riegel. Am Nachmittag holte ein Gepäckträger den Korb ab. Bald nachher kam Meta und verabschiedete sich von ihren nächsten Nachbarn. Sie wolle sich etwas anderes suchen. Was und wo, das erfuhr niemand. In den nächsten Tagen sprach man noch viel von ihr auf den Treppen und Vorplätzen, die eine meinte, ein schwerreicher alter Herr habe sich in sie verliebt und wolle sie heiraten. Da lachten andere höhnisch. Bald hieß es, sie sei mit einer Sängergesellschaft nach Amsterdam gegangen, am Venloer Bahnhof habe man sie in einen Wagen vierter Güte steigen sehen. Gewisses wußte keiner, desto mehr wurde geredet. Als bald darauf ein Briefträger einen Brief aus England für Meta Norgaardt abgeben wollte, da mußte er ihn wieder mitnehmen. Niemand kannte ihre Adresse.

Sechzehntes Kapitel.

Als die „Dronning Marie“ im Belt lag, hingen ihre Segel schlaff an den Stengen, und spiegelblank lag die See. Im Kattegat drehte sich der Wind und brachte das Schiff schnell nach Skagen. Als man dann ins Skagerrack kam und nach der Nordspitze Schottlands zuhielt, mußte man schon die Marssegel reffen: ein starker Sturm kam vom Atlantik herüber.

Es war in der nächstfolgenden Nacht, kurz bevor Hans Thordsens Wache zu Ende war, als eine gewaltige Sturzsee über die Schanzkleidung und das Deck hinweg schlug. Ein schweres Wasserfaß, das nicht ordentlich festlag, wurde losgerissen und traf Hans Thordsen so unglücklich, daß er hinstürzte und sich nicht wieder aufrichten konnte. Man trug ihn in die Koje, und hier stellte der Kapitän fest, daß das linke Bein oben am Hüftgelenk verrenkt oder gebrochen sei. Da lag er nun hilflos und elend. Alle Mann hatten an Deck zu tun, nur ein Junge blieb bei ihm und half kalte Umschläge machen. Über ihm die schweren Schritte der Matrosen, die kurzen Kommandorufe und Pfiffe des Kapitäns und der Steuer-

leute, das Klirren der Ketten und Klatschen der Segel, um ihn herum das Brüllen des Sturmes und der Wellen, das Knarren und Ächzen des Schiffes, in ihm der Schmerz und das trostlose Gefühl der Untätigkeit. Vier Tage und Nächte kämpften sie. Die Leute oben an Deck kämpften um Schiff und Leben, Hans Thordsen unten auf seinem Lager mit lähmenden Fieberschauern und wilden Schmerzen.

Als sie sich der Clyde näherten, signalisierte Kapitän Hansen einen Dampfer heran, der nahm den Verletzten an Bord und brachte ihn nach Glasgow. Am anderen Morgen kam er ins Hospital, es war die höchste Zeit! Tagelang lag Hans Thordsen hier in Fieberphantasien. Er kämpfte einen erbitterten Kampf mit Peter Ottsen. Wenn er aufspringen und den geschmeidigen Gegner mit der Eisenfaust an der Gurgel packen wollte, dann wich dieser zurück, er aber konnte nicht folgen, denn er hatte nur ein Bein. Peter Ottsen hatte einen langen weißen, leinenen Rock an; jeden Morgen und jeden Nachmittag kam er und beugte sich über sein Bett. Und dann war noch jemand da. Ein Mädchen war es. Sie wachte an seinem Lager wie Meta Norgaardt damals, auf Schnarstruphof. Aber sie hatte nicht mehr so krause rote Haare. Glatt und glänzend schwarz schmiegten sie sich der weißen, schmalen Stirn an, eine schneeweiße Haube überdeckte den Scheitel. — Und sie war nicht Peter Ottsen Frau, sie war immer noch Meta Norgaardt. Sie ging ab und zu mit leisem Tritt, sie kühlte seine brennende Stirn und flößte

ihm Speiſe und Trank ein. — — Eines Morgens, als er nach dem langen, ſchweren Kampfe der endloſen Nacht die müden Blicke an die Decke richtete, beugte ſich die weiße Haube wieder über ihn, er ſah ein ernſtes, mildes Geſicht mit zwei ſtillen, dunklen Augen. Das war doch nicht Meta Norgaardt! Ein freundliches Lächeln flog über die ernſten Züge der Pflegerin. Sie wuſch ſein Geſicht mit friſchem, kühlem Waſſer, glättete ſein Haar und brachte ihm Milch und Brot. Da erſt wurde es ihm klar, wo er ſich befand, und was mit ihm geſchehen war.

Vier Wochen lag der deutſche Seemann in dem engliſchen Hoſpital. Er erfuhr, daß der Arzt anfangs eine Operation für nötig gehalten hatte. Um das Leben des Mannes zu retten, ſollte das Bein geopfert werden. Seine kräftige Natur und die Fürbitte der Pflegerin aber hatten den Sieg über das Meſſer der Ärzte davongetragen. Er behielt ſein Bein, aber es war ihm wie abgeſtorben und blieb ſteif im Hüftgelenk.

„Es wird beſſer werden!“ tröſtete ihn das ſtille, freundliche Mädchen, als er zum erſten Male wieder zu gehen verſuchte. Ohne Krücke ging es nicht, und er konnte ſich gar nicht an das ungewohnte Werkzeug gewöhnen.

So ſaß er nun im Hoſpitalgarten auf der Bank, weit von der Heimat, wie ein havariertes Schiff auf der Klippe. Und würde er jemals wieder hinaus können auf die See? — Würde er nicht ein Krüppel bleiben? — Er hatte den Arzt gefragt, der

hatte mit der Achsel gezuckt und von „Geduld" geredet; dann war er seines Weges gegangen. Sie aber hatte ihm mit wehmütigem Lächeln die Hand gereicht. Da war Hans Thordsen das Blut in das blasse Gesicht gestiegen. War es das erste Anzeichen der wiederkehrenden Jugendkraft, oder war es Dankbarkeit, die aus seinem Herzen emporwallte?

Käte Bruce war eine freiwillige Pflegerin, die nur vorübergehend im Seemannskrankenhause zu Glasgow war. Der blonde deutsche Seemann war der erste, dem ihre Pflege und ihre Sorge galt. Sie hatte an seinem Lager gewacht und gebetet, gezagt und gehofft, sie hatte gesehen, wie der Tod seine Hand nach einem frischen, jungen Leben ausstreckte. Eine Eiche war vom Sturm zerspellt, ein Menschenleben voller Kraft und Energie war mit einem Schlage geknickt, ein kräftiger Mann war zum Krüppel geworden! Tiefes Mitleid hatte sie erfaßt, als er in Fieberphantasien kämpfte. Mitleid und Liebe wohnen in einem unberührten Frauenherzen nahe zusammen.

Im Laufe seiner Seemannsjahre hatte Hans Thordsen etwas Schiffsenglisch gelernt, das allerdings wenig Handhabe für den Verkehr mit seiner Pflegerin bot. Es bewegte sich auf einem ganz anderen Gebiet, aber sie verstand ihn doch. Die Sprache der Augen ist übrigens überall dieselbe, sie ist weit ausgebildeter als das Wort des Mundes; eine flüchtige Berührung der Hände sagt oft mehr als

eine lange Rede. So spinnen sich aus Blicken und Gedanken die zartesten Fäden.

Ende August war es, als Hans Thordsen durch den deutschen Konsul von der Reederei der „Dronning Marie" seine rückständige Heuer und eine nicht unbedeutende Entschädigung erhielt. Es war manches in schlechtem Zustand an Bord gewesen, so daß der Kapitän vor dem Seeamt eben mit einem blauen Auge davon kam. Aber mit dem Gelde konnte Hans Thordsen sich keine gesunden Glieder kaufen. Er ging zwar jetzt nicht mehr an der Krücke, sondern nur noch am Stock, aber das linke Bein war schwach und steif geblieben. Zum Segelschiff-Matrosen oder zum Steuermann taugte er nicht mehr. Das war hart!

Um diese Zeit kam Käte Bruces Vater nach Glasgow, er wollte seine Tochter heimholen, zuvor aber noch einige geschäftliche Angelegenheiten in der Stadt erledigen. Tom Bruce betrieb eine Ackerwirtschaft und Gärtnerei in Aberfoyle, dem Endpunkt der Eisenbahn, von wo man die Trossachs, eine der schönsten Gegenden des schottischen Hochlandes, besucht. Der biedere Schotte war bald bekannt mit dem deutschen Seemann und fand an ihm Gefallen. So gut es ging begleitete Hans Thordsen ihn auf seinen Ausgängen in Glasgow, und als der Abschiedstag heranrückte, lud der Schotte den Angliter ein, das Land von „Rob Roy" und der „Lady of the lake" zu besuchen und dann erst heimzukehren. Als er das sagte, schaute ihn Käte mit ihren klaren,

ernſten Augen an, und er las in ihrem Blicke den Wunſch, die Trennung hinauszuſchieben. — Am nächſten Tage fuhren ſie zuſammen ab.

Es ſind bequeme Wege dort im Seengebiet, und die Berge laſſen ſich ohne große Mühe und Gefahren beſteigen. Für den Sohn des Schleswig-Holſteiniſchen Flachlandes war das Hochland eine neue, wunderbare Welt. Wohl hatte er, von der See aus, an Südamerikas Küſte himmelanragende Gebirgsrieſen geſehen, wohl hatte er in Norwegens Fjorden hinaufgeſchaut zu den ſchneebedeckten Firnen, die mit ſchimmerndem Weiß die höchſten, aus blauer Flut aufreckenden Felſen krönen, noch nie aber hatte ſein Fuß ſolch Gebiet betreten.

Auf vierſpännigen und vielſitzigen Mail-coaches durcheilen die Reiſenden aller Herren Länder gewöhnlich die vorſchriftsmäßige Route: Aberfoyle—Troſſachs—Callander, oder ſie fahren von Troſſachs auf dem herrlichen See Loch Katrine gen Stronachlachar. Gemächlich auf einem Bauernwäglein fuhr an einem ſchönen Morgen Tom Bruce mit ſeinem Gaſt und ſeiner Tochter von Aberfoyle der aufgehenden Sonne entgegen, um über Thornhille das Seengebiet zu erreichen.

Das goldene Morgenlicht lag auf den Höhen von Stirling, es blitzte in den Fenſterſcheiben des mächtigen Schloſſes. Finſter und trotzig ragte das alte Gemäuer empor auf der ſteilen, rötlichen Felſenwand; ein Wahrzeichen alter ſchottiſcher Kraft und Wehrhaftigkeit. Südlich davon dehnten ſich grüne

Felder aus. Der Alte hielt auf einer Anhöhe den Wagen an und zeigte hinüber nach dem Schlachtfeld von Bannockburn.

„Vor mehr als fünfhundert Jahren", sprach er, „schlug dort einer meiner Vorfahren in blutiger Schlacht die Engländer aufs Haupt. Er erstritt die Unabhängigkeit Schottlands und trieb die Feinde aus dem Lande."

„Wer war das?" fragte Hans Thordsen.

„Ein schottischer König!" antwortete stolz der Alte. „Robert Bruce hieß er. Auf dem Platz vor Stirling-Castle steht sein Denkmal."

Der Alte mit seinem verwitterten Gesicht und dem arbeitsgebeugten Rücken schien Hans Thordsen wenig königliches an sich zu haben, aber als sein Blick über das edle Profil der Tochter glitt, die sinnend in die Ferne schaute, da schien ihm des Alten Rede wohl glaubhaft. Er wußte nichts von der Eigentümlichkeit so mancher Bewohner dieses Landes, die von dahingeschwundener Größe zehren. Auf diesem Boden wurden viele edle Geschlechter ausgetilgt oder von ihrer Höhe gestürzt; ihre Nachkommen hausen nun zwischen den Trümmern ihrer Stammsitze und suchen dem harten, steinigen Boden ihr kärgliches Brot abzugewinnen.

„Dann sind Sie eine Königstochter, Käte", sagte Hans Thordsen nach einer Weile des Stillschweigens. Es sollte leicht scherzend klingen, doch floß etwas wie scheue Bewunderung in den Klang seiner Stimme.

Sie lächelte und sprach: „Wenn ich es wirklich

wäre, wie mein Vater meint, so nützte es mir doch nichts. Was ist aus den schönen Frauen geworden, die einst von jenen Mauern von „The Queens Lookout", hinabschauten? Sie und die stolzen Ritter, die in des Königs Garten ihre Tourniere und Waffenspiele abhielten, glaubten, um sie drehe sich die Welt. Staub und Asche von ihnen sind längst vergangen, aber manche üble Tat lebt heute noch fort im Munde des Volkes."

„Manche gute auch, Mädchen!" warf der Alte ein. Sie hörte nicht darauf. — „Herrisch und stolz sind die Herren dieses Landes immer gewesen", fuhr sie fort. „Mit Blut haben sie ihre Namen in die Bücher der Geschichte geschrieben. Das hat doch nicht verhindern können, daß sie ausgetilgt wurden aus der Liste der Herrscher und daß ihre Nachkommen Pächter und Knechte geworden sind der Engländer."

„Leider Gottes", seufzte Tom Bruce.

„Und doch hat Gott es so gewollt", fuhr sie fort, „daß unser Volk lernte, den starken Nacken zu beugen. Der Engländer war nüchtern und schlau, unser Volk war kühn und tapfer, doch Trunk und Zügellosigkeit verdarben viel. So ist es immer noch. In Glasgow könnt Ihr es sehen." Und sie erzählte Hans Thordsen von den Arbeitern, die am Sonnabend in den Schenken ein- und ausgehen und spät in der Nacht betrunken nach Hause wanken. Auch von Frauen sprach sie, die sinnlos berauscht dem rohen Pöbel zum Spott und zur Belustigung dienen. Hans Thordsen glitt ein hartes Schimpfwort über

die Lippen. Sie sah ihn an, eine tiefe Falte stand ihr zwischen den dunklen Augenbrauen und mißbilligend sagte sie: „Es sind arme, bedauernswerte Geschöpfe! Was für eine Erziehung haben sie meistens gehabt! Wie viel Menschen- und Männerschlechtigkeit, Not und Elend ging oft vorher, ehe sie so weit kamen."

Da mußte Hans Thordsen unwillkürlich an den „Birkfuchs" denken. — Was war aus ihr wohl geworden? Und wie ganz anders war dies Mädchen! — Sie war eine werktätige Christin. Ihr ernstes Wesen hatte ihn angezogen, aber er fühlte sich ihr gegenüber so klein und unbeholfen! — Sie sprach so klug und sinnig und er wußte gar nichts darauf zu sagen. Er hatte lange dankbar zu ihr aufgeschaut, sie war ihm zuerst eine Helferin geworden, dann aber sah er sie über sich emporwachsen. Er selbst wurde immer kleiner. Daß er ihre Sprache nur mangelhaft beherrschte, trug auch dazu bei, seine Unbeholfenheit zu vermehren. Wenn er sich im Ausdruck vergriff, dann pflegte der Alte dröhnend und anhaltend zu lachen, auch um Käte's Lippen zuckte dann zuweilen ein kleiner Spott.

Thornhill lag hinter ihnen, nach Norden ging der Weg.

Hans Thordsen war schweigsam geworden. Seine Augen sahen bunte Bilder vorübergleiten, sie blieben aber nicht haften in seiner Seele. Er dachte an die Heimat und er fing an, sich nach den Angler Knicks und Strohdachhäusern zu sehnen. Auch Käte

Bruce schien besonderen Gedanken nachzuhängen. Auf dem halben Wege nach Callander waren sie jetzt, rechts kamen schon die blinkenden Wasser der Theith zwischen grünen Ufern in Sicht, und links schoben sich die Berge in den wunderbarsten Formen dichter zusammen, hier lenkte der Alte in einen schmalen Seitenpfad ein, der sich zwischen zwei Höhenzügen nach oben wand. Vor ihnen erhob sich aus dem grünen Meer der kleineren Hügel und Vorberge ein mit grauen Felstrümmern überstäeter Bergwall, gekrönt mit rot blühender Heide. Ganz oben ragt aus der Purpurglut ein grauer, mächtiger Steinblock hervor. Wie eine Burg sieht er aus, die das Geschlecht der Riesen einst in diese Wildnis baute. Der Wagen schwankt hin und her auf dem rauhen Pfade. Hans Thordsen hält das schlanke Mädchen fest. Das gesunde Bein hat er gegen den Wagenrand gestemmt, fest legt er den Arm um ihren Leib, sie lehnt sich an ihn. Der Wagen hält. Links schlängelt sich ein schmaler Fußpfad bis zur Spitze. Der Alte hat noch mit dem Pferde zu tun, er strängt es los und nimmt ihm die Trense ab, damit es von dem langen, feinen Gras fressen kann. Die beiden jungen Leute gehen den steilen und rauhen Pfad aufwärts. Er ist allerdings ein schlechter Weg für Hans Thordsen, da merkt er wieder, daß er ein Krüppel geworden, und doch mag er es gerade jetzt nicht merken lassen.

„Eine Liebe ist der anderen wert", sagte Käte Bruce freundlich, jetzt zittert ihre sonst so ruhige und sichere Stimme. Dann reicht sie ihm die Hand und

nun ſtützt ſie ihn mit ihren Armen, wie ſie es getan hat, als er noch im Glasgower Seemannskrankenhauſe umherging. Keiner von beiden ſpricht ein Wort.

Eine Viertelſtunde ſteigen ſie ſo bergan, dann macht der Pfad plötzlich eine Schwenkung, und nach einigen Schritten ſtehen ſie in einer Lücke des grauen Steingipfels. Vor ihren Füßen liegt das weite Hochland mit ſeiner wilden Herrlichkeit und herben Schönheit. Kein Ruhepunkt, keine ebene Fläche bietet ſich dem Auge, ſoweit es auch ſchweift. Leuchtendes Grün ringsum im Grunde, nur hier und da blitzt wie Silber der Spiegel der Theith aus der Tiefe empor. Wall an Wall, wie die Wellen des Meeres, erſt mit breiten Zwiſchentälern, dann immer enger ſich zuſammenſchiebend, ſo ziehen die Höhen durchs Land bis an den fernen Horizont. Purpurn ſchimmern die Gipfel. Nur die Bergrieſen, die das Panorama ganz hinten begrenzen, bergen ihre graue Stirn im weißen Wolkenrand. Gewaltige Felsblöcke, rings umher geſtreute Steinmaſſen, mächtige Trümmer reden in ihrer Sprache von einer furchtbaren Kataſtrophe, die in der Urzeit einer werdenden Welt über dieſes Land hereinbrach. Sie reden ſo gewaltig, daß des Menſchen Rede ſich nicht hervorwagt. Darüber aber wirft die ſcheidende Abendſonne ihr goldenes Licht, ſie malt hinter den wildgeformten, ſchroffen Felswänden dunkle Schatten, die fallen langſam über die grüne Fläche und dämpfen das leuchtende Rot der blühenden Heide. Der

Abendwind ſpielt leiſe mit den langen Farren, die im Spalt der Felswand emporwuchern, und mit den Blättern einer einſamen Birke, die hinter dem grauen Geſtein Schutz ſucht. Ein Berghuhn ſtreicht mit ſchwerem Flug am Abhang entlang, dann iſt alles wieder ſtill. Keine Menſchenſtimme, kein Laut von unten durchdringt dies majeſtätiſche, das Menſchenherz überwältigende Schweigen.

Eine ganze Weile ſteht Hans Thordſen im Anblick des herrlichen Bildes verſunken und vergißt, was um ihn her vorgeht. Durch ſeine Seele zieht ein Sehnen. — Die grünen Berge, die hochaufgetürmten Felsrieſen, die Purpurhöhen und düſteren Talränder, der Ben Venue mit ſeiner grauen, ſteil abfallenden Wand und dem dunklen mit Wolken gekrönten Haupt gehören einer ihm fremden Welt und einem anderen Volk an. Sie paſſen zum Charakter der Bewohner dieſes Landes, aber in ihm erwecken ſie die Sehnſucht. Das Bild der Heimat tritt ihm vor die Seele, wie er vom Schersberg es ſah: ein Bild der Arbeit und des Segens. Helle, wogende Kornfelder und dunkle Wieſen, durchzogen von grünen Hecken, breiten ſich dort aus bis an den Horizont, dazwiſchen lugen grau-grüne Strohdächer hervor. Eine Mühle dreht fleißig ihre weißen Flügel im Winde. Eine ſchlanke Kirchturmſpitze deutet wie ein Finger nach oben. Nicht wild zerklüftet und mit rauhem Geſtein beſäet ſind die Höhen der Heimat; in ſanften Wellenlinien wechſeln Tal und Hügel, und jeder von ihnen redet vom Fleiß

und Schweiß des Landmannes. Nichts Lebendes sieht er hier zwischen den Trümmern einer zerschmetterten Welt, nur drüben am grünen Abhang scheint das graue Gestein sich zu bewegen: eine Schafherde sucht sich ihr Futter zwischen den dunklen Farren und den hellleuchtenden Birkenstämmen, man kann sie kaum von den umhergestreuten Felsblöcken unterscheiden. In seinem lieben Angeln sieht man die bunten Kühe im Klee stehen, und kräftige Pferde ziehen den Pflug durchs dunkle Ackerland. Über die blaue Flensburger Föhrde mit ihren kühn geschwungenen Ufern schweift der Blick und über das weite Meer mit den weißen Wogenkämmen und den von fern her kommenden Schiffen! — — Das Meer, ja, das Meer! — Hans Thordsen ist in fremdem Lande, fern von seiner Ostsee, die den Knaben grüßte und lockte. Das ist hier nicht *sein* Land. Es ist schön, aber es ist ihm fremd und wird ihm fremd bleiben, das fühlt er jetzt. Das Heimweh, das tief im Herzen gelegen, wurde wach auf Barnock Dun.

Er blickt sich um nach Käte Bruce. Er sieht sie nicht. Er geht um das wild-zerrissene Felsenbollwerk herum, das auf des Berges Spitze vorgebaut ist; einige Schritte nur, dann bleibt er stehen. Dicht an der Felswand auf dem roten Heideteppich kniet das Mädchen mit gefalteten Händen und hat im stillen Gebet sich und die Welt vergessen. Er will zurücktreten, da blickt sie auf. In ihren Augen schimmern Tränen. Das weltliche Rot, das die flüchtig aufsteigende Liebesflamme auf die schmalen Wangen

gezaubert hatte, ist gewichen. Ruhig steht sie auf und winkt ihm mit der Hand.

„Ich fühlte die Nähe Gottes“, spricht sie, ihre Stimme klingt wieder so klar und fest, wie sonst. „Er rief mich, als ich hier allein stand, und meine Seele hat mit ihm gesprochen.“ Sie schweigt, als wenn sie von ihm Antwort erwarte.

In ihm ringen zwei Gewalten. Nach einer Weile sagt er leise: „Käte, könnten Sie Ihr Land und Ihr Vaterhaus jemals verlassen und fortziehen übers Meer zu anderen Menschen?“

„Nein.“ Wie schwer wurde ihr das Wort! —

Langsam und schweigend gingen sie den Pfad hinab.

Dem Alten war die Zeit schon lang geworden, das Pferd stand angesträngt vor dem Wagen. Als sie zurückfuhren, war nur der Alte redselig, er erzählte von den Siegen und den Kämpfen, die diese Berge und Täler zum Schauplatz einst hatten.

Zwei Tage darauf reiste Hans Thordsen ab. Auf dem Bahnhofe schüttelte Tom Bruce ihm die Hand und versicherte ihm mit vielen herzlichen Worten seine immerwährende Freundschaft. Kätes schmale Hand zitterte in der seinen, und in ihren blauen Augen sah er einen feuchten Schimmer: „Ich werde es nie vergessen, was Sie an mir getan haben, Käte! Der liebe Gott möge es Ihnen lohnen, ich habe es nicht können.“ — Da flog noch einmal über ihr feines, ernstes Gesicht ein heller Schein: „Gott sei mit Ihnen!“ Er fühlte den Druck ihrer Hand:

„Vergeſſen Sie uns nicht ganz!“ — „Nie!“ — rief er. Dann ruckte die Lokomotive an und ſie entſchwand ſeinen Blicken. — — —

* * *

Drei Wochen ſpäter wurde es abgemacht, daß Hans Thordſen bei der alten Mutter Braak in Falshöft wohnen und ihres verſtorbenen Mannes Boot und Fiſchernetze übernehmen ſollte. Er konnte, ſo lange ſein Bein nicht beſſer war, nicht wieder zur See. Der Arzt hatte zwar geſagt, daß es beſſer damit werden könnte, und Hans Thordſen hielt an dieſer Hoffnung feſt, aber bis dahin mußte er doch etwas anfangen. Als Rentner konnte er von ſeinem Erbteil und ſeinen geringen Erſparniſſen nicht leben, ſo mußte er denn erſt mal nehmen, was ſich bot. Der Winter ging langſam hin. Des Eiſes wegen waren die Fiſcher vielfach zur Untätigkeit verbannt, im Frühjahr und Sommer ging der Fang beſſer und ernährte notdürftig ſeinen Mann. Das Leben am Strande war ſo ſtill und gleichmäßig, draußen aber auf der blauen Flut tauchten am Horizont die vielen weißen Segel auf, ſie zogen vorüber und verſchwanden. — Hans Thordſen ſah ihnen ſehnſuchtsvoll nach, wenn er in ſeinem kleinen Boote zum Fiſchen ausfuhr oder am Strandwege ſeine Netze zum Reeden und Trocknen aufhing. Er konnte nicht mit. Seine ſchönen Träume waren zu Ende, er war ein Wrack auf trockenem Sande.

Während dieſer Jahre hatte Hans Thordſen

viel gelesen und manches gelernt, wovon man in Falshöft sonst nichts wußte. Er hielt sich eine Hamburger Zeitung, weil er aus dieser am meisten über Schiffsverkehr und Seeleben ersehen konnte. Er ließ sich auch Bücher kommen, die in der Pommerbyer Schulbibliothek nicht zu haben waren. Er galt etwas unter seinesgleichen, aber doch auch nur unter diesen. Die „Besitzer" bildeten eine Klasse für sich und sahen über den Falshöfter Fischer hinweg. So lebte er ruhig für sich und bildete sich seine eigene Meinung von der Welt und vom Leben.

Siebzehntes Kapitel.

Niklas Böhm war wieder in der Geltinger Gegend gesehen worden. In Rabenholz hatte er von Haus zu Haus gebettelt und jeder hatte ihm etwas gegeben, der Arme ein Stück Brot und einen kleinen Schnaps, die Bauern ein Stück Speck oder ein paar Pfennige, — wofür Niklas sich natürlich auch Schnaps kaufte. Man gab's ihm nicht gerne, am liebsten hätte man dem Strolch die Türe vor der Nase zugeschlagen oder ihn mit den Hunden vom Hofe gehetzt, aber man suchte ihn in Gutem loszuwerden, denn das Messer saß ihm lose in der Tasche — so sagte man — und die Strohdächer waren leicht in Brand gesteckt.

Eines Morgens ging Hans Thordsen den Strand entlang nach der Birk, da sah er zwischen dem hohen Strandgras im Sande eine dunkle Gestalt liegen. Er ging darauf zu. Zwei listige Augen blitzten ihn an.

„Dag, Niklas!" sagte er.

„Dag!" knurrte es aus dem hochgezogenen Kragen des zerlumpten Rockes hervor.

„Hest Du de Nacht hier lägen?"

„Näh!“

Der Faullenzer drehte ſich auf die andere Seite. Der Fiſcher ging weiter. Ein ganzes Stück war er ſchon fort, da hörte er hinter ſich ſeinen Namen rufen, und als er ſich umſchaute, ſah er Niklas Böhm herankommen. Er blieb ſtehen.

„Ich wollte noch ein Wort mit Dir ſchnacken“, fing Niklas an und lachte ſpöttiſch.

„Man los!“

„Mir iſt heute früh was Putziges paſſiert, das wollte ich Dir mal erzählen.“

„Was denn?“

„Ja, aber mein Bett war ein bißchen kalt, haſt Du nicht erſt en kleinen Schnaps für mich?“

„Tut mir leid, habe ich nicht, aber en Stück Brot kannſt Du kriegen.“ Er holte ſein Veſperbrot aus der Rocktaſche.

Der Vagabund biß kräftig hinein.

„Danke brauch' ich bei Dir nicht zu ſagen“, ſagte er, mit vollem Munde kauend.

„Nein, das brauchſt Du nicht, wenn Du nicht willſt.“

„Du biſt mir doch noch was ſchuldig.“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Wenn ich damals nicht das Tau gehalten hätte, als Fritz Dich aus dem Waſſer holte, dann hätten Sie Dich in dem ſchwarzen Kaſten nach Gelting getragen.“

„Kann wohl ſein, Niklas, es tut mir leid um Fritz, das kannſt Du mir glauben.“

„So? Na, dann biſt Du aber der einzige. Der Cappler Gendarm meinte, das wäre noch die beſte Stelle, wo ihn die Krähen hätten finden können, dort am Noorgraben. Die Vieſter hätten ſich nur gewundert, daß er kein hänfernes Halsband umgehabt hätte.“

Hans Thordſen ſchüttelte den Kopf.

„Sieh mal da“, fuhr Niklas fort und deutete auf ein paar Raben, die am Strande entlang liefen und nach toten Seetieren ſuchten. „Die beiden Geſellen warten auf mich.“ Er hob einen Stein auf und warf dicht an den auffliegenden Vögeln vorbei. „Paß mal auf, die kommen mir doch nach. Sieh mal, da machen ſie ſchon den Bogen. Da ſitzen ſie wieder hinter dem Steinhaufen und lauern. Seit geſtern Abend ſind ſie hinter mir her. Die Krähen ſind ſchlau, ſie haben geſehen, daß ich Hanf bei mir habe.“ Er zog eine daumendicke Schnur aus der Hoſentaſche.

„Was ſoll das?“ fragte ſein Begleiter.

„Ach, nichts weiter. Ich habe das Hundeleben ſatt! — Was ſag' ich? — Hundeleben? — Kein Hund hat's ſo ſchlecht.“

„Warum arbeiteſt Du nicht?“

„Arbeiten? — Den möchte ich mal ſehen, der mir Arbeit gibt. Geld zum Schnaps geben ſie mir, aber keine Arbeit. Ich habe übrigens auch keine Luſt dazu, die Bauern reich machen zu helfen. Aber weißt Du, mit der Zeit wird einem das Leben doch ein bißchen ſchwer, auch wenn man nichts tut. Und da dachte ich geſtern nachmittag, ob es nicht beſſer ſei,

mich zu verändern. Weißt Du, Hans Thordſen, der Paſtor macht ja viel Geſchichten davon, aber ich glaube, ſo ganz viel ſchlechter als hier kann es da drüben für unſereinen auch nicht ſein. Da dachte ich geſtern abend, ich wollte dahin machen und mal durch dies Loch kucken." Er hob die Schlinge hoch.

„Aber Du haſt es doch nicht getan."

„Nein, mir kam was dazwiſchen."

„Na, dann überleg' Dir die Sache noch mal gehörig. Du kannſt —"

„Laß Dir erſt mal erzählen, wer da kam", unterbrach ihn Niklas Böhm. „Ich war nämlich geſtern abend nach der Birk gegangen, denn ich wollte noch die letzte Nacht unter dem alten Dach liegen, unter dem ich auf dieſe verrückte Welt kam. Die Alten ſind tot. Jens Norgaardt iſt in Amerika. Peter Thießen wollte mich aber nicht einlaſſen, und als ich vom roten Hahn ſprach, meinte er, ich ſollte den Stall man anſtecken, wenn ich ins Zuchthaus wolle, ihm gehöre er nicht. Da bin ich denn weiter gegangen, denn ſeine großen Jungens waren zu Hauſe, und habe mich hinter einem dichten Dornbuſch ins Gras gelegt."

„Das war ein kaltes Logis", warf Hans Thordſen ein.

„Wenn man zwei Zoll Branntwein im Magen ſtehen hat, dann merkt man das nicht ſo, aber gegen Morgen wurden mir die Zähne doch ſchnatterig, da richtete ich mich auf und wollte ein bißchen Öl auf die Lampe nachgießen. Ich kriegte aber gar

nicht mal die Flasche hoch, so verfehrte ich mich! — Und was meinst Du, was ich sah?“ —

„Das kann ich doch nicht wissen.“

„Näh, das kannst Du nicht mal raten. — Ich sah da ungefähr hundert Schritt vor mir zwischen den Büschen den Birkfuchs umherschleichen.“

„Wen?“

„Den Birkfuchs, sag' ich Dir!“

„Mensch, das ist ja Unsinn!“

„Wenn ich's Dir sage! Einen Augenblick war's nur, daß ich sie sah. Dann verschwand der rote Kopf in den Büschen. Ich war selbst ganz perplex.“

„Unsinn! Die hat hier nichts mehr zu suchen.“

„Der Teufel soll mich holen auf der Stelle, wenn's nicht wahr ist.“

„Wo ist sie denn geblieben?“

„Weg! Verschwunden!“

„Das ist erst recht nicht möglich.“

„Warum nicht? In den dichten Eichenbüschen kann sie einem schon aus den Augen kommen. Und dann war der Birkfuchs immer hellisch flink. Ich suchte an der Seite nach bis zur Birkkate hin. Sie wird aber nach Birknack zu ausgerissen sein.“

„Das kann gar nicht angehen. Mensch, Du hast zu viel Schnaps gesoffen und hast dann allerlei Gespenster gesehen.“

„Gespenster?“ — Der Vagabund stieß ein rauhes Gelächter aus. „Du meinst, ich hätte das Delirium gehabt. Näh, Hans Thordsen, das kenn' ich ganz genau, das war's nicht.“

„Ach, geh' los mit Deinem Lügenkram.“ Verächtlich wandte ſich der Fiſcher und ging an den Strand. Der andere aber blieb ihm dicht auf den Ferſen und erzählte weiter: „In Cappeln war es, da hab' ich's mal gehabt. Da wachte ich eines Morgens auf und ſah ſchwediſche Gardinen vor'm Fenſter. Da wußte ich, ich war im Loch. Wie ich hereingekommen war, das wußte ich aber nicht. Alle Knochen taten mir weh, ich hatte wohl Prügel gekriegt, im Schädel hämmerte und ſägte es umher, als wenn's für Akkord ging. Wie ich nun ſo lag und grübel, wo ich geweſen war, da ſah ich auf einmal, daß da vom Fenſter eine Eiſenſtange ſich reckt und ringelt. Immer länger wurde ſie, wie 'ne Schlange, aber ſie hatte 'nen Kopf wie 'ne Ratte. Ich ſah das ganz genau. Sie guckte mich an mit ihren kleinen, wütenden Augen und zeigte die ſpitzen, ganz langen Zähne. Auf einmal ſchießt ſie hoch gegen den Boden und die helle Flamme ſchlägt ihr aus den Nüſtern. Mit dem Strahl brennt ſie ein Loch in die Bretter. Ich ſah es brennen und rauchen. Dann piepſt es und ſchreit es, und heraus kommen Ratten und immer mehr Ratten. Sie kommen auf mich los, eine hinter der anderen, und ſpringen mir ins Geſicht. Sie biſſen mich in die Lippen und ſchnappten nach meinen Augen. Da brüllte ich, was ich konnte. Aber kein Menſch kam. Ich wollte um mich ſchlagen, da packte mich aber jemand von hinten mit langen Krallen in den Hals. Ich jammerte und heulte, bis mir die Stimme wegblieb.

Immer fester drückten die langen Klauen meine Kehle zu. Vor den Augen sah ich glühende Funken umhertanzen, und vor mir saßen Ratten, Hunderte von schwarzen und roten Ratten, mit langen, feurigen Schwänzen und grimmigen Schnauzen. Die waren so schwer, daß sie mir die Brust eindrückten. Da kam mir auf einmal in den Sinn, ich müßte beten. Ich wußte aber nichts. Auch das Vaterunser kannte ich nicht mehr. Nichts — gar nichts! — Nur ein ganz kleines Kindergebet fiel mir zuletzt ein, ich kann's nun auch nicht mehr, das babbelte ich für mich hin. Was dann kam, weiß ich nicht. Sie haben mich ins Krankenhaus gebracht und sagten nachher, ich hätte Delirium gehabt. — — Aber heute morgen, da habe ich ganz klar gesehen. Das waren keine Ratten, das war der Birkfuchs, und um den Kopf hatte sie ein graues Tuch."

Durch Hans Thordsens Kopf gingen allerlei Gedanken. Sollte sie wirklich hierher gekommen sein, um die Auskunft zu holen, die er ihr damals vor Jahren hatte geben wollen? Was sollte ihr die nützen? Was trieb sie überhaupt hierher, war es die Liebe oder der Haß? Oder gab es noch eine andere Triebfeder? Vielleicht ging es ihr wie diesem Geächteten an seiner Seite, der müde war, sich hetzen zu lassen. Vielleicht war sie elend und lebensverzagt, krank und verdorben zurück gekommen, um dort ins dichte Dornengestrüpp der Birk zu kriechen und zu verenden, wie das todwunde Tier des Waldes?! Als der Gedanke ihm kam, da fühlte er ein

ſtechendes Weh in der Bruſt. Da empfand er auch mit dem Geächteten an ſeiner Seite Mitleid. „Du ſagteſt vorhin, ich ſei Dir noch etwas ſchuldig, Niklas“, fing er an. Sein Begleiter ſchaute mit rot unterlaufenen Augen fragend zu ihm auf. „Ich will Dir mal was ſagen“, fuhr Hans Thordſen fort. „Du willſt die Bauern ja nicht reich machen helfen, aber vielleicht willſt Du es doch mal verſuchen, für Dich ſelbſt zu arbeiten.“

„So ganz ſchlimm verlegen bin ich ums Arbeiten ja nie geweſen“, grinſte Niklas, „aber ich kann's ja mal verſuchen. Was denn?“

„Bei mir. Du kannſt mit mir zuſammen fiſchen.“

„Iſt das Dein Ernſt?“

„Ja. Aber Du mußt erſt rein ſein.“ Er ſah ſeinen Struppelkopf mit hochgerunzelter Stirn an. Niklas verſtand ihn nicht ganz, er ſah an ſeinem blanken, ſchwarzen Rock herunter, den früher wohl ein Paſtor oder ein Schulmeiſter getragen hatte, und meinte, indem er mit den Händen den Sand abklopfte: „Ja, da ſitzen noch die Federn von meinem Bett am Rock. Aber 'ne Bürſte hab' ich nicht, ſonſt hätte ich mir ſie abgebürſtet.“

„Die Federn meine ich nicht, ich meine die Bienen“, ſagte der Fiſcher trocken, und griff ſich mit einer bezeichnenden Handbewegung hinter den Rockkragen.

„Keine Angſt“, lachte Niklas. „Ich komme ja eben aus Rummer Sicher, da lebt ſo was nicht. Da

haben ſie meinen Rock beim Auskochen ganz verdorben. Und das war ein feiner Rock, hat dem Paſtor in Töſtrup gehört.“ Mit Bedauern hob er die zerknitterten, bräunlich-ſchwarzen Schöße hoch.

„Sooo?“ — Etwas langgedehnt und fragend kam es heraus bei Hans Thordſen.

„Du denkſt natürlich gleich, ich hätte ihn gezottelt. Das ſtimmt nicht. Geſchenkt hat er mir ihn“, verteidigte ſich der Stroloch.

„Das Saufen hört aber auf, wenn Du mit mir zuſammen arbeiteſt.“

„Ab und an gibt's aber doch en kleinen in der Bottel?“

„Nichts! — Aber ordentliche Koſt ſollſt Du haben, dafür will ich ſorgen. Wenn Du was Rechtes im Magen haſt, dann brauchſt Du keinen Schnaps. Du kannſt noch ein ordentlicher Kerl werden, Niklas.“

„So. — Kann ich?“

„Wenn Du willſt, ja!“

„Ich hab's ſchon zuweilen gewollt, aber es ging nicht lange. Weißt Du, Hans Thordſen, ich bin von klein auf an ſo hinein gewachſen ins Lumpenleben, da kommt man nachher ſchlecht wieder heraus.“

„Verſuch's noch mal. Ich will die Schuld abzahlen, die Du bei mir zugut haſt fürs Tauhalten. Was ich Deinem Bruder ſchuldig bin, kann ich nicht bezahlen, aber es ſoll Dir zugerechnet werden. Willſt Du? Schlag' ein!“

Hans Thordſen hielt ihm die Hand hin. Der

andere zögerte noch: „Biſt Du nicht bange vor mir?“

„Vor Dir, Niklas? Näh. Warum ſollte ich vor Dir bange ſein?“

Er richtete ſich vor ihm auf und ſtemmte die großen Arbeitshände in die Hüften: „Ich kann auch im Böſen mit Dir fertig werden, aber ich will's im Guten verſuchen.“

„Was werden die Leute ſagen, wenn es heißt: Hans Thordſen fiſcht zuſammen mit dem Strömer und Spitzbuben Niklas Böhm von der Birk?“

Einen Augenblick flog ein Schatten des Unmuts über das freundliche Geſicht Hans Thordſens, dann ſagte er mit feſter Stimme: „Was gehen mich die Leute an? Sie können ſchnacken, was Sie wollen. Ich tue, was ich will! — So, nun frage ich Dich aber zum letzten Mal: Willſt Du? Hier die Hand, ſchlag' ein!“

„Ich wills wahrhaftigen Gott mal verſuchen!“ Er ſchlug ein und blickte dabei Hans Thordſen mit eigentümlichem Blick an. Es kam dieſem ſo vor, als ob es in den glaſigen Augen des Vagabunden aufleuchtete, als wenn unter dem Staub und Schmutz der Gemeinheit und unter der Aſche der zerſtörten Willens- und Lebenskraft doch noch ein Fünkchen jenes guten Geiſtes ſchlummere, den die Gottheit noch vor der Geburt jedem Werdenden ins Herz legt.

* * *

Die beiden Männer waren während ihres Gesprächs am Birkhaus vorbeigegangen. Hans Thordsen war noch immer nicht mit sich im klaren darüber, wie er die Geschichte auffassen sollte, die Niklas vom plötzlichen Auftauchen des Birkfuchses erzählt hatte. Hatten die überreizten Sinne dem Trunkenbold das Bild vorgezaubert oder hatte er es frischweg aus dem Faustgelenk gelogen, um dann bei dieser Gelegenheit um Schnaps zu betteln, oder war überhaupt etwas wahres an der Geschichte? Diese Gedanken hatten unwillkürlich seinen Schritten die Richtung gegeben. Sein scharfes Auge glitt hin und her durch die dicht zusammengedrängten Eichenbüsche, ob nicht zwischen den grünen Blättern ein roter Schein sich zeige. Er schaute darüber hinweg, den weiten, weißen Strand entlang bis nach Birknack und links über die grüne Fläche des Noors bis zu den Beveröer Mühlen, aber er sah keine menschliche Gestalt in dieser Einsamkeit. Niklas hatte die Augen am Boden wie ein Spürhund.

„Dort links am Steig habe ich sie gesehen", sagte er jetzt mit einem Male. Hans Thordsen schüttelte zweifelnd den Kopf. Gleich darauf blieb Niklas vor einem Maulwurfshaufen stehen.

„Sonne Stiefel trägt Trina Thießen nicht", sagte er mit verschmitztem Lächeln. „Sie tritt mit ihren Klaben andere Spuren." Hans Thordsen ging hin und bemerkte in der ziemlich frisch aufgeworfenen Erde die Spur eines spitzen Stiefelabsatzes und einer schmalen Sohle.

Niklas sah ihn an und murmelte vor sich hin: „Als ich damals in Cappeln aus dem Krankenhaus herauskam, und wieder ins Kittchen ging, da habe ich nach dem Loch in der Decke gesucht. Ich hatte doch gesehen, daß die Schlange mit dem Rattenkopf das eingebrannt hatte. Alles nichts! — Keine Spur zu finden! Aber hier diese Spur vom Birkfuchs, die ist noch da."

„Aber wo ist sie selbst geblieben?" fragte Hans Thordsen.

„Durch die Luft ist sie nicht weggeflogen, das ist gewiß", meinte Niklas. „Auf der Erde muß man suchen." Während er nun den Steig absuchte, erzählte er: „Wenn ich vor ein paar Jahren hinter Flensburg auf die Dörfer ging, sah ich mir auch immer die Fußspuren an. Der Schangdarm hatte Soldatenstiefel an, sonst keiner in der Gegend. Seine Sohlen waren aber nur rundum in zwei Reihen benagelt, sonst nicht. Die Nägel drückten sich dann wie sein Petschaft auf den Fußsteigen ab, ich kannte die Spur ganz genau. Ging sie aus dem Dorf 'raus, dann ging ich herein. Ging sie herein, dann kehrte ich um und ging dahin, wo er hergekommen war. In Bokjär lief ich ihm aber doch mal grade in den Rachen. Er konnte mir aber nichts anhaben, er knurrte bloß: „Wenn Du Lump man ordentlich stehlen wolltest, daß Du ins Zuchthaus kämst, und wir Dich hier aus der Gegend los würden!" — Da hab' ich ihm aber den Gefallen nicht getan."

Niklas war währenddessen um ein größeres,

dichtes Dornengeſtrüpp herumgegangen, immer die Augen an der Erde. An der Noorſeite fand er einen ſchmalen, kaum erkennbaren Steig. Er nickte ſeinem Begleiter zu und deutete mit dem Finger dahin. Der enge Pfad führte ins Dickicht. Sie drängten ſich durch die Brombeerranken und wilden Roſenbüſche hindurch und kamen nach einigen Schritten an eine alte Bank aus halb verwittertem Strandholz, die unter den knorrigen Zweigen eines Schwarzdornes ſtand. Deutlich erkennbare Fußſpuren zeigten, daß kurz vorher hier jemand geweſen.

„Der Fuchsbau!“ ſagte Niklas.

„Aber leer“, erwiderte Hans Thordſen.

Nach dem Strande hin waren die Fußſpuren zu verfolgen, man ſah ſie ganz friſch im feuchten Sande abgedrückt. Die Morgenſonne hatte noch nicht einmal die ſcharfen Ränder verwiſchen können.

„Die iſt in fixem Schritt nach Birknack gegangen, während ich hinter der Birkkate ſchlief“, meinte Niklas. Da ſtieg Hans Thordſen eine Idee auf.

„Du kannſt meinetwegen die Arbeit gleich anfangen“, ſagte er. „Ich muß heute noch was beſorgen, da kannſt Du die Netze gleich ausreeden und aufhängen. Willſt Du?“

„Wo willſt Du denn hin?“

„Das iſt meine Sache.“

„Natürlich. Ich habe auch keine Luſt, hinter dem Birkfuchs herzurennen.“

Hans Thordſen ſah ihn an. Niklas verzog keine

Miene und fuhr fort: „Wenn Du vor dem Kliff, an der schmalen Stelle über den Noorgraben springst und dann links quer über die Westerfelder Koppeln gehst, so schneidest Du ihr den Weg ab. Sie ist am Strand längs gegangen über Beveröe. Da braucht sie wenigstens drei Stunden. Vor anderthalb Stunden habe ich sie aber noch hier gesehen."

Sie redeten noch einiges, was Niklas zu machen habe und daß er den Mund halten solle, dann ging Niklas langsam nach Falshöft zu und redete zur größten Verwunderung von Fritz Dose und Heinrich Stoltenberg die Netze von Hans Thordsen. So was hatte man noch nicht gesehen. Niklas arbeitete, als wenn er vormittags noch fertig werden müsse, bot ihm jemand „Gun Dag!" so brummte er etwas vor sich hin, was jeder sich nach Belieben deuten konnte, und sah sich gar nicht um. „He schämt sick vör de Arbeit", sagte die alte Mutter Braak.

Hans Thordsen aber ging mit schnellen Schritten übers Noor, watete an der schmalen Stelle durch den Noorgraben, ging auf dem Wall vor Westerfeld entlang und saß eine Stunde später am Damm bei der Beveröer Mühle auf der Lauer.

Eine halbe Stunde hatte er gesessen, da sah er in der Ferne eine Frauengestalt über die Brache hinweg auf den Damm zukommen. Er stand auf, mit einem Male fiel ihm ein, daß er schon einmal dem Birkfuchs nachgespürt habe, und daß ihm das damals schlecht bekommen sei. Was trat er ihr nun wieder in den Weg? Er zögerte einen Augenblick. Dann

kam ihm der Gedanke, er könne ja den Unbefangenen spielen, er könne so beiläufig sagen, er sei zur Mühle gewesen und wolle nun — doch verwarf er sofort wieder den Gedanken. Das Lügen ging ihm nicht flink genug von der Hand, und der Birkfuchs hatte zu helle Augen. — Er stand auf und trat nun der Ankommenden entschlossen entgegen.

„Guten Tag, Meta!“ Ruhig stand er vor der schlanken Gestalt. Sie sah ihn verwundert an.

„Wie kommst Du hierher, Hans Thordsen?“

„Ich wartete auf Dich.“

„Wer hat Dir gesagt, daß ich hier vorbeikomme? Woher wußtest Du das?“

„Das ist eine lange Geschichte. Es genügt wohl, wenn ich Dir sage, daß nur ich — und noch einer — es weiß, daß Du heute früh auf der Birk warst.“

„War das Niklas Böhm?“

„Ja! — Er schweigt aber.“

„Ich habe nichts zu verheimlichen. Ich wollte nur nicht, daß die Leute mich angaffen und mir nachlaufen!“ — Sie sah ihn an. Er verstand, was sie sagen wollte.

„Ich habe Dir einmal von England aus geschrieben, Meta. Der Brief kam als unbestellbar zurück. Ich habe ihn noch zu Hause.“ — Sie tat, als wüßte sie nicht, was er damit sagen wollte.

„Was machst Du jetzt in Falshöft?“

„Ich bin auf See zu Schaden gekommen.“ Er legte dabei die Hand auf die Hüfte, und sie sah, daß er beim Gehen das linke Bein etwas nachzog. „In

Glasgow kam ich als Havarist ins Dock. Sie konnten mich aber nur notdürftig flicken, seetüchtig wurde ich nicht wieder. Nun liege ich abgetakelt am Strande." Das sollte scherzhaft klingen, aber der Ton gelang ihm nur schlecht.

„Was machst Du denn?"

„Was die alten Kerle machen, die lahm und steif geworden sind, ich fange Fische."

„Das hast Du Dir damals in Hamburg auch nicht träumen lassen, als wir uns zuletzt sahen."

„Nein!" Ein wehmütiger Blick flog hinüber nach der Föhrde und auf die weißen Segel, die drüben im hellen Sonnenschein leuchteten. „Nein, damals hatte ich große Pläne im Kopf. Es kommt manchmal anders, als man denkt. Der Mensch muß sich darin finden."

„Muß? — Warum? — Du brauchst doch nicht hier im abgelegenen Winkel zu sitzen und zu verkommen."

„Na, laß nur!" wehrte er ab. „Aber nun darf ich auch wohl fragen, was trieb Dich denn wieder hierher in den abgelegenen Winkel?"

Zwischen die braunrötlichen Augenbrauen legten sich krause Falten, in den dunklen Augen aber leuchtete es auf, scharf klang wieder ihre Stimme: „Ich wollte meine Erinnerungen auffrischen."

Einige Schritte gingen sie stumm nebeneinander, dann blickte er sie an mit den Augen des Seemanns, der in die Wetterwolke blickt: „Dort!" Er deutete mit dem Daumen nach rückwärts, nach der Birk, die

hinter ihnen lag. „Oder dort?“ Er zeigte etwas nach rechts hinüber, wo hinter der Hügelkette die Allee von Schnarstruphof aufragte.

Eine Weile zögerte sie mit der Antwort. Sie wich seinem Blick aus und sah vor sich nieder auf den Boden. „Ich kann's doch nicht vergessen“, kam es dann leise von ihren Lippen. Er wußte genug.

Die Häuser von Goldhöft tauchten hinter dem Knick auf; breite, mit grünem Moos bewachsene Strohdächer lugten zwischen weitästigen Linden hervor, auf einer der Scheunen drehte sich ein Mühlrad fleißig im Winde. Hans Thordsen zeigte mit der Hand nach links: „Der da weiß besser sein Geld zusammenzuhalten, und seine beiden Jungens haben arbeiten von ihm gelernt. Die klagen auch nicht über schlechte Zeiten, wie der Schnarstruphöfer. Die verkaufen auch kein Land, sie kaufen zu. Die kommen vorwärts und bauen große Scheunen, und er hat nicht Stroh genug, um seine Dächer anständig flicken zu lassen.

„Steht es so schlecht mit ihm?“ fragte sie mit leiser, unsicherer Stimme.

„Sehr schlecht!“

Der Fuhrmann hat mir gestern Abend davon erzählt, und Thiesens auf der Birk, bei denen ich die Nacht war, sagten dasselbe. Ist er denn ganz blind, daß er nicht sieht, wohin er treibt?“

„Er lügt sich selbst und andern was vor, er ist bange, die Augen aufzumachen.“

„Trinkt er?“

„Nicht so wie der Alte, aber viel besser macht ers auch nicht. Er säuft sich nicht von Sinnen. Er lebt aber in Saus und Braus und kommt nicht zu Sinnen. Laß ihn, Meta!“

„Ich will nichts von ihm!“ fuhr sie auf.

„Ich weiß. Aber ich denke eben daran, daß die Stunde vielleicht nicht weit ist, von der Du einmal sprachst. Jedenfalls ist es in wenigen Jahren aus mit ihm. Ob Du inzwischen auf die Höhe gekommen bist, die Dich lockte, das weiß ich allerdings nicht.“

„Das will ich Dir sagen, Hans Thordsen.“ Mit ernsten, ruhigen Augen sah sie ihn an. „Ich trage meinen alten Haß noch immer mit mir herum, aber viele wirre Gedanken habe ich fahren lassen. Als ich sein Kind, das ich unter dem Herzen getragen habe, in den Sarg legte, da legte ich noch manches dazu, das mit mir aufgewachsen war und an dem ich hing. Damals stand ich am Scheidewege. Ich war frei und hätte denselben Weg gehen können, den Tausende gehen, die hübsch und lebenslustig sind. Ich wollte es auch, aber ich konnte es nicht. Man hat mich ja immer für schlecht gehalten und ich will mich nicht besser machen als ich bin. — Gott und Menschen zum Trotz wollte ich leben und das Glück erjagen, einerlei wo und wie. Ich wollte alles daran setzen, was ich hatte, aber da sah ich auf einmal vor mir zwei weinende Äuglein und ein blasses Gesichtchen, da konnte ich es nicht. Ich konnte mich nicht aufraffen, ins helle Licht der Lampen und lachende Menschen

zu ſehen. So ſchwach war ich. Da bin ich umgekehrt und bin einen dunklen Weg gegangen. Ich habe gearbeitet von früh bis ſpät, zuerſt in einer Wäſcherei, dann habe ich ſelber ein ſolches Geſchäft angefangen in der Hafenſtraße. Ich habe mein Brot und noch etwas mehr."

„Und was wollteſt Du denn nun hier?" Er fragte nochmals.

„Ich ſagte es Dir ja ſchon! Aber Du glaubſt mir wohl nicht, Hans Thordſen. Und ich will es Dir ſagen: der Haß war es nicht allein, der mich hertrieb. Der lodert zwar immer wieder in mir auf. Wenn ich an das Kliff da drüben denke und an das, was ich dort erleiden mußte, dann krampft ſich mir das Herz zuſammen, und es ſchreit in mir nach Vergeltung und Strafe. Alles brennt in mir, wenn ich mir das Bild jener Stunde vormale, als ich bettelnd vor ihm lag. Ich ſchüre dann die Glut. Ich will ihn haſſen! Und ich will ihm noch einmal ins Geſicht ſchreien, wie ſehr ich ihn verachte."

„Und dieſer Brand vergiftet Dein Daſein", er warf es ruhig und beſtimmt dazwiſchen. „Du ſprachſt vorhin von beſſerem. Laß Dich nicht immer wieder unterkriegen." Sie ſah ihn mit unwilligem Blick an, er aber fuhr fort: „Du ſagteſt vorhin, der Haß ſei es nicht allein geweſen, der Dich hertrieb. Was war es denn ſonſt noch, Meta?"

Sie antwortete nicht gleich. Eine ganze Weile gingen ſie ſtumm neben einander. Dann ſprach ſie: „In der Nacht, mitten in dunkler Nacht kam es

an mich heran: ich sah die Allee von Schnarstruphof und den Garten und ich hörte das Singen der Wellen und des Windes am Strande der Birk. Da kam mir die Sehnsucht nach dem Fleckchen Erde, wo ich als Kind geträumt habe, und das ich liebe, wenn ich auch viel Leid und Schande dort erlebt habe. Ich mußte doch einmal sehen, wie es hier steht, aber ich wollte nicht gesehen werden. So kam es, und nun will ich wieder fort, ich habe hier nichts mehr zu suchen." Sie blieb stehen und reichte Hans Thordsen die Hand.

Da sagte er unwillkürlich, in eigenen Gedanken versunken: „Ich wollte, ich könnte mit nach Hamburg."

„Das kannst Du ja doch", erwiderte sie schnell.

„Was soll ich da machen?" Das kam wieder so bedächtig heraus, daß sie ungeduldig rief:

„Du kannst dort arbeiten!"

„Das könnte ich." Er schüttelte den Kopf. „Aber jetzt kann ich nicht fort. Es geht nicht. Ich täte es gern, aber es geht jetzt wirklich nicht."

„Was hast Du denn? Was hält Dich hier fest, Hans?"

Sie blickte ihn mit ihren hellen Augen an. Da sagte er: „Niklas Böhm hält mich." Und er erzählte sein Erlebnis und sein Versprechen von heute Vormittag. „Als ich vorhin übers Moor ging", so schloß er seine Erzählung, „da dachte ich an Dich, Meta, aber auch an ihn dachte ich. Ich bin in seiner und seines Bruders Schuld. Heute lief er mir grade in

die Arme. Er hat mich gemahnt. Als ich den ersten Widerwillen überwunden hatte und mit ihm sprach, da fiel mir ein, daß vielleicht unser Herrgott mir ihn geschickt habe, damit ich die Schuld zahlen solle." — Hans Thordsen stockte und wurde verlegen. Er ließ sich nicht gern ins Herz blicken und hatte nun doch von dessen Regungen geplaudert.

„Was werden die Leute hier sagen, wenn Du mit dem Landstreicher zusammen arbeitest und mit ihm Boot und Brot teilst?" Prüfend blickte sie ihn an. „Das ist doch Angliter Art", fügte sie etwas spitz hinzu, „Was sagen die Leute?" davor hat jeder eine große Angst."

Er sah ihr mit ruhigem Ernst in die Augen: „Was geht das mich an? — Und was geht Dich das an, Meta Norgaardt, was ich tue?"

„Sei nicht böse, Hans." In aufwallender Weichheit streckte sie ihm beide Hände hin. Ihm aber klang ihr Spott noch in den Ohren, und ihm fiel ein, daß sie schon einmal so vor ihm gestanden hatte, damals im Garten von Schnarstruphof.

„Adieu, Meta!" sagte er ruhig. „Wir wollen in Frieden auseinander gehen. Vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder in Hamburg. Jetzt habe ich hier noch zu tun."

Dann wandte er sich um und ging am Noorwall entlang nach Falshöft zu. Am Knüppeldamm drehte er sich noch einmal um, da sah er sie nicht mehr. In ernstem Sinnen mit schweren Schritten ging er heim.

„Nach Hamburg!" so klang es ihm in den

Ohren. Er hatte oft daran gedacht, einen anderen Beruf zu ergreifen, wenn er mit magerem Fange heimwärts segelte, oder seine zerrissenen Netze flickte. „Fort von hier! — Hinaus, wo der Strom des Lebens flutet!“ Der Gedanke ließ ihn an diesem Abend nicht einschlafen. Und als sich endlich nach vielem Grübeln die Augen schlossen, fand er doch keine Ruhe. Bunte Traumbilder zogen vorüber an seiner Seele. Einen stolzen Dreimaster sah er hinter der Birk hervorkommen, die Segel standen voll im Winde und die Wellen spielten am schlanken Bug. Das Schiff kam näher, gerade auf ihn zu richtete es seinen Kurs. Jetzt sah er vor sich das Gallionsbild. Ein schönes Weib streckte die Hände nach ihm aus, ihre dunklen Augen leuchteten und lockten, ihr langes goldenes Haar wallte im Winde und loderte empor am Bugspriet in roten Flammen, ihr weißes Gewand reichte hinab bis in die blaue Flut, um ihre nackten Füße kräuselten sich und schäumten die Wellen. Er aber stand, in einen alten Ölrock gehüllt, mit schweren Wasserstiefeln an den Füßen im Boote, er konnte den Blick nicht abwenden von der Erscheinung. Sie winkte. Er wollte nach den Rudern greifen, aber Niklas Böhm hielt sie fest. Da wendete das Schiff, langsam ging es in den Wind, die Segel flatterten, und wurden herumgelegt. Nun sah er das Gallionsbild nicht mehr. Der Mann am Heck hielt lachend ein Tauende über Bord und schnitt Grimassen. Er erkannte ihn. Das war ja sein alter Freund Thedje Fein, der verhöhnte nun

den lahmen Seemann, der am Falshöfter Strand aufgelaufen und ein kümmerlicher Strandfiſcher geworden war.

Am anderen Morgen erwachte er erſt ſpät und ging mit finſterer Miene an den Strand. Sie wurde noch finſterer, als er Niklas Böhm im Boot ſtehen ſah. Der merkte nichts. Er hatte Netze und Tröge fertig gemacht, nahm ruhig die Riemen und ruderte hinaus auf die See.

* * *

Den ganzen Sommer über hielt Niklas Böhm ſich gut. Das Fiſchen war ja keine ſchwere und keine regelmäßige Arbeit, die hielt er aus. Die feurige Glut, die der Branntwein über ſein Geſicht geworfen hatte, war inzwiſchen von Wind und Sonnenſchein in ein kräftiges Braun verwandelt, die Augen blickten ruhiger und klarer, ſein Gang war feſter und ſicherer. Als der alte Weber Truelſen eines Tages Hans Thordſen traf, nahm er deſſen kräftige Rechte in ſeine beiden welken, zittrigen Hände, drückte ſie und ſprach: „Es iſt mehr Freude im Himmel über einen verlorenen Sohn, der heimkehrt, als über 20 Phariſäer! — Da haſt Du ein gutes Stück Arbeit gemacht.“ Hans Thordſen wurde verlegen. Er wurde wirklich ganz verlegen, der große Kerl, und ſagte nichts weiter. Erſt als der Alte fort war, fiel ihm ein, was er hätte ſagen können und müſſen.

Tiſchler Schinkel ſtand einmal einen halben Vormittag neben Niklas Böhm, als dieſer am Wege die

Netze aufhing, und redete eifrig auf ihn ein. Endlich ging er betrübt fort und erzählte jedem, der es hören wollte: „So ist das noch garnicht mit Niklas, der hat sich wohl gebessert, aber er ist nicht bekehrt.“ Die Ansichten waren eben geteilt. Den meisten ordentlichen Leuten war es überhaupt nicht recht, daß Hans Thordsen den Landstreicher hier festhielt. So lange er in der Gegend war, waren sie nicht ruhig. Wenn er in der Dämmerung irgendwo gesehen wurde, so nahmen die Frauen noch immer die Wäsche von der Leine, und die Männer gingen ums Haus herum und sahen nach, ob etwas gestohlen sei. Frieg Scheel, der seit seiner Tätigkeit auf der Torffabrik bis an sein seliges Ende den Titel „Torfbäcker“ führte, faßte die Sache von der praktischen Seite auf. „Wenn Niklas Böhm noch länger so bliwt, dann ward de Bramwin billig!“ kalkulierte er. Niklas arbeitete ruhig weiter.

An einem trüben Novembermorgen, als der erste Schnee in dicken, losen Flocken von Osten herübertrieb, und das Haff so grau und kraus dalag, wie ein umgepflügter Heideacker, gingen Hans Thordsen und sein Gehilfe mit ihren Netzen und Mulden dem Strande zu. Bei Hans Marxens Scheune blieb Niklas Böhm stehen und starrte die Wand an. Unwillkürlich sah auch Hans Thordsen nun dahin. Es war nicht viel zu sehen: ein Pfeil und einige Krickelkrackel mit Kreide waren darauf gemalt.

„Komm!“ sagte er dann. „Vor Dämmerung

müſſen wir zurück ſein. Heute kommt Lorenz Briſe, er wollte morgen mit Dorſch nach Töſtrup zu."

Niklas ſtand noch immer da und rührte ſich nicht.

„Auguſt Schruflos von Wackerballig iſt dagewesen", ſtieß er endlich hervor.

„Wer iſt das?"

„Der Klappbettler."

„Kenn' ich nicht. Was haſt Du denn mit dem zu kriegen? Kennſt Du den?"

„Ja! Wenn ſein Geſchäft ſonſt nicht geht, dann bettelt er Klapp ringsumher bei den Bauern, am liebſten weiter weg, wo man ihn nicht kennt. Da erzählt er denn, das Dach von ſeinem Haus ſei ſo alt und ſchlecht, wenn er nun noch 12 Klapp Stroh hätte, dann könnte er es wieder decken laſſen. Im nächſten Dorf verkäuft er aber wieder, was er einzeln zuſammengebettelt hat."

„Das iſt ja ein nettes Geſchäft, Niklas!"

„Aber nicht das ſchlimmſte."

„Komm' nun!" Sie gingen weiter. Als ſie aber nachher im Boot ſaßen und ihren Netzen zuſegelten, da erzählte Niklas nach und nach mehr.

„Das ſind Zeichen, die am Haus gemalt ſind. Die verſteht nicht jeder", erklärte er. Nun ging Hans Thordſen ein Licht auf.

„Es iſt noch einer dabei geweſen, den ich kenne", ſagte Niklas, „der iſt eben erſt wieder losgekommen. Sie haben mich geſucht. Ich ſoll heute Abend an eine Stelle kommen, wo ſie mich ſprechen wollen." Er ſprach das haſtig und aufgeregt.

„Du gehſt doch nicht hin?“

„Hin muß ich, ſonſt laſſen ſie mir erſt recht keine Ruhe.“

„Aber laſſen ſie Dich denn nachher in Ruhe?“

„Darüber will ich gerade mit ihnen ſprechen, ſie müſſen!“

„Niklas, bedenke, was auf dem Spiel ſteht.“

„Ich weiß das alles, Hans Thordſen.“ Nach einer Weile ſetzte er dann leiſer hinzu: „Aber Du weißt nicht alles von mir.“

„Sag' es mir, Niklas, ich will Dir helfen!“

„Das kannſt Du nicht. — Und wenn Du es wüßteſt —“

„Sprich weiter.“

„Nein, ich ſelbſt muß wiſſen, wie ich da herauskomme. Du haſt mir ſo viel geholfen —“ er ſtockte und ſchluckte ein paar mal — „aber Du kannſt mir hierbei nicht helfen!“

Dabei blieb es. Am Abend, als es zu dämmern anfing, ſteckte Niklas Böhm ſein verdientes Geld ein, ſagte der alten Mutter Braak, daß er erſt ſpät wiederkommen könne und trat einen ſchweren Gang an.

Es muß doch wohl ein ſchwerer Gang geweſen ſein, denn Mutter Braak ſagte nachher, daß er am Abend gar nichts gegeſſen und in ſeiner Kammer immer halblaut vor ſich hingeredet habe. Sie hatte das Ohr an die Tür gelegt und hatte doch nichts ſo recht verſtehen können. Seinen dicken Eichenknüppel, den er mitgebracht hatte, als er damals zerlumpt einzog, hatte er auch mitgenommen auf

dieſen Gang. Dieſe Nacht kam Niklas Böhm nicht wieder, die nächſte Nacht auch nicht, er iſt überhaupt nie wieder nach Falshöft gekommen. Ein Lebenszeichen hat man erſt nach Wochen von ihm erhalten, jedenfalls nahm man an, daß es von Niklas Böhm herrühre.

Eines Nachts nämlich, als Peter Ottſen und ſeine Frau von einer luſtigen Geſellſchaft heimkehrten, ſcheuten die Pferde plötzlich auf dem Wege, ſie ſchnaubten, ſtiegen hoch und drängten den Wagen rückwärts in den tiefen Graben. Der Kutſcher war gleich vom Bock und packte die Pferde am Zaum, ſie ſtanden zitternd ſtill und waren nicht von der Stelle zu bringen. Es war nichts Verdächtiges zu ſehen und zu hören, nur auf einem nahen Bauernhofe heulten die Hunde. Halb ſchlaftrunken fuhr Peter Ottſen aus der Chaiſe heraus: „Was iſt denn los, Fritz?“

„Ick ſeh nicks, Herr, awers de Peer.“

„Wat denn?“

„De könnt mehr ſehn as Minſchen, irſt recht üm Middernachtstied.“

„Du büſt wol dun!“

„Ick nich, Herr, awers mit rechten Dingen geiht dat nich to, ſehn ſe mal de Peer an!“

Die Pferde zitterten am ganzen Leibe und bliesen mit hoch gehobenen Köpfen den Dampf durch die weitgeöffneten Nüſtern. In dieſem Augenblick knackten und rauſchten die Zweige auf der gegenüberliegenden Seite des Knicks, und auf der Koppel hörte

man die schweren Tritte eines eiligst davonlaufenden Mannes. Da wurde auch Peter Ottsen die Situation unheimlich, aus dem Wagen aber tönte der Angstschrei seines Weibes. Ohne ein Wort zu sagen, hatte er dem Kutscher die Peitsche aus der Hand gerissen und hieb auf die Pferde ein. Ganz wild drängten diese noch weiter zurück, der Wagen neigte sich weit über gegen den Wall. Er wäre umgeschlagen, wenn nicht im nächsten Augenblick der Kutscher die Pferde am Zügel nach vorn gerissen hätte. Dann sprangen beide plötzlich an und warfen sich in die Siele. Die Frau war aus dem Wagen gesprungen und schrie laut um Hilfe. Das gab Peter Ottsen einigermaßen die Besinnung wieder, er half die Pferde zur Ruhe und den Wagen auf die Straße bringen, legte die fast Besinnungslose auf den Sitz, stieg selbst auf den Bock und ließ den Kutscher mit der Wagenlaterne bis zum nächsten Kreuzweg vorausleuchten. Dann gings im Galopp weiter, die Berge auf und nieder, die Allee hinunter und auf den Hof herauf.

Am nächsten Tage erfuhr man, daß in Wittsbüll bei Johann Thießen eingebrochen sei. Zwei Schinken waren aus der Speisekammer gestohlen. Man wollte auch Niklas Böhm wieder in der Gegend gesehen haben, gefaßt hat man ihn aber damals nicht.

Das war aber nicht das Schlimmste. Menschenleben wurden in dieser Nacht vernichtet, das war schlimmer. Die junge Frau sah ihrer schweren Stunde entgegen; am nächsten Tag mußte Fritz-Kut-

scher mit verhängten Zügeln zur Hebamme und zum Doktor fahren. Als er wieder kam, war es schon zu spät. Zwei Tage nachher lag in der besten Stube unterm schneeweißen Laken ein schneeweißes Frauengesicht. Ihr Arm hielt den, auf den man jahrelang gewartet hatte: ihn, der Erbe von Schnarstruphof hätte werden sollen. Ein kleines, schwächliches Mädchen aber streichelte die kalte herabhängende, schlanke, wachsbleiche Hand der toten Mutter und hauchte darauf ihren Atem. Sie blieb aber starr und steif. Die Tote wurde im silberbeschlagenen, eichenen Sarg gebettet, der Trauerwagen mit den Pferden war in Flor eingehüllt, und die Gutsherrschaften rings umher folgten im Leichenzuge. Überall Trauermienen, aber man munkelte allerlei von Schulden, Hypothekenkündigungen und Konkurs, als nachher die Leidtragenden im Geltinger Wirtshaus saßen und beim Grog die üblichen Leichenreden hielten. Trotzdem hielt sich Peter Ottsen in verzweifeltem Kampf, mit verzweifelten Mitteln noch Jahre hindurch über Wasser.

Achtzehntes Kapitel.

Die Abenddämmerung senkt sich herab auf den Hamburger Hafen. Ein grauer, kalter Nebel legt sich dicht und schwer auf den Strom, auf die Quais und Lagerschuppen, auf die langen Schienenwege und die krausen Wellen der Elbe. Die Schiffsglocke der „Ceres" verkündet mit sechs hellen Schlägen die Feierabendstunde. Das Rasseln und Stöhnen der Dampfwinden verstummt, der lange, schwarze Arm des Quaikrahns nimmt die letzte Hiewe aus dem Raum und schwingt sie unter das Dach des Schuppens. Der Taljemann macht einen Querstrich über die vier Graden und zählt rasch die Strichreihen zusammen, der Krahnführer öffnet den Zylinderhahn, daß der Dampf mit scharfem Zischen ausströmt, die Arbeiter im Schuppen ziehen ihre Röcke an, und einer nach dem andern geht fort.

Die Schauerleute, die im Raum der „Ceres" die schweren Kisten und Ballen bis an die Luken heran geschafft hatten, daß der Krahn sie packen konnte, klimmen rasch an den steilen, eisernen Leitern empor und warten auf den Schlepper, der sie an Land bringen soll.

Hier und da taucht ein rotes und dann wieder ein grünes Licht auf aus dem Nebelschleier, die Dampfer drängen sich rücksichtslos zwischen den Booten und Schiffen hindurch, ein großer Seeschlepper legt an der Backbordseite der „Ceres“ an. Er pfeift laut und lange. Es ist gar nicht nötig, denn die Leute stehen alle schon auf der Reeling bereit und warten auf sein Kommen. Wie die Katzen schwingen sie sich über die Schanzkleidung und klettern die Leiter hinunter an Deck des Schleppers.

Wieder ein Pfiff, scharf und warnend dringt er durch den Nebel. Dann ein Glockensignal nach dem Maschinenraum: „langsam vorwärts“, und der derbe schwarze Geselle setzt sich in Bewegung. Ins Graue hinein geht's. Bald hört man an Steuerbord, bald an Backbord eine Dampfpfeife heulen, scharf und drohend klingt die Warnung. Zuweilen wird's hell hinter dem dichten Nebelvorhang, rötlich oder grünlich schimmert eine Laterne hindurch.

Plötzlich taucht vorn, an der Backbordseite des Schleppers, groß und dräuend, unheimlich rasch wachsend, der Steven und der Schornstein eines entgegenkommenden Schiffes auf. Ein kurzer Pfiff der Dampfpfeife ertönt hüben und drüben. Zwei rasche Glockenzeichen erklingen, gleichzeitig ruft der Steuermann dem Maschinisten durch's Sprachrohr zu: „Stopp!“ In demselben Atemzuge folgt: „Vollkraft rückwärts!“ Mit kräftigem Schwung reißt er das Steuerrad herum, daß die Ketten rasseln und schlagen, unten im Raum wird die Steuerung

der Maſchine klirrend auf rückwärts geworfen. Eine Sekunde nur ſteht die Maſchinenkurbel ſtill, dann ſauſen die Kolbenſtangen wieder auf und nieder, und mit ſchnellen Stößen arbeitet die Maſchine rückwärts, ſchäumende Waſſermaſſen werden am ſchrägſtehenden Ruder entlang geſchleudert. — Auch von drüben her hören die Leute, die dichtgedrängt an Deck ſtehen, daſſelbe Manöver, daſſelbe Klingen, Klirren, Stampfen und Rauſchen. Aber von den Männern ſpricht keiner ein Wort. — Langſam dreht der Gegner ab, beide gehen zurück, der ſchwarze Bug verſchwimmt im Nebel, die Backbordlaterne malt noch einen mattroten Kreis auf die Nebelwand — dann verſchwindet auch dieſe. „Langſam vorwärts“ ertönt's im Maſchinenraum, zwiſchen Fährdampfern und Barkaſſen hindurch, bald mit einem Pfiff, bald mit zwei Pfiffen rechts oder links ausweichend, ſchiebt ſich der Schlepper durch das Feierabend-Hafengewühl. Am Landungsponton der Roſenbrücke legt er an, raſch verlaſſen die Schauerleute das Schiff. „Klock acht bi Sagebiel;“ ruft einer dem andern zu, wie ſie auseinandergehen. „Klock acht bi Sagebiel!“ lautet die Antwort.

Zwei kräftige Männer in grauer Wolljacke, blauem Rock und altem Schlapphut, der weit nach hinten gerückt iſt, gehen zuſammen an den Vorſetzen entlang

„Die Stauer geben nach! Sie geben nach, das ſag' ich Dir, Hans Thordſen! Ja, Du ſchüttelſt den Kopf, ich weiß es, Du biſt ſo 'n alter Vernünftiger

und Bedächtiger, aber Du wirſt es ſehen, ſie kriechen zu Kreuz, wenn ſie merken, daß wir einig ſind.“ So ſprach der Kleinere, ein Mann, dem man an dem ſcharf geſprochenen r und dem wie a klingenden e die oſtpreußiſche Heimat anhörte. Der andere ſchwieg eine ganze Weile ſtill, dann ſagte er langſam und ruhig:

„Ich verkaufe meine Knochen auch gern ſo teuer wie möglich. Ein Narr, der das nicht tut, denn unſere Knochen ſind unſer Kapital, aus dem wir etwas herauswirtſchaften müſſen. Aber dieſer Streik hat doch ſeine Bedenklichkeiten!“

„Ach was, Bedenklichkeiten!“ ſchrie erregt der Kleine. „Gar keine Bedenklichkeiten ſind dabei. Wir müſſen den Stauern und Rhedern den Daumen nur gleich feſt aufs Auge ſetzen. Jetzt iſt es gerade die rechte Zeit dazu, der Hafen liegt voller Schiffe. Man nich bang!“

„Bange bin ich nicht“, entgegnete ganz ruhig Hans Thordſen. „Das ſollteſt Du wiſſen, Paul. Da kannſt Du mich nicht mit meinen. Aber ich glaube, daß wir erſt mal die Zulage von 30 Pfennig den Tag annehmen ſollten, die ſie uns bieten. Dann haben wir doch erſt mal was. Zum Frühjahr können wir mal wieder anklopfen, und dann fallen vielleicht wieder ein paar Pfennige aus den großen Geldſäcken in unſere kleinen Taſchen. Wenn der Winter vor der Türe ſteht, dann iſt es ſchlecht ſtreiken!“

„Ach was, Winter! Wir haben Geld in der

Kasse. Viel Geld kommt aus dem Inlande", und Paul Kopitzki setzte geheimnisvoll flüsternd hinzu: „Geld kommt auch massenhaft aus England, weißt Du, Tom Mann . . . ."

„Da gebe ich nichts auf!" unterbrach ihn Hans Thordsen, „da gebe ich gar nichts auf! Wer sich auf andere verlassen muß, der ist bald verlassen genug! Ich bleibe dabei, man sollte noch einmal bei den Stauerbaasen anklopfen, nicht so mit der vollen Faust, wie der Gerichtsvollzieher oder der Hauswirt, wenn er Geld holt, sondern nett und ordentlich. Ich meine, das ist das beste." — „Man nicht bitten und betteln! — Wir sind doch keine solche Labammel! — Wir müssen fordern!" war die heftige Entgegnung. „Wir streiken jetzt und fangen nicht eher wieder an, bis alle Forderungen bewilligt sind. Nicht eher sag' ich, und wenn es darüber Sommer wird. Die Lundruste sollen schon klein werden!"

Hans Thordsen schwieg eine Weile, als wenn er den Zorn des anderen erst verrauchen lassen wollte, dann meinte er gelassen: „Ich kann's so lange aushalten, aber das Schlimme ist, daß die meisten Arbeitskollegen das nicht können. Wenn jeder bei Zeiten —"

„Na, woher soll man denn was haben?" brauste gleich wieder der Ostpreuße auf. „Du hast gut reden. Du bist ein Fetthammel aus der „chuten Chechend" und hast schon lange feste Arbeit bei Deinem Baas. Ich aber und hundert andere solche arme Deuwels, wir müssen herumlaufen von einem Stauervize zum

andern. Man muß ſich freuen, wenn man mal ein bißchen was abkriegt. Das iſt ja 'ne Schweinerei, ſo was!"

„Reg' Dich doch nicht auf, dazu iſt heute Abend noch Zeit genug", entgegnete Hans Thordſen. „Ich weiß, daß die Wirtſchaft mit den Stauervizen nicht nett iſt. Aber ſo ganz ohne Schuld iſt mancher von Euch auch nicht. — Na, begehr' man nich gleich wieder auf." Er lachte ſo ein bißchen und ſtieß ihn an. „Es gibt doch Leute genug, die ihr ſauer verdientes Geld am liebſten zu Hein Schacht oder Karl Kniep oder zu einem anderen Püſelwirt auf die Sparkaſſe legen. Die Kerls ſtehen mit ihrem dicken Bauch hinter der Tonbank und raken immer nur ſo die Arbeitergroſchen zuſammen. Kommt ein Bekannter hin, ſo heißt es: „Gun Dag, min Fietje! Hallo ohl Fründ Thetje, komm mal herinn!" So geht das denn, und da gehen ſie gleich auf den Leim, einer nach dem andern. — Wenn was verdient wird, wird was verzehrt, und wird mal nichts verdient, dann ſchreibt er an. Er weiß aber hölliſch aufzupaſſen, daß er nachher ſein Geld kriegt."

„Das iſt ja wahr", beſtätigte der andere etwas kleinlaut, denn er hatte es erſt kürzlich erfahren und ſich darüber beklagt.

„Sieh nur mal hier entlang", fuhr Hans Thordſen fort und zeigte mit der Rechten auf die hellerleuchteten Fenſter und bunten Schilder der Häuſer. „Was ſiehſt Du? — Wirtſchaft an Wirtſchaft, zwei und mehr in einem Hauſe. Alle ſtehn ſich gut in

dieſer Gegend. Ihre Kunden ſtehn ſich aber nicht gut, manchem geht es ſogar recht ſchlecht. Viele leben von der Hand in den Mund. Wenns Geld alle iſt, wird geborgt und verſetzt. Erſt kommt die Uhr nach Polack, dann der Sonntagsrock und das Bett. Die meiſten können ſich keine vier Wochen über Waſſer halten, und Du redeſt davon, wir ſollen ſtreiken bis zum Sommer?!"

„Schlimm genug, daß es ſo iſt!" erwiderte der andere. „Aber es liegt immer der Knüppel beim Hund. Du mußt gleich dabei ſagen, daß die meiſten Stauervize ſelbſt ſo 'ne Köhminſel haben. Da muß man denn hin und um Arbeit anfragen, oder ſein Geld holen. So trinkt man denn hier Einen und trinkt wieder da Einen, zuerſt, weil man muß und dann, weil man mag, und dann — — wird das Geld bald alle. Das ſtimmt. — Aber wer hat die Schuld? Wer hat immer wieder die Schuld, Hans Thordſen? — Ich will es Dir ſagen: der verfluchte Kapitalismus iſt an allem Elend ſchuld!"

„An vielem, ja! Das ſtimmt! Aber nicht an allem" erklärte Hans Thordſen. „Man kann auch ſelbſt etwas dabei tun. Und zuerſt ſoll und muß man das tun, was man ſelbſt tun kann. Ich mache es doch nicht ſo und habe doch meine Arbeit."

„Ja, Du!" machte abwehrend Kopitzki, „Du!" Und das klang, als ob jener zu einer ganz anderen Sorte Menſchen gehöre.

„Ich ſaufe und lumpe nicht, das iſt wahr", der Ausnahmemenſch lächelte und ſah den anderen an.

„Ich kann ebenso gut an der Wirtschaft vorbei kommen, wenn ich zehn Taler in der Tasche habe, als wenn zehn Pfennige darin sind. Das können allerdings manche andere auch, aber das können die meisten Kollegen nicht. — Schnack nicht dazwischen!“ fuhr er jetzt den Kleinen mit starker Stimme an. „Es ist wahr, was ich sage; wie die Nachteulen nach dem Licht, so gehen die Leute nach dem hellen Schein der Destillen. Dumm und blind sind sie! Da gibt es Sparklubs und Skatklubs, Lotterie- und Pfeifenklubs und Gott weiß was für Mittel mehr, die Groschen aus ihren Taschen zu holen. Schiebt nicht alles auf den Kapitalismus, schiebt auch was auf die eigene Dummheit und Schwachheit, und da fangt zuerst an zu streiken! Das könnt Ihr gleich heute tun. Nachher, wenn wir selbst getan haben, was wir konnten, dann bringen wir das andere, was sonst noch getan werden muß, schon etwas leichter fertig.“

„Du redest ja wie ein Pastor“, warf spöttisch der Kleine ein. Aber Hans Thordsen fuhr ruhig fort: „Wenn wir jetzt das Geld hätten, was in den letzten drei Jahren die Püselwirte an den Vorsetzen und der Hafenstraße als Verdienst auf die Banken gebracht haben — von unserem Geld, von den Arbeitergroschen, weißt Du — wenn wir das Geld hätten, das Euch der liebe Köhm und das nahrhafte Bier in den letzten zwei Jahren gekostet hat, dann könnten wir ruhig die Sache abwarten. Aber nun? — Ich habe kein Vertrauen dazu!“ Darauf ging

Kopitzki nicht ein. „Geld gibt's genug!“ war die stete Antwort. „Selbst ist der Mann!“ sagte Hans Thordsen. Damit trennten sie sich.

Schon vor acht Uhr abends war der große Sagebielsche Saal voll von Menschen. Unten in den Gängen drängten sich die Platzsuchenden und auf den Galerien saßen und standen sie in engen Reihen hinter einander; Kopf an Kopf preßte man sich dort zusammen. Man sah kräftige, wettergebräunte Männer zusammenstehen und die Ereignisse der letzten Tage lebhaft besprechen. Man stritt über die Eingabe an die Stauerbaase, und über die Antworten der Rheder, man behauptete dies und das über die Ansichten der Hamburger Arbeiterführer und über die angeblichen Ratschläge des Engländers Tom Mann. Man sah auch Scharen halbwüchsiger Bengel umherlungern, die schmierige Mütze tief aufs Ohr gedrückt, die qualmende Tonpfeife in der Mundecke. Sie trieben allerhand Scherze, drängten sich rücksichtslos durch die Menge, begrüßten sich mit kräftigen Redensarten und schwatzten allerhand, das mit dem Streik und den ernsten Fragen des Abends in keinen Beziehungen stand. Auch die edle Zunft der „Hopfenmarktslöwen“ hatte anscheinend einige Vertreter gesandt. Es waren das Leute, die früher auch wohl mal am Hafen gearbeitet hatten und die sich nun „Gelegenheitsarbeiter“ nannten; man sagte, weil sie jeder Arbeitsgelegenheit ängstlich aus dem Wege gingen. — Natürlich durften sie nicht fehlen, wenn von Arbeitseinstellung die Rede war.

Ärgerlich drückten sich die ehrlichen Arbeiter bei Seite, wenn in ihrer Nähe die zottige Mähne oder die Kupfernase eines solchen „Löwen“ auftauchte. Sie aber hielten wacker stand.

Über den Ganzen lag eine dumpfe, drückende Luft; ein Gemisch von Tabaksqualm, Fuselduft und Arbeitsschweiß. Gewandt drängten sich die Kellner mit vollen und mit leeren Seideln durch die Menge, bald wurde hier, bald dort gerufen, und es war schwer, alle Wünsche zu befriedigen. Da war mancher, der das voraus gesehen hatte. Was sollte man sich auch heiser schreien nach dem Kellner und sich mit einem „Komme gleich wieder!“ abfertigen lassen? Man langte lieber in die hintere Rocktasche und holte die Flasche hervor.

„Wie hemm ja so lang keen hatt.“

„Prost, Hein!“

„Rein Gott's Wort.“

„Hallo, laat noch wat in.“

„Bist all bang?“

So machte die in allen Lebenslagen treue Gehilfin die Runde im Kreise trauter Freunde und guter Kameraden.

Als Hans Thordsen in den Saal trat, streifte er eine Gestalt, die am Eingang an der Säule lehnte. „Good Dau!“ begrüßte ihn diese mit höhnischem Grinsen. Es war auch so einer, der seinen Stand an der Wandrahmbrücke verlassen hatte, um hier den Boden zu sondieren. Niels Norgaardt war es, der vor Jahren mit Peter Ottsens Geld

seine Tochter in Amerika suchen wollte, und dann nach manchen Irrfahrten mit leerem Beutel in Hamburg festgeraten war.

Hans Thordsen tat, als hätte er ihn nicht gesehen und gehört, er ging langsam nach vorn an die Rednertribüne heran und stand bald inmitten einer Gruppe älterer Männer, mit diesen debattierte er über das Für und Wider eines allgemeinen Ausstandes. In diesem engeren Kreise war die Stimmung ernst, das sah man an den düsteren Mienen, das hörte man aus den teils warnenden, teils erregten und ungestümen Auslassungen. Ein großer Arbeiterausstand, der größte, den Hamburg je gesehen, stand drohend in allernächster Nähe, wurde vielleicht heute beschlossen. Und was dann?

„Die Minorität muß sich fügen", sagte soeben ein junger, intelligent aussehender Mann zu Hans Thordsen. „Wie auch die Entscheidung fällt, die Minorität muß sich unter allen Umständen fügen. Die Solidarität aller Arbeiter muß anerkannt und hochgehalten werden."

„Solidarität? So was kenne ich nicht", sagte laut und scharf ein alter Mann mit dichtem, grauem Haar und langen, eckigen Gliedern. „Ich kann tun, was ich will, das geht keinem Menschen was an!"

„Wie kann man nur so dumm reden!" schrie der Jüngere. „So fangt nur an, dann hat die Geschichte gleich ein Ende."

„Solidarität kenn' ick nich!" war die trotzige Antwort.

„Dann wird Dir das beigebracht!“ hieß es von der anderen Seite. „Ein Lump, wer den Kameraden in den Rücken fällt.“

Und man rief durcheinander:

„Ein Generalſtreik muß gemacht werden!“

„Keinen Handſchlag tun wir, ehe die Stauer nachgeben!“

„Sie müſſen tun, was wir wollen!“

„Nun wollen wir mal die Herren ſpielen“, ein breitſchultriger Ewerführer rief es laut und warf ſich in die Bruſt.

„Hungerlöhne!“

„Schinderei!“

„Geldprotzen!“

„Zielbewußtes Arbeiterheer!“

So ſchallte es in der Runde, und laut ſang ein Mann mit tiefſtem Steinkohlenbaß:

„Alle Räder ſtehen ſtill,
Wenn Dein ſtarker Arm es will!“

„So weit ſind wir allerdings noch nicht“, warf Hans Thordſen ein. „Wir wollen uns doch erſt mal heute Abend ruhig darüber ausſprechen. Wir wollen beraten, was geſchehen kann und ſoll.“

„Das wird Dir alles geſagt!“ meinte jetzt ironiſch Kopitzki. Hans Thordſen ſchwieg, aber ein bitteres Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, als er jetzt eine Schar junger Burſchen bemerkte, die ſich rückſichtslos und lärmend hereindrängte bis dicht vor die Tribüne. Sie hatten ſich augenſcheinlich ſchon einen beträchtlichen Überfluß von Begeiſterung und

Kourage an irgend einer Tonbank gekauft und suchten nach einer Gelegenheit, dieser voll die Zügel schießen zu lassen.

„Von denen da soll mir das erst wohl gesagt werden?“ sagte nun scharf Hans Thordsen und deutete auf die Lärmenden, dann ging er mehr in den Hintergrund, um an einem Seitentische Platz zu nehmen, von wo man ihm zuwinkte. Dort saß er neben einigen älteren Kollegen, sie ließen sich Bier kommen und sprachen von dem, was die Gemüter aller bewegte.

Der Redner ließ etwas auf sich warten. Die Spannung stieg von Minute zu Minute, die Luft wurde dichter, nebliger und heißer, die Flasche ging hier und da herum, auch Hans Thordsen mußte Bescheid tun, man ließ sich nicht abweisen. Die Debatte an seinem Tisch war in vollem Gange. Für und wider den Streik sprach man, viel mehr für, als wider. Die Streikluſtigen waren mutig, laut und in ihren Reden herausfordernd; die Arbeitswilligen mehr zurückhaltend und schwankend, sie kamen nur vorsichtig mit ihrer Meinung heraus.

Hans Thordsen war heute Vormittag mit einigen Freunden einig gewesen. Sie waren mit der Absicht hergekommen, gegen den Streik zu stimmen und für nochmalige Verhandlungen mit den Arbeitgebern einzutreten. Ihn hatte man beauftragt, wenn nötig, das Wort zu ergreifen. Er war kein Redner, das wußte er, aber er hatte Mut genug, seine Überzeugung im Kreise der Genossen zu ver-

treten und wollte auch hier nicht mit seiner Meinung zurückhalten. Er wußte, daß viele ältere Männer seiner Ansicht waren. Mit solchen Gedanken war er in den Saal getreten.

Eine Stunde war inzwischen vergangen. Da hatte sich schon manches geändert. Der alte Peter Maas, der seit 20 Jahren bei H. B. Gewens arbeitete, hatte vorhin gesagt: „Du, de Saak liggt doch anners, as ick dacht harr." — Und sein Kollege Wilhelm Clausen hatte ihm zugestimmt mit den Worten: „Dat helpt nix, wi mött se wiesen, dat wi keen Knechten sind." — Es war nicht mehr die Stimmung von heute früh. Hier hinten saß die Elite der Schauerleute, die alten, soliden, handfesten Leute. Sie waren durchweg gegen den Streik gewesen, nun aber schien die Stimmung doch etwas anders zu werden. Hans Thordsen merkte es, er merkte aber auch, daß ihm selbst der frühere Entschluß nicht mehr so eisern fest vor der Seele stand. Die ganze Umgebung, der Zündstoff, der in der Luft lag, und die Wirkung der genossenen Getränke ließ die schwarze Wolke, die vor ihm gelegen hatte, kleiner und lichter erscheinen. Die Bedenken schwanden etwas. Der Blick auf die tausendköpfige Menge, auf die langen Reihen kräftiger, trotziger Gestalten, gab Mut und Wageluſt. Die Sorge um das eigene Ich trat zurück, die Solidarität schob sich vor Einzelmeinung und drängte sie mehr und mehr an die Wand.

Endlich eröffnete man die Versammlung und

nach einigen einleitenden Worten gab der Vorsitzende dem Referenten das Wort. Dröhnender Beifall begrüßte den Redner. Mit einer kurzen und energischen Handbewegung wehrte er ab. Totenstille trat ein. Einen Augenblick ließ er den Blick über die Menge gleiten, während ein stolzes Lächeln um seine Mundwinkel zuckte. Einen Augenblick nur, dann fing er an:

„Genossen! Einen Tag wie den heutigen hat die alte Hansastadt Hamburg noch nicht gesehen, solange die rot-weiße Flagge von ihren Türmen weht, solange die stolzen Schiffe von ihrem Hafen aus das Weltmeer kreuzen. Die Hamburger Patrizier und Handelsherren waren von jeher stolz auf ihren Reichtum und ihre Macht, sie haben Fürsten und Völkern ihren Willen aufgezwungen, heute aber sollen diese Machthaber sehen, daß es einen Willen gibt, der mächtiger ist als die Befehle der Besitzenden, daß es eine Macht gibt, die stärker ist, als ihr Gold. Kaiser und Könige haben die steifen Nacken der Hanseaten nicht beugen können, — Ihr Männer der Arbeit könnt es, wenn Ihr wollt!

Mit Kriegsschiffen und Kanonen hat man den Handel der Hansastädte nicht lahm legen können, hat man die Hamburger Schiffe nicht vom Weltmeer fegen können, Ihr könnt es, wenn Ihr wollt! — Alles ist tot, alles ist still, kein Schiff geht die Elbe herauf und herunter, kein Speicher wird voll oder leer, kein Krahn hebt eine Last, keine Winde dreht sich, man hört nicht den Ton der Dampfpfeife, nicht

den Gesang der Matrosen, die den Anker lichten, die Komptoire der fürstlichen Kaufleute werden leer und die Börse verödet, wenn Ihr, Ihr, die Männer mit der schwieligen Faust, die man verachtete, die man mit Füßen trat, wenn Ihr heute Abend bei der Abstimmung die Hand aufhebt. — — Jetzt ist der Tag der Abrechnung gekommen, nun ist die große Stunde da, wo Ihr zeigen sollt, daß Ihr nicht gewillt seid, Druck und Ausbeutung zu ertragen, daß Ihr selbst eingreifen wollt in die Speichen!"

Der Redner machte eine Pause und blickte ruhig und stolz über die Menge hinweg. Da donnerte wieder nicht endenwollender Beifall durch die weiten Hallen und pflanzte sich fort durch die geöffneten Türen, über den Vorplatz bis hinaus auf die Straße. Abermals winkte der Redner mit der Rechten, und die hoch aufgepeitschten, wild brandenden Wogen der Begeisterung legten sich, das Meer glättete sich, als wenn Öl darüber gegossen wäre. Nun sprach er weiter, zuerst ganz ruhig, dann wieder scharf die Schlagworte und Pointen betonend, bald ironisch die Schwächen der Gegner geißelnd, bald mit flammendem Blick und zündenden Worten die Genossen zum Widerstand und zum Sturm anspornend. Er sprach von dem kärglichen und unsicheren Verdienst der Schauerleute, von den Unbilden der Witterung und von den Launen der Arbeitgeber, unter denen sie zu leiden hätten. Er sprach von den Tausenden und Millionen, die Stauer und Rheder einscharrten, er sprach von bitterster Armut und üppigem Wohlleben,

von schwerer Arbeit und bequemem Kouponabschneiden, von derben Fäusten und Glacehandschuhen, er sprach von Tom Mann, dem Führer der englischen Hafenarbeiter, von den Genossen in ganz Deutschland, deren Augen bis hierher gerichtet seien, vom Fluch des Kapitalismus, von der Verelendung der Arbeiter, und von ihrer Macht, wenn sie einig und fest, als ein festgegliedertes, als ein unüberwindliches Heer den Arbeitgebern gegenüber ständen. — „Genossen, Ihr könnt alles, Ihr könnt Hamburg, Ihr könnt die Welt erobern, wenn Ihr den Streik beschließt und dann einig und unerschütterlich zusammenhaltet. Ihr werdet alle Gegner niederzwingen, Ihr werdet siegen, wenn Ihr nur wollt!" So schloß er.

Minutenlanger Beifall übertönte alles. Man sah überall hocherhobene Hände, man schwenkte die Hüte und Mützen, man schlug mit den Eisenfäusten auf die Tische, man schrie hoch und hurra, man hob die Gläser und man trank sich zu. — Die ruhige Überlegung wurde über den Haufen gerannt von dem Lärm, unbemerkt verschwand sie im Getöse und Alkoholdunst. Erst am anderen Morgen klopfte sie wieder an die Tür der Schlafkammer und begehrte Einlaß.

Lange bemühte sich der Vorsitzende vergebens, durch Schwingen der Glocke und Winken mit den Händen die Ruhe wieder herzustellen. Endlich gelang ihm dies soweit, daß er das Wort „Diskussion", den nächsten Reihen verständlich, in den Saal hin-

ausſchreien konnte. Niemand meldete ſich. Wer wollte es auch wagen, nach dieſem Mann zu reden. Widerſtand wäre Wahnſinn, Zuſtimmung nur Abſchwächung geweſen.

Hans Thordſen hatte ſich doch noch bedacht, ob er nicht verpflichtet ſei, ſeine Bedenken vorzubringen. Schon erhob ſich wieder der Vorſitzende, anſcheinend um die Abſtimmung zu beantragen.

„Na, nun man los!“ rief Kopitzki mit höhniſchem Lachen zu ihm herüber. Das half! Hans Thordſen hob die Hand empor, er wollte ſeine Anſicht vertreten. In dieſem Augenblicke ſah er, daß ein älterer grauhaariger Mann die Treppe zum Podium hinaufſtieg. — Alſo doch Diskuſſion, da konnte er auch noch reden.

Im Saale wurde es jetzt ganz ſtille. Da war man doch neugierig, was der alte Genoſſe zu ſagen habe. Etwas unbeholfen und ſtockend fing er, auf Hochdeutſch, an. „Lauter!“ ſchrie man von hinten. „Lauter!“ tönte es im Chor von allen Seiten. Er fing noch mal an, jetzt mit kräftiger Stimme und auf Plattdeutſch. Das ging ihm beſſer vom Munde und kam von Herzen. Achtzehn Jahre habe er bei ſeinem Baas gearbeitet und ſich immer gut mit ihm vertragen. Bei ſeinem jüngſten Jungen habe ſein Baas Pate geſtanden und zu ſeiner ſilbernen Hochzeit — — — —“

„Dat geiht uns nix an“, ſchrie man im Saale.

„Schluß! — Schluß!“ riefen andere.

Der Vorſitzende ſtellte die Ruhe wieder her, er

ermahnte den Redner, bei der Sache zu bleiben und sich kurz zu fassen. Da fing der Alte noch mal an. Er mahnte zur Vorsicht, er sprach vom kommenden Winter und von darbenden Familien, von den vielen Arbeitslosen, die in die offenen Stellen rücken würden, und riet, noch einmal in Ruhe und Güte mit den Stauern zu unterhandeln. Nun steigerte sich die Unruhe, sie wuchs derartig an, daß auch der Vorsitzende sie nicht zurückdämmen konnte.

„Angstmeier!" — Bangbüx!" — „Verräter!" — „Schluß!" — „Raus!" — „Runter mit ihm!" So schallte es von allen Ecken und Enden. Hinter dem Tisch, wo Hans Thordsen saß, hatte sich eben eine Schar Kesseljungens eingedrängt, die fingen an zu johlen und zu pfeifen. Er drehte sich nach ihnen um und rief ihnen zu:

„Wat hebbt Ji hier to dohn? — Wat geiht ju dat an?"

Sie aber lachten frech und höhnisch, und einer der kleinsten und dreckigsten rief laut:

„Wat deist Du denn hier, Jan Bumann ut Poppenbüttel? — Gah gau na Hus, de anner is bi din Fro."

„Awer verleer man nich ünnerwegs din Dreckstäweln", schrie ein anderer.

Man brüllte vor Lachen. „Dor quäl Di man nich üm! — Pedd Di man nich op'n Slips" — schrien die Bengel durcheinander.

Hans Thordsen stand auf. Drei Mann von seinem Tisch traten hinzu, da tauchte der kleine und

frechſte Lümmel unter und verſchwand hinter ſeinen Kameraden. Wie eine graue Wand ſchoben ſich dieſe dicht zuſammen, von hinten aber ſchallte es herüber: „Büſt noch hier?“ Und fort war der Keſſelklopper, um wo anders ſeinen Stand würdig zu vertreten.

Verächtlich wandte ſich Hans Thordſen ab. Alſo auch mit dieſer Sorte ſollte er ſich ſolidariſch erklären, mit ſolchen Schlingeln ſollte er an demſelben Strange ziehen?! — Ärgerlich trank er ſein Bier aus und ließ noch ein Glas kommen, er wollte nun auch noch reden, und dazu ſeine Gedanken rege machen. Es ſprach jetzt ein anderer Redner, der ſehr ruhig und beſtimmt ſeinen Standpunkt bezeichnete: „Nachgeben iſt Schwäche“, ſo ſchloß er.

Es wurde Schluß der Debatte beantragt und abgelehnt. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr man, daß, nachdem das Eis gebrochen, ſich noch eine ganze Anzahl von Männern zum Wort gemeldet hatten. Man beantragte, die Redezeit auf zehn Minuten einzuſchränken, auch das wurde abgelehnt. Dann aber wurde ein Antrag auf Schluß der Rednerliſte eingebracht und mit großer Majorität angenommen.

„Haſt Du Dich in die Rednerliſte eintragen laſſen?“ fragte mit ironiſchem Lächeln Kopitzki.

Hans Thordſen ſchüttelte den Kopf. Es tat ihm einesteils leid, daß er ſeine Anſichten vom Rednerpult aus nicht vertreten konnte, denn er wußte, daß ſein Wort bei manchen tüchtigen und angeſehenen Kollegen etwas galt. Er mußte nun aber darauf verzichten, die Probe zu wagen. Das wurmte ihn.

Andererseits fühlte er aber ein gewisses unbehagliches, beklemmendes Gefühl weichen, daß die Aussicht, reden zu dürfen und zu müssen, ihm gemacht hatte. — Darauf trank er denn noch eins, warum sollte er nicht!

Nun wechselten die Redner ab, alle sprachen nur kurze Zeit, alle betonten, man dürfe sich nicht mit Hungerbrocken abspeisen lassen. Überall klang es hervor: „Fix oder nix!“ — Der Referent hatte das Schlußwort. Er konnte sich kurz fassen, die Sache war entschieden, noch bevor die Abstimmung gewesen war. Man hörte an allen Tischen, wie es werden würde, man las es aus den erregten Mienen, man sah es an der ganzen Haltung der Versammlung. Gewitterstimmung lag in der Luft und nahm alle Sinne gefangen. Auch die Bedächtigen sahen die Vorgänge, die sich in den letzten Tagen abgespielt hatten, jetzt mit anderen Augen an als vordem.

Etwas nach zwölf Uhr wurden zwei Resolutionen eingebracht. Über die weitgehendste mußte zuerst abgestimmt werden. Diese Resolution ging dahin, sogleich den Streik zu beschließen. Als sie verlesen war, trat einen Augenblick tiefe Stille ein.

„Wer für diese Resolution ist, der erhebe die Hand“, erscholl es laut vom Tische des Vorsitzenden.

Sofort flogen eine Anzahl Hände aus den vorderen Reihen in die Höhe und das wirkte wie ein Flugfeuer. Immer mehr Hände wurden erhoben, tausende waren es. Langsam hob auch Hans Thordsen die Hand. Nun hatte auch ihn die Stimmung

gefangen genommen. Jedenfalls wollte er sich „solidarisch“ erklären mit der Mehrzahl seiner Kollegen. Was beschlossen wurde, das war auch ihm Gesetz.

Mit erdrückender Majorität war die Resolution angenommen. Ein tausendstimmiges, donnerndes Hoch „auf die völkerbefreiende, internationale Sozialdemokratie“ erscholl aus rauhen Männerkehlen. Die Arbeitermarseillaise brauste empor, und der Strom zwängte sich durch die Türen, hinaus auf die Straßen. Überall wurde lebhaft gesprochen und gestikuliert. Die nächsten Wirtschaften füllten sich, die meisten aber eilten heim, um den gespannt und ängstlich harrenden Weibern das Resultat zu verkünden: den Streik der Hafenarbeiter.

Als Hans Thordsen am nächsten Morgen bei seinem Arbeitgeber, dem Stauerbaas Rettmann, vorsprach, um den restierenden Lohn und sein Geschirr abzuholen, sah dieser ihn verwundert an: „Nanu, Thordsen, was ist denn mit Ihnen los? Warum wollen Sie denn aufhören?“

„Der Streik ist gestern Abend beschlossen, Herr Rettmann.“

„Ja, was geht Sie das an? — Wir beide haben doch nichts miteinander gehabt.“

„Wir hören alle auf, alle! — Die anderen Kollegen kommen auch noch.“

„Von Euch hat aber doch keiner etwas von mir verlangt. Ihr habt im Akkord gearbeitet und habt, meine ich, gut verdient.“

„Das stimmt alles, Herr Rettmann, aber wir

Schauerleute haben uns alle miteinander solidarisch erklärt. Ehe nicht die Forderungen bewilligt und unsere Tarife anerkannt sind, darf die Arbeit nirgends wieder aufgenommen werden."

„Ihr dürft nicht?" fragte der Stauer etwas spöttisch. „Wer hat denn das verboten?"

„Wir selbst. Es ist so beschlossen." Hans Thordsen sagte dies mit großer Bestimmtheit.

Einen Augenblick schien der Stauer nachzudenken, dann sagte er mit freundlicher Miene: „Kommen Sie mal mit in mein Komptoir, Thordsen, ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu reden."

Mit gemischten Gefühlen, unter denen auch etwas Neugierde war, folgte Hans Thordsen dem Mann.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen", fing ohne viel Umschweife der Stauer an. „Hören Sie mal zu! Der Streik ist nur für die Schauerleute bindend, die in Stunden- und Tagelohn stehen, und die in Akkord arbeiten, nicht wahr?"

„Das ist wohl richtig, aber —"

„Nun abern Sie man nicht gleich, Mann! Ich meine die Vorleute oder die Vizen, die im festen Wochen- oder Monatslohn stehen, oder solche, die gewissermaßen Beamte und Angestellte — Sie verstehen mich! — der Stauerbaase sind, die also nicht nur für ihn arbeiten, sondern auch Leute annehmen, einstellen und auslohnen, die sind in Euren Abmachungen jedenfalls nicht mit einbegriffen."

„Das sind sie wohl nicht", bestätigte Hans Thordsen.

„Natürlich nicht! — Da wären sie auch schön dumm! — Na also, ich hatte schon längst die Absicht, Sie zum Vize zu machen. Sie sind ein nüchterner und fixer Kerl. Sie arbeiten schon lange bei mir und sind mein bester Mann; ich will Sie gleich als Vize einstellen, als Vize für die Hansalinie. Ich denke, Sie haben nichts dagegen."

Einen Augenblick überlegte Hans Thordsen, dann sagte er ruhig und höflich, aber bestimmt: „Das wird nicht gehen, Herr Rettmann."

„Warum denn nicht?"

„Da müßte ich doch jedenfalls erst mal mit den Leuten vom Ausschuß darüber reden."

„Mit was für'n Ausschuß?" Das Gesicht des Stauers wurde rot und die Stimme laut.

„Mit dem Streikausschuß. Ich kann doch nicht an einem Abend mich solidarisch erklären mit meinen Kollegen und am andern Tag, ohne sie zu fragen, so etwas abmachen. Das geht doch nicht, Herr Rettmann, darin müssen Sie mir recht geben. So gerne ich bei Ihnen bliebe, — da muß man doch erst über reden."

„Also Sie wollen erst reden und fragen und bitten, ob Sie bei mir arbeiten dürfen? — Mann, wer hat Ihnen denn was zu sagen?" Mit Mühe zwang sich der Stauer zur Ruhe.

„Wir haben uns solidarisch erklärt, da muß man sich fügen."

Nun war's vorbei mit der Geduld des Stauers: „Meinetwegen brauchen Sie gar nicht erst nachzufragen. Donnerwetter noch einmal, glauben Sie, daß ich von Ihnen abhängig bin?! — Ihr sollt noch aus der Hand fressen lernen."

Da sagte Hans Thordsen ganz ruhig: „Das wird sich zeigen, Herr Rettmann. — Und daß wir uns recht verstehen, Herr Rettmann, ich habe nichts gegen Sie und kann nichts gegen Sie haben, denn Sie sind ein reeller Mann und lassen Ihre Leute was verdienen. Es ist nur wegen der Sache. Ich kann nicht anders handeln, als beschlossen ist. Täte ich es, so wäre ich ein Lump. Ich bin aber ein ehrlicher Kerl und will es bleiben."

„Hier haben Sie Ihr Geld, Thordsen!"

„Danke, Herr Rettmann!" Er blickte ihn an mit seinen ehrlichen Augen, als wollte er noch etwas sagen; der Stauer aber schlug ärgerlich den Pultdeckel zu und winkte kurz mit der Hand. Er war entlassen. Als sich die Tür hinter der breitschultrigen Gestalt geschlossen hatte und sein schwerer, noch immer etwas schleppender Schritt auf dem Hausflur verklang, da brummte der Stauer halblaut vor sich hin: „Schade um den Kerl! — Dem haben sie ganz den Kopf verkeilt."

Von diesem Augenblick an war Hans Thordsen fest entschlossen, sein Möglichstes zu tun, den Sieg an die Fahnen der Hafenarbeiter zu heften. Am Abend desselben Tages wohnte er einer Versammlung der Ewerführer bei. Als die Stimmung zuerst hin und

her schwankte, wie die Wogen der Elbe bei Sturm zwischen Ebbe und Flut, da war es ein Mann der Arbeit, kein professioneller Redner, der ihr die Wege wies.

Nicht mit flammenden Worten und geschickten Redewendungen geschah dies, sondern in teilweise ungelenker Sprache fing Hans Thordsen an, es den Leuten klar zu machen, daß nur Einigkeit zum Ziele führen könne, und daher alle Hafenarbeiter in den Streik eintreten müßten. Seine Worte machten Eindruck, denn man merkte es, daß sie vom Herzen kamen und von fester Überzeugung und ehrlichem Willen getragen wurden. Allmählich gewann die Sprache auch Sicherheit im Ausdruck, zum Schluß lohte die innere Glut durch und zündete. „Gestern Abend ist der Würfel gefallen", rief er mit starker Stimme über die brandende Menschenmenge hinweg. „Gestern um diese Zeit konnten wir uns noch streiten über das, was getan werden sollte. Ich selbst war damals noch sehr zweifelhaft und wollte weiterarbeiten. Die Abstimmung hat aber den Streik beschlossen. Nun gibt es kein Zurück. Nun gibt es für uns nur eins: alle Kräfte müssen wir einsetzen, daß wir siegen. Wir werden aber nur dann siegen, wenn wir einig sind. Nun gibt es keine weißen oder schwarzen Schauerleute, keine Ewerführer, keine Kohlenjumper oder Kornakkordarbeiter mehr, nun gibt es nur Hafenarbeiter. Einer tritt ein für den anderen, Brüder sind wir alle. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit schweißt uns zusammen, das

nennt man nun Solidarität. Die müſſen wir hochhalten. Gemeinſam vom erſten bis zum letzten, vom jüngſten bis zum älteſten treten wir ein in den Streik der Quai- und Hafenarbeiter. Einzeln fallen wir, geeint ſtehen wir. Haltet feſt zuſammen, dann werden wir ſiegen! — Brüder — —", ſeine Augen flammten, lebhafter Beifall unterbrach ſeine Rede. Er hatte genug geſagt und wollte zurücktreten vom Rednerpult, da legte ſich der Lärm, raſch trat er wieder auf einen Schritt vor und rief, daß es bis in die entfernteſten Saalecken hallte: „Brüder! Nur Einigkeit macht ſtark. Beſchließt heute Abend den Streik!"

Es wurde abgeſtimmt. Alle Hände erhoben ſich.

Als Hans Thordſen den Saal verließ und durch die Vorhalle ſchritt, hörte er dicht neben ſich eine rauhe Männerſtimme: „Du, Hein, dat is he!"

„Wer denn?"

„De Schauermann, de ſo fix ſpraken hätt."

Und dann rief ein dritter von hinten: „De anner mit de witten Beffchen, weeſt Du, de ſe von Berlin herſchickt hemm, de hett de beſten Knaaken in't Mul, de kann blot's ſnacken. Aber düße Mann hier dat's een von de Waterkant, de weet, wie uns to Mood is. Dat's en fixen Kerel!"

Als er das hörte, ſcheute er ſich, hin zu blicken. Das Lob beſchämte ihn. Im dichten Menſchenſtrom ſchob er ſich durch die Türöffnung, da trat hinter den breiten Treppenſäulen eine weibliche Geſtalt hervor und folgte ihm. Er war ſchon eine Strecke weit gegangen, als er hinter ſich eine Stimme hörte:

„Bravo, Hans Thordſen!“ Er ſah ſich um. Unter einem grauen, um den Kopf geſchlagenen Tuch blitzten die Augen des Birkfuchs hervor. Es war wieder das eigentümliche, helle Aufleuchten, das ſich bei ihr zeigte, wenn der Funke des Haſſes, der in früher Jugend in ihr Herz gelegt war, neuen Zündſtoff erhalten hatte. Das war eine andere Glut, als er ſie im Herzen trug und im Herzen ſeiner Kameraden entfachen wollte. Er hatte die beſten Regungen im Menſchenherzen wachrufen wollen, das Gefühl der Brüderlichkeit, der Opferwilligkeit und Treue, und dafür zollte ihm nun der Haß Beifall?!

„Was geht Dich die Sache an!“ ſagte er kurz und ſcharf. Was haſt Du überhaupt hier zu tun? — Das ſind Sachen, die Männer angehen.“

„So? Haben nur die Männer das Recht, ſich gegen das Unrecht aufzulehnen?“ — Sie ging jetzt dicht neben ihm, einen halben Schritt zurück. Daß er ſich nicht umſah und ſie ſo kurz abfertigte, trieb ihr das Blut in die Wangen. „Nur weil ſo viele Männer Weiber ſind, laſſen ſie ſich knechten. Und wenn in dieſem Kampf, in den auch Dein Wort ſie getrieben, ihre Frauen nicht mutig mitkämpfen, dann blieben ſie Knechte; darum muß auch in den Herzen der Weiber der Haß angefacht werden.“

Sie waren zuſammen mit dem Menſchenſtrom weiter gegangen und wandten ſich nun der ſtilleren Gegend am Holſtentor und dem Heiligengeiſtfeld zu. Hans Thordſen antwortete nicht gleich. In ſeinem

Herzen lebten ganz andere Gefühle, als die, von denen sie aus der Verbitterung heraus redete.

„Was meinst Du wohl, Hans Thordsen", fing sie nach einer Weile wieder an, „wenn die Leute, die heute die Unterdrückten sind, sich ihrer Macht bewußt werden? — Wenn sie dächten wie ich, obwohl ich nur ein Weib bin?"

„Na, und dann?"

„Dann würde nicht so lange und schön geredet", sagte sie, und ihre Stimme klang ihm hart und widerwärtig ins Ohr. „Dann würde nicht gebeten und gebettelt, nicht parlamentiert und debattiert, dann nähmen sich die Leute, was sie gebrauchten. Zwanzigtausend Mann, das ist eine Macht!"

„Unsinn!" sagte Hans Thordsen.

„Ja, ich weiß es, daß es Unsinn ist", erwiderte sie darauf ganz ruhig, aber höhnisch und schneidend klang es.

„Weil diese Männer zu feige sind, sich ihr Recht mit der Faust zu nehmen, darum bleiben sie Sklaven. Abends im Wirtshaus, da gibt der Fusel ihnen große Worte. Nachher spielen sie zu Hause den Tyrannen. Weiber und Kinder müssen es entgelten. Dann haben sie Mut, sonst nicht!"

„Hast Du Deinen Vater dort gesehen?" unterbrach er sie. „Dann begreife ich Deine Erregung."

„Der geht mir vorsichtig aus dem Wege, seit ich ihm voriges Jahr meine Meinung gesagt habe. Es steht ja allerdings geschrieben: „Du sollst Deinen

Vater und Deine Mutter ehren", aber der erste Teil gilt nicht für mich. Er weiß Bescheid."

„Sei doch nicht so verbittert und verbissen." Er dachte an ihre unglückliche Kinderzeit und all ihr Kämpfen und Ringen.

„Wie kann ich anders sein?" — Ihre Stimme klang nicht mehr so herausfordernd. „Von Kindheit an bin ich den Menschen ein recht- und ehrloses Geschöpf gewesen, das man verachtete und beschimpfte, schlug und quälte. Wie sollte ich da etwas anderes lernen als Trotz. Mein Vater war ein Tagedieb und ist auch heute noch nichts besseres. Unsere Nachbarn waren Landstreicher und Spitzbuben, wenn nicht schlechteres. Wenn meine Mutter nicht gewesen wäre, so wäre ich denselben Weg gegangen wie sie. Weil sie die einzige auf der Welt war, von der ich Liebe erfuhr, so habe ich ihr das wieder vergolten. Ihr zu Liebe wollte ich fleißig und ordentlich sein, für sie habe ich gebettelt und Schmach erduldet. Und daß ich wildes Blut in den Adern hatte, das war mein Glück! Ich habe es früh lernen müssen, mich gegen die Gewalt und die Schlechtigkeit der Menschen zu wehren. Da mußte ich wohl ein Birkfuchs werden — wie sie ja sagen — sonst wäre ich etwas Schlimmeres geworden."

„Darin magst Du wohl recht haben", sagte Hans Thordsen.

„So? — Kannst Du das einsehen?" — In ihre Worte floß neue Bitterkeit. „Du bist freilich in einer anderen Luft aufgewachsen. — Wie habe ich als

Kind die ehrlichen und geachteten Leute beneidet, die ruhig ihre Straßen gehen konnten, ohne verhöhnt und geschlagen zu werden, die nicht in jedem, der ihnen nahe kam, den Feind zu sehen brauchten, die nicht überall hämischer Bosheit oder verächtlichen Seitenhieben ausweichen mußten. — Ich weiß noch ganz genau, wie damals, vor Deiner Konfirmation, in der Schule der alte Lorenzen Dich fragte: „Hans Thordsen, was willst Du werden?“ Da sagtest Du so stolz: „Ich will zur See!“ — Und alle sahen voller Bewunderung Dich an. — Ich weiß es noch wie heute, ich dachte in dem Augenblick: wie glücklich ist der Junge. Und dann fiel es mir auf die Seele: Warum mußt denn gerade Du so verachtet sein? — Siehst Du, Hans Thordsen, mit dem Gefühl schleppte ich mich immer herum. Ist es da ein Wunder, wenn so ein armer Mensch verbittert und böse wird?!“ — Es traten bei diesen Worten Hans Thordsen allerlei Bilder vor die Seele. Er sah den Birkfuchs als kleines, barbeiniges Mädchen, wie es mit Nägeln und Zähnen der rohen Angreifer sich erwehrte, und in seiner Erinnerung tauchte die Szene auf, wie sie mit zerzausten Haaren auf der Schneeschanze gestanden hatte, beim Gammeldammer Heck. Sie hatte ihm geholfen und auch er hatte es ihr mit harten, höhnischen Worten gelohnt. — Als sie dann aber seiner Seemannszeit erwähnte, da stieg wieder vor seinen Augen ein anderes Bild auf. Schnarstruphof sah er vor sich und gedachte der Zeit, wo sie ihn schnöde abgewiesen hatte, weil sie eitle Hoffnungen

hegte. Nach dem Hochmut kam der Fall. — „Man muß auch nicht alle Schuld von ſich abwälzen", ſagte er, und ſie wußte, was er meinte.

Sie fuhr aber nicht auf in raſchem Zorn, wie er erwartet hatte, ſondern ging ſtill neben ihm her.

Als ſie bei der Hafenſtraße waren, wo ſich ihre Wege trennten, wollte er ihr mit kurzem Gruß die Hand geben und dann weiter gehen. Sie hielt aber ſeine Hand feſt und mit ganz anderer Stimme als vorhin ſagte ſie: „Wenn irgend ein Menſch recht hat, mich an meine eigene Schuld zu erinnern, ſo biſt Du das, Hans Thordſen. — Du weißt, warum, und ich weiß es auch. Aber das iſt jetzt zu ſpät! — Geſchehenes kann man nicht ändern."

„Reden wir alſo auch nicht darüber", ſagte er und wollte gehen, ſie aber fuhr fort:

„Ich habe mich nie entſchuldigt. Ich war blind, weil ich ihn liebte. Und ich hoffte, daß auch er mich lieb habe, ſo lieb, wie er es mir verſicherte. Das hatte er nicht, denn ſonſt hätte er ſeinem Vater die Wahrheit geſagt und ihm Widerſtand geleiſtet."

„Blind biſt Du jedenfalls geweſen", beſtätigte er, „denn ſonſt hätteſt Du wiſſen müſſen, daß ein Angliter Bauer niemals eine — — eine Tagelöhnertochter nimmt." Es war ihm ſchwer, die rechte Bezeichnung zu finden. Sie merkte es und ſetzte hinzu: „Und die war ich auch nicht einmal. Meine roten Haare waren Euch allen ein Zeichen der Schande, die ſich forterbte. Ich ſtammte von hergelaufenen Leuten ab. Meiner Mutter konnte keiner was Schlechtes

nachſagen, aber ihrer Mutter Großmutter ſollte eine leichtfertige Perſon geweſen ſein. Wie oft hat man mir das vorgeworfen. Und daß mein Vater ein ſchlechter Kerl war, dafür habe ich büßen müſſen. Ich weiß das alles ganz genau, Hans Thordſen, Du brauchſt es mir nicht erſt vorzuhalten. Ich weiß, daß ich blind war, als ich das alles überſah. Aber er wußte das auch. Er war nicht blind, er war ſchlecht!"

„Weißt Du das ſo gewiß, Meta?"

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann ſagte ſie: „Vielleicht gab es auch Stunden, wo auch er blind war, denn ſo ſchlecht, wie ich früher immer dachte, kann er nicht ſein — — Und doch!" In ihren Augen flammte es auf. „Er hat mich von ſich geſtoßen wie einen Hund, als ich ſein Kind unter dem Herzen trug, er hat — —"

„Ruhig, Meta! — Wer weiß, vielleicht hat auch ihm das manche ſchwere Stunde gemacht. Du biſt in der Birkkate zur Welt gekommen und wurdeſt — wie Du biſt, er wurde im Schnarſtruphof als Stammhalter geboren und ſog mit der Muttermilch den Bauernſtolz ein. Jeder Knecht auf dem Hofe ſah in ihm den Herrn, und er wußte es nicht anders, als daß er viel, viel mehr ſei, als wie wir. Weißt Du denn auch noch, was er damals in der Schule rief, als Lorenzen ſagte: „Peter Ottſen, was willſt Du werden?" „Hofbeſitzer!" rief er. — Was waren wir dagegen? — Nichts! — Es tut nicht gut, wenn man ſchon etwas iſt, bevor man es geworden iſt. Der

Stolz, der mit dem Menſchen aufwächſt, iſt der gefährlichſte! — Das alles ſollteſt Du bedenken, Meta, wenn Du ſeine Schuld gegen Deine abwägſt.“ Er wartete auf Antwort, aber ſie erwiderte nichts darauf. Erſt als er ging und ihr zum Abſchied nochmals die Hand reichte, ſagte ſie: „Du aber biſt gewachſen heute Abend, Hans Thordſen, Du biſt ein Mann geworden!“

„Gewachſen bin ich nicht erſt heute“, erwiderte er bedächtig. „Gewachſen bin ich, als ich glaubte, ich ſei aus dem Mutterboden herausgeriſſen und zum toten Holz geworden. Mich hat das Unglück zum Nachdenken gebracht. Damals am Falshöfter Strand als die Leute über mich hinwegſahen, bin ich gewachſen. Aber ich war zu ſchwerfällig. Ich mußte getrieben werden. Heute bin ich herausgetreten. Da ſah man mich.“

„Du biſt ein rechter Sohn Deiner Heimat, Hans Thordſen.“ Ein freundlicher Sonnenſtrahl blitzte jetzt aus ihren Augen.

„Wie denn?“

„Eure Vorfahren ſind in Wald und Buſch und zwiſchen den Knicks groß geworden. Wer da ſeinen Weg geht, der ſieht nur eine kurze Strecke vor ſich. Um die nächſte Biegung kann ein Feind kommen, hinter den Büſchen kann ein Laurer ſtehen. Da habt ihr Vorſicht und kluge Bedächtigkeit gelernt! — Aber wer zu vorſichtig iſt und ſich zu wenig zutraut, der verpaßt manchmal die Zeit. So ſchnappte Euch die Keckheit manches weg, was Ihr durch zähe Hart-

näckigkeit erobern wolltet. Dir ist es auch schon so gegangen, Hans Thordsen. Nachher war es zu spät, da war das Glück vorbeigeritten, oder — — es war in den Schmutz gefallen, und war verdorben. — — Gute Nacht.“ — Rasch ging sie fort und war im nächsten Augenblick im Halbdunkel des Hofes verschwunden.

Nachdenklich ging Hans Thordsen nach Hause. Er dachte an den Abend auf Schottlands Bergen und an das Mädchen, das an seiner Seite gestanden hatte. War dort das Glück an ihm vorbeigeritten? — Oder war schon früher sein Glück in den Schmutz getreten, weil er nicht rasch und mit fester Hand zugefaßt hatte?

Neunzehntes Kapitel.

Auf dem Elbſtrom und in den Häfen war es tot und ſtill. Nach einander hatten die weißen und ſchwarzen Schauerleute, die Ewerführer, die Keſſelreiniger und Anſtreicher und viele Matroſen die Arbeit niedergelegt. Selbſt die „fliegenden Krüger", die ſonſt in ihren mit Bier und Schnaps beladenen Jollen von Schiff zu Schiff, von Schute zu Schute fuhren, ſtellten ihre Tätigkeit ein. Es war doch nichts zu verdienen, da machten ſie denn auch mit und erklärten, es ſei mit ihrer Überzeugung und Moral unvereinbar, den Streikbrechern ſtärkende Getränke zu liefern. An den Quais und auf den Straßen am Hafen entlang ſtanden von früh bis ſpät die Feiernden, tauſchten ihre Anſichten und Vermutungen aus, rauchten aus kurzen Pfeifen, kauten ſwatten Kruſen und ſpuckten ins Waſſer. Von Zeit zu Zeit gingen ſie auch zu Thetje Fett oder zu Jan Knieptang, oder zu einer anderen der zunächſt belegenen Wirtſchaften, um einen auf die Lampe zu gießen. Alle waren voller Hoffnung, jeder redete vom Sieg der Hafenarbeiterſache.

In den verſchiedenen Bureaus, die die Streik-

leitung sofort eingerichtet hatte, wurden die Namen sämtlicher Streikenden in die Listen eingetragen, regelmäßig mußten sie zur Kontrolle erscheinen, regelmäßig wurden die Streikgelder ausgezahlt.

Jens Norgaardt lungerte nicht mehr am Hopfenmarkt umher, er und andere „Löwen" erinnerten sich nun, daß sie auch Arbeiter seien, hatten sie doch früher, als der Schnaps ihnen noch nicht die Kraft aus den Knochen und alle Empfindlichkeit aus dem Gewissen ausgelaugt hatte, dann und wann am Hafen gearbeitet. — Jedenfalls waren sie Hafenarbeiter, als jetzt gestreikt wurde. Jens Norgaardt ließ sich in die Listen eintragen und erhielt wöchentlich seine Streikgelder. Das war eine schöne Sache!

„Wir können das noch lange aushalten", sagte er eines Morgens zu Hans Thordsen, der an den Vorsetzen als Streikposten stand, „wir haben Geld genug." — Dann holte er mit unverschämt vertraulichem Grinsen eine flache Flasche aus der Tasche, trank und reichte sie ihm hinüber: „Prost!"

„Pfui Deuwel!" sagte Hans Thordsen und drehte sich um, sodaß man nicht wußte, ob er den Schnaps oder den Kerl damit meinte.

„Du bist wohl zu fein, um mit mir aus derselben Flasche zu trinken. Man nicht so stolz!" sagte höhnisch der andere. — „Meine drei Kreuze gelten ebensoviel, als Deine Namensunterschrift. Du kannst ja gut lesen", und er zog einen Zettel aus der Tasche: „Jens Norgaardt" steht hier. Das hat das Streik-

komitee geschrieben und gestempelt. Das gilt, und mehr kriegst Du doch wohl auch nicht."

„Dann sind wohl alle Hopfenmarktlöwen mit einem Male Schauerleute geworden?"

„Hopfenmarktlöwen?" klang es wütend zurück. „Ich kenne Leute, die einen Hopfenmarktlöwen gern Schwiegervater nennen möchten."

Die Umstehenden lachten, obgleich sie den Sinn wohl nur halb verstanden. Der Sprecher aber war im nächsten Augenblick hinter einer Gruppe schwarzjackiger Männer verschwunden.

„Es ist ein Skandal", sagte Hans Thordsen, „daß solche Kerls sich jetzt auf unsere Kosten mit durchfressen und vollsaufen. Das will ich in der nächsten Versammlung zur Sprache bringen, da muß man einen Sticken vorstecken."

„Recht hast Du", meinte ein alter Graukopf mit verwittertem Seemannsgesicht, „aber was ist dagegen zu machen?"

„Rausschmeißen!"

„Ja, das geht man nicht."

„Warum nicht?"

„Ja, dann fängt die Sorte an zu arbeiten."

„Die nimmt doch keiner. So'n Kerl kann doch keinen Sack heben."

„In dieser Zeit wird alles genommen. Es sind Arbeitswillige. Unserer Sache aber schadet es, denn dann heißt es gleich in den Zeitungen: „Es melden sich fortwährend Leute, die die Arbeit zu den alten

Bedingungen aufnehmen." Das darf nicht sein! Wir müssen die Löwen mit durchfüttern."

Hans Thordsen aber gab sich damit nicht zufrieden. Faulheit als Ballast und Tagediebe mit ins Schlepptau nehmen zu müssen, das behagte ihm nicht. Darüber wollte er mal mit dem Komitee reden.

Zwei Tage darauf war wieder eine Versammlung. Tom Mann, der Vertreter der englischen Hafenarbeiter, war herübergekommen, um die Botschaft zu bringen, daß die englischen Kollegen sich mit den deutschen Arbeiterbrüdern solidarisch erklärt hätten und sie unterstützen würden. Hamburger Schiffe sollten auch in englischen Häfen weder löschen noch laden können. Von Holland und Amerika würden bald ähnliche Zusicherungen eintreffen. Geld vom Auslande würde auch kommen. — Ein Beifall wie an diesem Abend ist selten in einer Versammlung gehört worden. Das Wort „Proletarier aller Länder verbindet Euch!" schien zur welterobernden Wahrheit geworden zu sein. Über die Nordsee, ja, über das Weltmeer herüber reichten sich die zielbewußten Arbeiter die Hand. Tausende und Abertausende richteten ihre Blicke auf die mächtige Handelsmetropole an der Elbe, wo die Unterdrückten sich zusammengeschlossen hatten, um den Bedrückern die Macht aus den Händen zu winden. — — Mit solchen erhebenden Gefühlen trennte man sich.

Denselben Gedanken spann der leicht erregbare Ostpreuße Kopitzki an der Tonbank von Jan Muhl in endlosen Reden aus, wohl hundertmal wiederholte

er: „Wir sind die Harrn! Uns gehört die Walt!“ — bis der Schnaps seine Zunge etwas ungelenk machte. Dann wankte er nach Hause, polterte vier dunkle, ausgetretene Treppen hinauf und blieb oben an der Stubentür liegen, bis er kalt und etwas klar im Kopfe wurde.

„Das ist ja alles ganz schön und gut“, sagte Hans Thordsen, als er mit dem alten Ewerführer Jonni Mogens nach Hause ging, „aber Lumpen und Tagediebe sollten nicht dabei sein. Dazu ist die Sache zu ernst. Das kommt mir so vor, wie ein Balken, in dem der Schwamm ist. Das ist keine rechte Solidarität.“

* * *

Drei Wochen waren vergangen, ohne daß eine Entscheidung gefallen war. Die Rheder und Stauer, die Ewerführer und Stauerbaase bemühten sich, Arbeitswillige heranzuschaffen und sie von den Streikenden zu isolieren, damit sie nicht durch Versprechungen und Drohungen abspenstig gemacht würden. Die Schauerleute und Ewerführer aber und alle sonstigen Quai- und Hafenarbeiter hielten an ihren Forderungen fest und setzten alle Hebel in Bewegung, sie durchzusetzen. Man suchte auch die an den Krähnen und in den Lagerschuppen Angestellten des Staates zur Arbeitsniederlegung zu bestimmen; damit hatte man allerdings nur geringen Erfolg. Aus dem Inlande kamen einzeln und in kleinen Trupps Leute verschiedener Art, um die günstige

Gelegenheit zu lohnender Arbeit wahrzunehmen. Es waren in der ersten Zeit nur hunderte, während zwanzigtausend Mann sie abzuhalten und die Arbeit zu hindern suchten. Wo sonst des Handels kraftvoller Strom durch die Schleusen und Stromwege der Welthafenstadt flutete, da waren jetzt die Lebensadern gewaltsam unterbunden, nur hin und wieder fühlte man einen leisen Pulsschlag. Dampf und Druckwasser für die Krähne waren da, aber es mangelte an fleißigen Händen, um die Warenballen ins Bereich der Krahnarme zu liefern. Nur scheu und ohne rechten Arbeitsmut schafften einzelne Arbeitswillige hier und da in den Räumen, und die staatlichen Hüter der Ordnung und Beschützer der Gesetze mühten sich ab, die drohenden Fäuste der Feiernden von diesen Abtrünnigen fernzuhalten. Mit gebeugtem Nacken und vorsichtigen Seitenblicken schlichen sich die Verfolgten auf Umwegen von ihren Arbeitsstätten heimwärts. Erst wenn die Hafengegend weit hinter ihnen lag, oder wenn sie einen Konstabler nahe wußten, wagten sie es, den Kopf höher zu heben und festeren Schrittes aufzutreten. So drückte die Furcht oder die Scham sie nieder.

Hans Thordsen kämpfte unentwegt. Er war unermüdlich tätig, bald im Streikbureau, bald auf Streikposten, er fehlte bei keiner Veranstaltung, die gemacht wurde, um die Sache der Hafenarbeiter zu fördern. Und deren gab es viele.

Es war eine kalte Dezembernacht, als er mit einigen Kollegen am Bahnhof Holstenstraße-Altona

auf Streikposten stand, um etwaige mit dem Zuge von Norden kommende Arbeitswillige aufzugreifen und vom Streik fernzuhalten. Der Posten war vom Komitee hierher kommandiert, er war aus Vertretern verschiedener Arbeiterklassen zusammengesetzt. Vor dem Bahnhof gingen sie hin und her, zwei Schiffsbodenmaler und ein Kesselklopfer führten das große Wort, sie wußten viel von ihren Heldentaten auf St. Paulis feuchten Fluren zu erzählen.

„Graf Spachtel" wurde einer der Anstreicher genannt. Er hatte einst bessere Tage gesehen und aus dem Schiffbruch einige großartige Manieren und prahlerische Redewendungen ins elende Dasein mit herüber gerettet.

„Siebzig Pfennig die Stunde! Eher fasse ich keinen Pinsel wieder an", — das war seine Forderung.

Hans Thordsen meinte, daß er es auch wohl etwas billiger täte, so viel bekämen die Schauerleute nicht einmal.

„Verstehen Sie etwas von der Malerei, verehrtester Freund und Sackträger?" fragte von oben herab Graf Spachtel.

„Einen Schiffboden kann ich auch anstreichen", gab der zurück.

„Einen Schiffsboden?" sagte hoheitsvoll der „Maler", drehte sich den Schnurrbart steifweg und schob den Kalabreser in den Nacken. „Die Kunst geht nach Brot", das sagte schon Schiller. „Mir geht's ebenso. Ich bin — wissen Sie — Künstler!

Nur augenblicklich in meinen Verhältniſſen etwas derangiert. Mein Vater — wiſſen Sie —"

„Laat dat Leegen man na, min Jong", ſagte der Schauermann und legte ihm die ſchwere Fauſt auf die Schultern. „Ick kenn Di!"

„Na, wenn Sie mich kennen, verehrter Freund und Gönner, dann pumpen Sie mir freundlichſt bis morgen Abend 50 Reichspfennige, ich habe nämlich heute noch keinen warmen Löffelſtiel im Leibe gehabt. Ich — —"

„Habe aber deſto mehr geſoffen!" vollendete Hans Thordſen den Satz und Graf Spachtel beeilte ſich hinzuzuſetzen: „Ich habe elenden Hunger."

Hans Thordſen gab ihm ein paar Groſchen und ließ ihn ſtehen. „Und wenn ſo'n Kerl einen Taler die Stunde verdient, ſo iſt ihm damit nicht geholfen", ſagte er zu dem graubärtigen Ewerführer Johann Groth, der „mitgemacht hatte", weil er mußte und der nun ehrlich mit aushielt, ſo lange, bis er andere Order bekam.

„Denn ſöppt he ſick in veertein Dag aff", war die lakoniſche Antwort. Sie gingen eine ganze Weile ſtumm neben einander auf und ab, und traten hart auf, um ſich die Füße zu erwärmen. Eine weiße Winterdecke breitete ſich aus über Straßen und Plätze, der Schnee kniſterte unter ihren ſchweren Stiefeln. Sonſt war alles tot und ſtill rings umher, nur vom Bahnhof klang dann und wann ein helles Glockenſignal.

Der letzte Nachtzug kam, nur wenige Paſſagiere

ſtiegen auf der Station aus, darunter waren zwei, die als Arbeitswillige ſtark verdächtig waren, bei einem dritten erſchien dies zweifelhaft. Die Anſtreicher nahmen die beiden Verdächtigen in ihre Mitte und erboten ſich, ihnen den Weg zu zeigen. Es ſtellte ſich denn auch nach einigen Kreuz- und Querfragen heraus, daß ſie Fiſcherknechte aus Schleswig waren, die während der Zeit des Winterfroſtes keine Arbeit hatten und ſich hier am Hafen einen guten Lohn verdienen wollten. Sie wurden nun zunächſt auf freundſchaftliche Art bearbeitet. Im lebhaften Geſpräch ging man die Treppe hinunter und im weiten Bogen um den einzelnen Poliziſten herum, der am Eingang ſtand.

Hans Thordſen war oben auf dem Perron geblieben, er ſtand im Schatten des Wartehäuschens und beobachtete möglichſt unauffällig den dritten Ankömmling, der mit einem kleinen Leinwandköfferchen in der Hand beim dienſttuenden Stationsaſſiſtenten ins Zimmer getreten war und mit dieſem ſprach.

Die Unterredung war beendet, der Beamte nickte, der Fremde trat zurück und zog den Hut. In dieſem Moment fiel ihm das Licht der draußenſtehenden Bogenlampe voll ins Geſicht. Hans Thordſen war unwillkürlich ein paar Schritte vorgetreten. — War er es wirklich? — War der Mann mit dem roten, aufgedunſenen Geſicht, der dort im ſchäbigen blauen Rock und dem kleinen abgegriffenen, grünen Hut aus der Tür trat, derſelbe, den er

als flotten Husaren und vielbeneideten Besitzer von Schnarstruphof gekannt hatte? —

Der Mann blickte suchend von rechts nach links und ging unsicheren Schrittes den Perron entlang dem Ausgang zu. Hans Thordsen trat aus dem Schatten heraus, näher an die Rampe heran; nun mußte er dicht an ihm vorbeikommen. Als der Fremde an seiner Seite war, blickte er rasch auf und schaute ihm gerade ins Gesicht. Ihn traf ein unsicherer Blick; in der nächsten Sekunde flog ein Schein des Erkennens aus den verschwommenen, grauen Augen, die schlaffen Züge belebte ein Lächeln. „Hans Thordsen! Mensch, bist Du das wirklich?" Er reichte dem ehemaligen Schulkameraden die Hand und schüttelte sie kräftig. Ein Hauch von Branntweindunst flog herüber.

„Guten Abend, Peter. Ja, ich bin's."

Sie gingen einige Schritte schweigend zusammen. Dann sagte Hans Thordsen, nur um etwas zu sagen:

„Na, ein bißchen auf Reisen?"

„Ja, man muß wohl."

Sie gingen weiter, die Treppen hinunter und zur Tür hinaus. Plötzlich blieb Peter Ottsen stehen.

„Sag' mal, kannst Du mir nicht hier in der Nähe ein Wirtshaus zeigen, wo man billig logieren kann?"

„Billig? — Das war doch sonst nicht." Unwillkürlich flog das Wort heraus. Es sollte ein halber Scherz sein und wurde in diesem Augenblick ungewollt zum bittersten Hohn.

„Was geht Dich das an, Mann? — Warum läufst Du überhaupt mit mir, ich hab' Dich ja nicht darum gebeten", tönte es laut und gereizt zurück. Er nahm den Koffer in die andere Hand und ging mit hastigen Schritten weiter, ohne sich umzusehen. Als er an der nächsten Straßenecke unschlüssig einen Augenblick stehen blieb, war Hans Thordsen schon wieder an seiner Seite. „Es war nicht schlimm gemeint, Peter, und ich habe Dich nicht beleidigen wollen." Er sprach es herzlich und freundlich, in ihm stieg eine Ahnung auf, daß es mit dem Manne, den er so lange nicht gesehen hatte, sehr schlecht stand.

Peter Ottsen zögerte noch. „Komm' mit, ich zeige Dir ein anständiges Nachtlogis." Damit nahm er ihn unter den Arm und zog ihn mit sich fort. In der Holstenstraße waren noch einige Wirtschaften offen, vor einer Destillation blieb Peter Ottsen plötzlich stehen. „Ich habe fürchterlichen Hunger und Durst", sagte er. „Ich muß wahrhaftig erst mal meinem Magen etwas bieten, sonst werde ich flau." Wohl oder übel mußte sein Begleiter mit. Er ging an die Tonbank und forderte ein Glas Grog. Sobald es vor ihm stand, war es auch schon verschwunden. „Noch eins! — Aber ein bißchen nördlicher! Und dann ein Butterbrot mit Käse." Er stellte seinen Koffer auf eine Bank und setzte sich daneben. Hans Thordsen bestellte sich eine Tasse Kaffee.

Eine Weile saßen sie still neben einander. Der eine mochte nicht fragen, der andere nicht berichten,

Erſt als Peter Ottſen das dritte Glas Grog getrunken hatte, fing er an:

„Mir iſt es ſchlecht gegangen. Haſt Du nichts davon gehört?“

„Vor einigen Jahren erzählte man ſo allerlei. Später hieß es wieder, es gehe beſſer. Seitdem habe ich nichts mehr von dort erfahren. Wie ſteht es denn nun auf Schnarſtruphof?“

Peter Ottſen lachte und ſchlug auf den Tiſch.

„Futſch! — futſchio! — futſchikado! — der Teufel hol' die ganze Landwirtſchaft! — Hat man kein Schwein im Stall, dann iſt der Speck teuer, und wenn wir gutes Gras und viel Milch haben, koſtet die Butter nichts. Man möchte dann am liebſten die Wagen damit ſchmieren. — Aber ich habe auch ſonſt noch allerlei Pech gehabt. Ich wollte, wie Du ja wohl wiſſen wirſt, aus meinem Torfmoor etwas machen. Das ging nicht, das hat mir eigentlich das Genick gebrochen. Jahre lang humpelte ich freilich noch kümmerlich umher. Aber wie! „Buten fix und binnen nix“, weißt Du. Es wurde immer ein Loch gegraben und mit der Erde das andere zugemacht. Immer halb natürlich! Das ging wie es 'beſt konnte. Mit Hängen und Würgen kam ich hindurch, bis ſchließlich die Wucherer anfingen, die Schlinge zuzuziehen.“

„Schlimme Geſchichte! Man ſprach ſchon allerlei, als ich in Falshöft war, aber ich dachte immer, Du würdeſt Dich durchſchlagen.“

„Dachte ich auch noch immer!“ Er winkte nach

der Tonbank hin. „Hier, Sie! Noch ein Glas Grog! — Aber den Spaß, mich hängen zu sehen, habe ich ihnen doch einigermaßen verdorben. Als sie glaubten, ich zappelte schon mit den Beinen, und die Zunge hänge mir aus dem Halse, da kniff ich ihnen aus. Ich hatte noch zu Geld gemacht, was ich konnte und hatte alles zusammen gerafft. Dann ließ ich die beiden jungen Füchse vor die Chaise spannen und fuhr nach Flensburg. Der ganze Kram, mit Pferdedecken und Halfter, mit Hün und Perdün, wurde verkloppt, und ich rutschte ab nach Kopenhagen."

„Donnerwetter, das war aber ein starkes Stück", fuhr Hans Thordsen auf. Sein Nebenmann sah ihn spöttisch an; seine rotunterlaufenen, trüben Augen hatten jetzt wieder etwas Glanz bekommen. Es war ein flackernder, irrer Schein, den der Grog wachgerufen hatte.

„Ein starkes Stück? — Wie meinst Du das? — Sollte ich etwa den Wucherern und Blutegeln auch das noch lassen, zum Dank, daß sie mich ausgesaugt hatten bei lebendigem Leibe. Du hast gut reden. Du solltest so etwas mal Jahre lang durchmachen. Dann würdest Du anders schnacken."

„Was macht Deine Familie denn?"

Der Gefragte antwortete nicht gleich, er starrte vor sich hin in das leere Glas, die gelben, buschigen Augenbrauen zogen sich zusammen, dann sagte er leise mit tonloser Stimme: „Tot, alles tot." Und nun schlug seine Stimmung um, eine Anwandlung

des grauen Alkoholistenelends kam über ihn: „Sie liegen alle auf dem Geltinger Kirchhofe in unserem alten Erbbegräbnis: meine Großeltern und Eltern, meine liebe kleine Ella und meine Kinder. Die haben es gut! — Ich muß in der Welt umherirren, ich habe keine Stätte mehr, wo ich mein Haupt hinlegen kann.“ Er griff in die Hosentasche und brachte einige Geldstücke zum Vorschein: „Das ist all mein Geld, was ich noch habe.“ Dann nahm er den schäbigen, kleinen Leinenkoffer von der Bank und hob ihn hoch: „Und hier ist meine ganze Habe. — Das ist alles, was Peter Ottsen vom Schnarstruphof noch gehört.“

Er stützte das Gesicht in beide Hände, zwischen den Fingern quollen Tränen hervor. Hans Thordsen suchte ihn zu beruhigen:

„Du bist noch jung genug, Du bist gesund und stark, Peter, es kann noch alles gut werden. Nur die Kourage nicht verlieren!“

„Meinst Du? — Ich habe das auch mal geglaubt. Als ich nach Kopenhagen ging, da wollte ich ein neues Leben anfangen, aber — —. Weißt Du, Hans Thordsen, wer schuld an meinem ganzen Unglück ist? — Du kennst ja den Birkfuchs. Der ist schuld daran.“

„Mensch rede doch nicht so'n Unsinn!“ fuhr jetzt der andere auf. „Du selbst bist schuld daran. Aber sie hast Du damals durch Deinen Leichtsinn ins Elend gebracht.“ Hans Thordsen stand auf: „Komm mit! Hier ist nicht der Ort, solche Sachen zu be-

ſprechen." — An der Tonbank gab er dem Burſchen einen Taler: „Was haben wir zu bezahlen? — Hier ziehen Sie alles ab." Er ſtrich das erhaltene Kleingeld ein, dann nahm er den kleinen Koffer in die Linke und faßte mit der Rechten ſeinen Begleiter feſt am Arm. Ohne ein Wort zu reden, folgte dieſer.

Sie gingen nach St. Pauli zu. „Wo bleibe ich die Nacht?" fragte Peter Ottſen nach einer Weile ganz kleinlaut. Die kalte Winterluft hatte die Geiſter des Grogs und den ſchweren Dunſt der Kneipe etwas zurückgedrängt, die Sorge um die nächſte Zukunft fiel ihm wieder auf die Seele.

„Dafür laß mich ſorgen", war die kurze Antwort. Als ſie an der Altonaer Grenze vor einem kleinen Gaſthaus ſtanden, fragte Hans Thordſen: „Was gedachteſt Du in Hamburg zu machen? Haſt Du hier Bekannte, die Dir Stellung oder Arbeit verſchaffen können? — Es iſt augenblicklich eine ſchlechte Zeit, die Hafenarbeiter ſtreiken."

„Gerade deshalb bin ich hierher gekommen. Ein Agent gab mir Reiſegeld, ich ſoll morgen anfangen bei einer Kohlenrhederei."

„Das geht nicht."

„Warum denn nicht?"

„Ich ſagte es ja ſchon, wir ſtreiken!"

„Du auch?"

„Ja, ich auch. Und Du darfſt hier nicht anfangen."

„Na, warum denn nicht? Was gehen mich die anderen an, die nicht arbeiten wollen?"

„Wir wollen wohl arbeiten, wir kämpfen aber für beſſere Arbeitsbedingungen. Es iſt unſer gutes Recht, unſere Arbeitskraft ſo gut wie möglich auszunutzen und ſo teuer wie möglich zu verkaufen. Ehrlos iſt der, der den Männern, die mit ihren Familien Not und Entbehrung leiden, in den Rücken fällt.“ Während Hans Thordſen mit wachſender Erregung geſprochen hatte, ſchaute der andere vor ſich hin. „Gute Nacht“, ſagte er dann. „Ich bin müde.“

„Was willſt Du denn tun?“ Hans Thordſen ließ nicht locker.

„Ich weiß wirklich nicht, ich muß mir die Sache mal beſchlafen“, ſagte er mürriſch und wollte gehen.

„Halt, noch eins!“ Hans Thordſen faßte ihn am Arm. „Wenn Du abreiſen willſt, ſo zahlt Dir unſere Kaſſe die Reiſe- und Zehrkoſten.“

„Und was ſoll ich dann?“

„Na, es gibt doch auch anderswo Arbeit.“

„So? Wo denn? Jetzt zur Winterszeit! Ich habe das Umherſtreifen und Herumlungern ſatt. Du ſagteſt doch vorhin ſelbſt, ich ſoll arbeiten. Nun ich es will, da iſt es wieder nicht recht. Da will man mich von hier abſchicken, weil man mit 4,50 Mark Tagelohn nicht zufrieden iſt. Für mich iſt es genug.“

„Aber Menſch, nimm' doch Vernunft an!“ Hans Thordſen wurde ärgerlich. „Am Hafen ſtehen überall Streikpoſten und die verſtehen keinen Spaß. Sie geben ſich auch nicht ſo viel Mühe, den zugereiſten Leuten es klar zu machen, warum ſie hier nicht Arbeit

annehmen dürfen. Sie ballen die Fäuste auch nicht in der Tasche. Nimm' Dich in acht, Peter Ottsen!"

Da richtete sich der ehemalige Gutsbesitzer gerade auf, ein Hauch des alten Trotzes flog über seine Züge.

„Wer das durchgemacht hat, was ich in den letzten zehn Wochen durchmachen mußte, der hat vor Euren Fäusten und Knüppeln keine so große Angst. — Der Entschluß, den ich nun gefaßt habe, ist mir schwer genug geworden." — Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er leise: „Es gehört für einen Mann, der mit Vieren gefahren hat, und dann durch die Verhältnisse oder durch eigene Schuld zum Lumpen wurde, mehr Kourage dazu, sich aufzuraffen und gegen sein Elend anzugehen, als Du wohl glaubst. Ich will's mir überlegen, ob ich die Planke fahren lasse, die den Ertrinkenden vielleicht noch über Wasser halten kann."

„Ich laß Dich nicht im Stich, ich komme morgen früh zu Dir", rief Hans Thordsen dem Fortgehenden noch nach.

Als Hans Thordsen am anderen Morgen gegen sieben Uhr in dem Gasthaus ankam, erfuhr er, daß der Fremde schon vor einer Stunde mit seinem kleinen Handkoffer fortgegangen war. Er hatte sein Nachtlogis bezahlt und keine Bestellung hinterlassen. Der Wirt wußte auch nicht, wohin er gegangen war, und was er gewollt habe. Am Vormittag sprach Hans Thordsen noch zweimal dort vor, am nächsten Morgen wieder. Der Gast kam aber nicht zurück.

Zwanzigstes Kapitel.

In der Hafenstraße, neben der Steintreppe, die nach der hochgelegenen Bernhardstraße führt, hatte Meta Norgaardt ihr Geschäft. Viel Betriebskapital war nicht nötig gewesen, es ins Leben zu rufen: ein Waschfaß, eine Mangel, ein Bügeleisen und zwei tüchtige Arme waren die hauptsächlichsten Betriebsmittel. An Seife und Sauberkeit ließ Meta es nicht fehlen, auch nicht an Fleiß und Pünktlichkeit, so brachte sie das Geschäft hoch. Von der Straße konnte man bequem hineinschauen in die Fenster der Plättstube. Und sie schauten hinein, die Männer, die vorübergingen, wenn Meta Norgaardt im hellen, kurzärmeligen Kleide und hellen, arbeitsfreudigen Augen am Plättbrett stand und eifrig mit dem Eisen hantierte. Sie sah aber nicht auf. Nur wenn jemand allzu dreist seine Neugierde befriedigte, oder seiner Bewunderung Ausdruck gab, zogen sich finster die Brauen zusammen und ein unwilliger Blick traf den Gaffer.

Am Tage, nachdem Peter Ottsen in Hamburg eingetroffen war, hatte ein großer, blondhaariger

Mann im blauen Seemannsanzuge neben ihr in der Plättstube gestanden. Lange war er nicht dageblieben, als er aber fortging, da blieb die Arbeit liegen, auch die, die eilig war. Sie hatte die Hände schwer auf den Tisch gestützt, und mit finsterem Blick hinaus gesehen auf den Hafen. Ihre Gedanken waren fortgeflogen von der Arbeit und waren umhergeflattert vom Brunnen auf Schnarstruphof bis zu der vom Wind verkrümmten alten Eiche am Kliff, hinweg über Berg und Tal, über Klippen und Abgründe. Dann war sie hinaufgegangen in ihr Zimmer und hatte umhergekramt in der Kommodenschublade zwischen Trikots und kleinen Kinderhemdchen und hatte die Fäuste geballt und hatte geweint und dann hatte sie die Hände gefaltet und war ganz stille geworden.

Am andern Tag stand sie wieder am Fenster an der Arbeit, bleich und ernst, aber niemand merkte ihr die Last an, die sie trug. — Nach acht Tagen war Hans Thordsen wieder da: „Er wird doch wohl wieder abgereist sein", meinte er. Sie nickte.

Am St. Pauli-Fischmarkt legte ein Fährdampfer an, nur wenige Personen brachte er, denn es war mitten am Vormittag. Ein Mann mit blondem und verwildertem Vollbart und geschwärztem Gesicht kam aus dem Deckhäuschen hervor, und verließ das Schiff. Auf dem Ponton stehend, nahm er den kleinen grünen Hut ab und wischte sich mit dem roten baumwollenen Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Er mußte angestrengt gearbeitet haben oder

rasch gelaufen sein, denn es war nicht warm genug zum Schwitzen; vielleicht war es auch Schwäche und innere Erregung, die ihm die hellen Tropfen auf die Stirne trieben. Er spähte umher und trat langsam heran an die Brücke, die vom Ponton ans Land führt. Es war ein gewagtes Unternehmen, zu jener Zeit, in jener Gegend ein geschwärztes Gesicht zu zeigen, denn der Verdacht war bald rege, daß der Träger desselben ein Arbeitswilliger sei, der auf einem Dampfer Kohlen gelöscht habe. Er galt den streikenden Kohlentrimmern als der größte Verbrecher. Die „schwarzen" Schauerleute hatten in der Nähe der Fährstelle ihr Hauptquartier, in allen Destillationen dieses Teils der Hafenstraße waren sie Gäste.

Sonst, in ruhigen Zeiten, standen sie an der Quaimauer, oft in Scharen, und schauten aus nach den Kohlendampfern, die von Cuxhafen gemeldet waren und hier löschen sollten. Sobald einer in Sicht kam, füllten sich die Boote mit Mannschaften, Körben und Tauwerk, daß die Bordwand nur noch eben über den Wasserspiegel ragte. Auf beiden Seiten paddelten vier oder sechs Mann mit ihren kleinen Handrudern im gleichmäßigen, kurzen Takt, sie trieben mit schnellen Schlägen das Fahrzeug an den Dampfer heran. Wie die Seeräuber enterten sie an der Schiffswand empor und über die Reeling hinweg. Bald regten sich die sehnigen Arme, und durch die harten Fäuste schwirrten die Zugseile: Korb auf Korb tauchte auf aus der dunklen Tiefe,

und der Inhalt rollte polternd in die langseit liegenden Schuten.

Nun war alles tot und still. — „In der Nacht haben sie einen englischen Kohlendampfer gelöscht", erzählten sich die Leute, die bei Jan Pohl an der Tonbank standen. „Die verfluchten Kerls!"

„Wir haben die Streikbrecher genug gewahrschaut, wer nicht hört, der muß fix was aus der Armenkasse haben", sagte der lange Kohlendietje Thetje Schülke, ballte die Faust und machte mit dem rechten Arm eine recht bezeichnende Bewegung.

„Man muß ihnen sämtliche Knochen kaput schlagen", bestätigte von der Tonbank her Jan Potthast.

„Man muß ihnen 'ne Schneer um den Hals legen und sie mit der Talje an dem Ladebaum hochziehen, die Spitzbuben, die von auswärts kommen und den ehrlichen Leuten die Arbeit stehlen", rief Corl Bärmann.

„Dodslaen!" meinte lakonisch August Boll. „De Knaken entweislaen! — Dat is dat beste!" brummten ein paar andere. Die Anzeichen mehrten sich, daß der Streik einen schlechten Ausgang nehmen könnte, daher wuchs die Erbitterung.

Thetje Schülke hatte am Fenster gestanden und mit stumpfen, finsteren Mienen hinausgeschaut. Plötzlich hob er den Kopf, seine Augen bekamen einen raubtierartigen Ausdruck: „Wat is dat für'n Kerl dor?" rief er und zeigte mit der Hand hinüber nach dem Landungssteg der Fährdampfer.

Zwei, drei, sechs Mann traten hinzu und blickten aufmerksam durch die Scheiben. Der Mann, der vorhin mit dem Fährdampfer gekommen war, kam langsam über die Landungsbrücke gegangen. Er war an dem Polizeiwachthäuschen vorbei und betrat nun die nach der Straße hinaufführende Holztreppe.

„Streikbrecher! Heidelberger!“ hörte man eine Stimme. Und wie die Worte eben gefallen waren, da war alle Ruhe und Besinnung dahin. „Das ist einer von den Lumpen, die uns in den Rücken fallen, die uns und unsern Kindern das Brot nehmen“, rief Schülke laut. — „Dodslaen!“ brüllte August Boll. „Haut den Hund dod!“ schrien andere.

„Ruhig Blut!“ warnte eine Stimme vom Schanktisch her, aber die Männer hörten nicht darauf. Der Zündstoff, der in erbitterten Gesprächen ausgestreut war, den sie in Versammlungen und in den Wirtsstuben eingeatmet hatten, der glimmte jetzt auf und wurde zur wilden Flamme. Sie stürzten nach der Tür, da vertrat ihnen Schülke den Weg: „Nicht heraus! Hierbleiben!“ schrie er. „Laßt ihn herankommen. Näher heran muß der Hund, sonst läuft er in die Polizeiwache, ehe wir ihn in den Fingern haben.“ — Sie standen. Auch beim Raubtier zügelt List die wilde Gier.

„Ihr wollt doch nicht über den einen einzelnen wehrlosen Mann herfallen! Nehmt Euch in acht! Die Polizei kommt gleich!“ tönte die Stimme der Wirtin vom Schanktisch her.

„Die Hunde sind lange genug gewarnt", schallte es zurück.

„Sie wollen's nicht besser haben." — Die Frau des Wirts trat hervor und ging ans Fenster. Sie sah den Arbeiter langsam daherkommen, scheu spähte er nach rechts und links, er näherte sich der breiten Steintreppe, die zur Erichstraße hinaufführt. „Das ist feige und gemein, so viele über einen. Laßt ihn gehen." Ihre Stimme klang laut und erregt.

„Vorwärts!" schrie Schülke und riß die Tür auf. Wie die Wölfe sprangen sie die Steinstufen hinunter und warfen sich auf den Herankommenden. Der stutzte. Einen Augenblick schien es, als ob er fliehen wolle, einen Augenblick nur. — Vielleicht fiel ihm ein, daß ihm dies wenig helfen, daß ihm die wütende Meute dann gleich im Nacken sitzen und hinterrücks ihn niederreißen würde; vielleicht loderte in ihm das Gefühl auf, daß er sein freies Recht auf Arbeit verteidigen müsse, von dem er zu seinen Gefährten geredet hatte; vielleicht glaubte er auch, daß kaltes Blut die Wut entwaffnen, daß Mannesmut auf ehrlichen Kampf, Mann gegen Mann, rechnen könne. Er reckte seine kräftige Gestalt hoch auf: „Faßt mich nicht an, ehe Ihr mich gehört habt", rief er mit gewaltiger Stimme.

Wie ein Raubtier sprang ihm Schülke an den Hals. Der Mann duckte sich und warf mit kräftigem Schwung seinen Gegner zurück, der überschlug sich und stürzte hin wie ein Sack. Zwei andere sprangen hinzu.

„Halt!“ schrillte eine helle Frauenstimme hinein in den Lärm. Das war nicht die Wirtsfrau; es war, als wenn der Mann bei diesem Laut zusammenzuckte. Er sah nicht, daß aus dem Haufen vor ihm sich ein breitschultriger Kerl herausgeschlichen hatte und hinter ihm stand. „Hört mich, Ihr Leute“, schrie er noch einmal. „Ich will —“ Zwei eiserne Fäuste packten ihn von hinten, er wandte sich blitzschnell und faßte den Angreifer, da fielen sie auch schon von allen Seiten über ihn her. „Schlagt ihn tot, den Hund“, tönte ihm eine wutheisere Stimme ins Ohr. Schülke war wieder aufgesprungen vom Boden, drückte ihm von hinten die Kehle zu und riß den sich verzweifelt Wehrenden nieder. Als er hart mit dem Hinterkopf auf das Steinpflaster niederschlug, da war es mit allem Widerstande vorbei; betäubt blieb er liegen, und in tierischer, sinnloser Wut schlugen und traten ihn die Angreifer. Alles das hatte nur wenige Sekunden gedauert. Ein wirrer Knäuel war es, der sich um und über dem am Boden liegenden wehrlosen Mann erhob; wilde Flüche und mörderische Drohworte tönten durcheinander, dazwischen hörte man laut und gellend eine Frauenstimme: „Hilfe, Hilfe! Konstabler zur Hilfe!“

Schülke, der sich auf den wehrlos Daliegenden geworfen hatte und mit geballter Faust ihm ins Gesicht schlug, wurde plötzlich von hinten an den Haaren gepackt und mit einem Ruck auf die Seite geworfen.

„Verdammtes Frauenzimmer, was willst Du?“

„Haltet doch das verfluchte Weib fest!“

„Hilfe! Konstabler!“ schrie sie wieder.

„Haut sie aufs Maul!“

„Ihr Feiglinge! Elende Feiglinge! Acht Mann über einen!“

Das Weib, das den Überfallenen schützte, wurde von derben Fäusten zurückgestoßen, daß sie taumelte und hinfiel. Im nächsten Augenblick aber stand sie wieder auf den Füßen, blitzschnell, wie eine Wildkatze fuhr sie den Männern, die auf den am Boden Liegenden mit ihren schweren Stiefeln traten, mit scharfen Nägeln ins Gesicht. Dieser plötzliche und eigenartige Überfall brachte die wütenden Gesellen einen Augenblick von ihrem Opfer ab, sie stutzten und wichen einige Schritte zurück. In diesem Augenblick erscholl vom Landungssteg her ein langgezogener Pfiff — — „Uddel kömmt, Uddel, U—u—ddel!“ riefen in langgezogenen Tönen ein paar Straßenjungen, die von angemessener Entfernung aus der Schlägerei zusahen. — „De Konstablers kamt!“ wiederholte Thetje Schülke. „Maakt, datt Ji wegkaamt!“ — Er raffte seinen Hut aus dem Straßenschmutz und rannte den Pinnasberg hinauf, die anderen folgten in größter Eile. Im Handumdrehen hatten die Sieger das Schlachtfeld geräumt.

In gemessenem Tempo kamen nun drei Konstabler heran, sie fanden nicht mehr viel zu tun, nur einen Streikbrecher sahen sie leblos am Boden liegen. Das Blut quoll aus einer Stirnwunde, rann über das totenbleiche Gesicht und tropfte herab von dem

verwilderten Bart in den Kot. Am Hinterkopf war ein breiter Flecken gleichfalls rot gefärbt, und zwischen den dichten gelben Haaren sickerte es herunter in den Rockkragen. Neben dem stillen Mann aber kniete Meta Norgaardt. Sie hob seinen Kopf vom Steinpflaster und legte ihn in ihren Schoß, sie achtete nicht darauf, daß ihre weiße Schürze und ihr helles Kleid ganz mit Blut besudelt wurden, sie sah ihm angstvoll ins Gesicht und wischte mit ihrem Taschentuch Schmutz und Blut von der Stirn.

„Den haben sie bös' zugerichtet", sagte der eine der Konstabler.

„Er hätte zu Hause bleiben sollen", meinte ein anderer. Der dritte fragte das Mädchen: „Kennen Sie den Mann? — Wo wohnt er?" Sie antwortete nicht. Ihre Sorge und Aufmerksamkeit galt nur dem Geschlagenen. Sie bückte sich wieder zu ihm. „Peter", rief sie ihm leise ins Ohr. Hatte er das Wort verstanden? — Er schlug die Augen auf, hob den Kopf ein wenig und schaute wild nach rechts und links. Dann stöhnte er tief auf: „Ach! Meine Brust!" — Er hustete und es quoll rot empor. Sie wischte ihm mit ihrem Taschentuch den blutigen Schaum vom Munde. „Der hat genug", sagte ein hinzutretender Bürger. „Ich sah es, wie er hinschlug. Mit dem Schädel fiel er gerade auf den Kantstein. Mit den Stiefelhacken haben sie ihm den letzten Rest gegeben."

„Wer war's denn?" fragte der Wachtmeister den Konstabler.

„Wer soll's wohl gewesen sein!?“ war die ironische Antwort, und nach einer Weile setzte er hinzu: „Bestien! — Aber keine Menschen!“

„Holt den Tragkorb von der Wache!“ Zwei Konstabler gingen fort, den Befehl auszuführen. Eine größere Menschenmenge sammelte sich um die Gruppe. Die Männer hatten die Hände in den Taschen und die geschwärzte Kalkpfeife im Munde; mit einem Gemisch von Mitleid und Gleichgültigkeit schauten einige auf das Opfer des hinterlistigen Überfalls; bei anderen sah man verbissene Wut und Schadenfreude im Gesicht. Wenn der Konstabler sie aufforderte, weiter zu gehen, so brummten sie einige unverständliche Worte, und wenn er sie zurückschieben wollte, so drängten die Hinterstehenden nach. Es war kein offener Widerstand des einzelnen, aber es lag in Miene und Geberde des Haufens etwas, das die Hüter des Gesetze veranlaßte, leise aufzutreten. Es war überall so viel Explosionsstoff angehäuft, daß man sich hütete, die Lunte daran zu legen.

„Das ist wohl ihr Mann?“ fragte eine Fischfrau, die ihre Körbe auf dem Trottoir stehen ließ und herüberkam, um zwischen den Köpfen und Schultern der Männer hindurch das Schauspiel zu betrachten.

„Näh!“ erwiderte eine rauhe Männerstimme vor ihr. „Das ist die Rote, die drüben die Plättstube hat.“

„Was? Die Rote? Die Norgaardt? “

„Jawoll.“

„Was geht ihr denn der Kerl an?“

„Weiß der Deuwel.“

„Haben ſie ihn totgeſchlagen?“

„Leben tut er noch. — Aber wer weiß, wie lange.“

„Dat's en Schan!“

„Wat is dat?“ Ein wildbärtiger Mann drehte ſich um und ſah der Frau gerade ins Geſicht. Aber ſie ſagte laut und ſchroff: „Dat is ja Mord und Dodſchlag.“

„Hol Din Mul, Ollſche, ſünſt kann noch mehr paſſeern.“

Er knurrte das zwiſchen den Zähnen hindurch und blickte ſie mit tückiſchem Blick aus rotunterlaufenen Schnapsaugen an. Das breitſchultrige Weib „von de Waterkant“ aber ließ ſich nicht einſchüchtern: „Wat ſchall mi woll paſſeeren?“ fragte ſie patzig. „Line! — Liiine!“ rief ſie dann mit einer Stimme, die ſtraßenweit gellte. Von der Treppe her drängten ſich zwei ähnlich gebaute Vertreterinnen ihrer Zunft heran, da fügte ſie höhniſch hinzu: „Kickt doch mal her; de anner dor, mit de Leckoogen, de will hier Frunslüd ſlaen.“

„Probeer dat mal, min Jong“, ermunterten ihn die Freundinnen höhniſch und machten ſich mit den Ellenbogen Platz. Drei Weiber ſtellten ſich vor ihm auf und ſtemmten erwartungsvoll die derben, aufgekrempelten nackten Arme auf die breiten Hüften.

„Probeer dat blot's eenmal, min Söhn!“

Die Nächststehenden lachten. „De anner“ drückte sich nach der gegenüberliegenden Seite, und als er hier vor den kräftigen Redensarten der Weiber noch nicht sicher war, die wie spitze Pfeile von den flinken Zungen flogen, ging er langsam weiter und verschwand in der nächsten Destillation.

„Was ist hier los?“ Die Frage wurde eifrig besprochen. „Streikbrecher“, „Lump“, „Dodslaen“, so flog es hin und her. Der Kreis der Zuschauer wurde immer größer.

„Hier kann er doch nicht liegen bleiben“, wandte sich nun eine der Frauen an den Wachtmeister. „Er muß ins Seemannskrankenhaus. Man fix.“

„Der Tragkorb wird ja schon geholt“, sagte mürrisch der Beamte.

„Harrn Ji dor nich vörher vör oppassen könnt?“ hörte man eine andere Weiberstimme die Konstabler fragen. Sie überhörten das.

„Is dat Din Brüdjam, min Deern?“ wandte sich mitleidig Trina an das Mädchen, das auf dem Straßenpflaster kniete und sich bemühte, mit ihrem Taschentuch und ihrer Schürze das Blut zu stillen, das dem Mann aus der tiefen Stirnwunde rann. — Sie nickte.

„Wi willt Di helpen!“ sagte die Frau und ihre Stimme hatte einen anderen Klang wie vorhin. „Wi willt emm bi Jan Pohl in de Weertschaft drägen. — Hier, kammt doch mal twee Mann her, un faat

mit an.“ Vier hilfsbereite Männerhände faßten an und hoben vorsichtig den Verwundeten hoch.

„Halt! Der Tragkorb kommt schon“, rief der Wachtmeister. „Legt den Mann hinein.“

„Mi ook recht“, sagte Line.

Nach einigen Minuten lag der Mann auf der Tragbahre, vier Männer trugen ihn die Hafenstraße herab, dem Seemannskrankenhause zu. Hinter dem Zug ging in beschmutzten und zerrissenen Kleidern, bleich und blutig Meta Norgaardt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Erbitterung wuchs. Am Hafen und in engen, dunklen Gängen gab es häufiger Unruhen, die Überfälle mehrten sich. Am hellen Tage und im Dunkel der Nacht ereigneten sie sich, und nur selten gelang es, die Täter zu fassen. Neben der Brücke am Baumwall wurde eines Abends eine blutige Schlacht geschlagen, bei der die Streikenden zurückgedrängt wurden; häufiger überfielen diese wenn sie sich in der Überzahl wußten, die einzelnen Arbeitswilligen oder kleinere Trupps. Am Pinnasberge stürmten sie am hellen Mittag einen Wagen der Straßenbahn, drangen in das Innere, schlugen einige Arbeitswillige halbtot und zertrümmerten Türen und Fenster. Unbeaufsichtigt liegende Schuten wurden angebohrt, Persenninge wurden zerschnitten, was nicht niet- und nagelfest war, wurde in die Elbe geworfen. Es gärte überall. Dem stolzen Gefühl der Stärke und Überlegenheit, wie es zu Anfang geherrscht hatte, war die dumpfe Ahnung einer Niederlage gefolgt. Es schwand die ruhige Würde und aus dem aufgewühlten Boden brachen die brutalen Regungen hervor. „Se ward nu

wild", ſagte der alte Ewerführerbaas Magens, „denn is et bald to Enn!" — Aber ſo weit war es doch noch nicht. Es ebbte und flutete noch immer in der Bewegung hin und her, abends ſo und morgens ganz anders, ähnlich wie in der Elbe. Aber grauer und trüber wurde das Waſſer. Die „Solidarität" erwies ſich noch immer wie ein eiſerner Ring, der Gleich und Ungleich umſpannte, aber es mehrten ſich die Stimmen, die den Druck deſſelben fühlten. Die fleißigen Arbeiter hatten den Honig eingebracht, um in den Zeiten der Not davon zu zehren. Als es aber ſo weit war, da kamen die Drohnen in Scharen; ſie ſummten und brummten daſſelbe hohe Lied von der Solidarität aller Arbeiter und ſchlugen ſich dabei ſo viel Honig in den Bauch, als ſie bekommen konnten. Breitſpurig und großmäulig ſtanden ſie am Quai, die Faulen und die Bummler neben den wackeren Männern, deren Hand in ſchwerer Arbeit hart und ſchwielig geworden war. Den Arbeitgewohnten wurde die Zeit lang, die Arbeitsſcheuen freuten ſich, daß ſie nun mit Fug und Recht von der Arbeit fern bleiben konnten und doch verdienten. Halbwüchſige Burſchen, die drei Tage in der Woche Keſſel klopften und vier Tage in der Woche ihren Lohn vertranken, ſtrichen wohlgemut ihre Streikunterſtützungen ein und lebten beſſer als früher. Der alte ſeßhafte Stamm aber der Schauerleute und Ewerführer, die jahrelang bei demſelben Baas in Lohn und Brot geſtanden hatten, ſahen mit Sorgen das Häuflein der

erſparten Groſchen ſchwinden und mit Ärger einen Teil des geſammelten Fonds durch die Kehlen der Halbſtarken fließen.

Jan Thedſen, der 35 Jahre mit dem Bootshaken gearbeitet hatte, ſtand mit einer ſchottiſchen Karre voll Apfelſinen am Spielbudenplatz. Um die Ware einkaufen zu können, hatte ſeine Frau ihren Muff und Pelzkragen verſetzen müſſen, den ihre älteſten Jungens ihr zur ſilbernen Hochzeit geſchenkt hatten. Das jüngſte Mädchen ging treppauf, treppab mit Stiefelbändern, Nähgarn und Seife hauſieren, konnte aber nur 20 Pfennige den Tag verdienen, denn ſie war noch zu anſtändig gekleidet, um das Mitleid der Leute zu erregen. Es liefen zu jener Zeit auch ſo viele mit ſolchen Sachen herum! Um die Zeit kam es auch auf, daß am Abend, wenn die Arbeiter mit dem Fährdampfer von Steinwärder kamen, auf den Anlegepontons und Treppen der Ruf erklang: „Mann, en Stück Brot!“ — Kleine, blaſſe Jungen und Mädchen in zerlumpten Kleidern und zerfetzten Schuhen waren es, die die Arbeiter anbettelten. Sie gaben ihnen die Reſte, die ihnen nicht geſchmeckt hatten, und was an Kanten und Brocken übrig geblieben war vom Mittagsbrot. An Ort und Stelle wurde gleich der erſte Hunger geſtillt, der Reſt wanderte in die Taſchen oder Leinwandbeutel und wurde zu Hauſe von den Eltern und kleineren Geſchwiſtern verzehrt.

Auguſt Schütt war von Haus aus Schuſter. Da die Fabriken den gelernten Schuhmachern aber die

beſte Arbeit genommen und ihnen nur die Flickereien übrig gelaſſen haben, ſo hatte Auguſt Schütt den Spannriemen in die Ecke geworfen und hatte bei den Anſtreichern angefangen. Nun verſohlte er die Schiffsböden mit „Ratjens“ und „Rote Hand“, wenn ſie in den großen Steinwärder Schwimmdocks lagen. Das hatte er ſchon viele Jahre getan und ſich ganz gut dabei geſtanden. Als nun der Streik kam und er mit ſeinen ſieben Kindern die paar Sparpfennige aufgezehrt hatte, da ſuchte er wieder den Spannriemen und den Schuſterhammer her und fing an, den Leuten die Stiefel zu beſohlen. Das ging zuerſt ganz gut. Dann aber kamen die Frauen aus der ganzen Terraſſe und brachten die Schuhe der Kinder und die Stiefel der Männer zum Flicken und Beſohlen, und wenn ſie das heile Fußzeug wieder durch die Göhren abholen ließen, hieß es: „Mutter will es bezahlen.“ — Ja, ſie wollten es wohl, aber ſie konnten es nicht. — „Wenn der Streik zu Ende iſt, ſoll alles glatt gemacht werden“, hieß es dann. — Das ging ſo lange gut, bis der Lederhändler anfing zu ſtreiken. Auguſt Schütt konnte kein Sohlleder mehr bekommen, er konnte nur noch aus altem Leder neue Rieſter machen, aber das war ein ſchlechtes Geſchäft. Er gab es auf. Seine Kunden fanden nun keinen anderen Schuſter, der unter gleichen Bedingungen arbeitete. So mußten denn die Kinder mit kaputen Stiefeln und Schuhen losziehen; ſie ſchleuſten damit durch den aufgeweichten Schnee und den Straßenſchmutz zur Schule und hielten ſie in den

Pausen an den Ofen, um die Füße zu wärmen. August Schütt aber hatte schließlich selber ein paar Stiefel an, durch deren Sohlen das Regenwasser ein- und auslief. Er hatte kein Geld und keinen Kredit mehr, um sich ein paar Sohlen zu kaufen. „Wenn wir nur erst wieder den Pinsel in die Hand nehmen könnten!“ seufzte er.

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich auch, daß die goldene Kette, mit der Otto Neubauer, der Maschinist vom Schlepper „Herkules“, so oft renommiert und geprotzt hatte, gar nicht von Gold war. Er selbst hatte es geglaubt, denn er hatte sie einmal spät abends unter ganz eigenartigen Umständen in der „Konkordia“ von einem anständig aussehenden Fremden gekauft. Der Mann war in Verlegenheit gewesen, er hatte kein Schlafgeld und kein Reisegeld, und bot nun die goldene Kette, das Erbteil vom Vater, einem ebenso anständigen jungen Manne zum Kauf an. Aber der hatte leider auch kein Geld. — Otto Neubauer kam gerade hinzu, zufällig kam noch ein dritter hinzu, der war ganz zufällig Goldarbeiter. Er erklärte, daß die Kette ganz unzweifelhaft echt und unter Brüdern 150 Mark wert sei. Der Erbe und Besitzer der Kette mußte sehr in Verlegenheit sein, er wollte sie für 30 Mark verkaufen. — Als der Maschinist das hörte, griff er in die Tasche und holte seine ganze Löhnung hervor, es waren 26 Mark. Dafür bekam er die Kette. Er trug sie seit drei Jahren mit gerechtem Stolz, aber nur Sonntags. Er hatte sich extra eine weiße Weste

gekauft, damit sie einen besseren Hintergrund hatte. — Als er aber jetzt in der schweren Zeit der Not dem alten Abraham in der Elbstraße die Kette zum Aufbewahren geben wollte — natürlich gegen Aushändigung einer angemessenen Summe, für die er aber auch entsprechende Zinsen zahlen wollte —, da stellte sich heraus, daß die Kette doch nicht echt, sondern höchstens 3 Mark wert sei. Das war hart, denn an dieser Kette hatte sein letzter Rettungsanker gehangen. Das gab seinem geknickten Mut den letzten Stoß, er hatte nur den einen Wunsch: „Wenn ick man erst werrer an min Maschien stünn!"

Schlimmer ging es Fritz Ehlert. Der war früher Tagelöhner und Hofgänger gewesen im Holsteinischen. Er hatte mit Frau und Kindern ein kleines Strohdachhäuschen bewohnt, das zu Waternewerstorf gehörte. Seine Ziege hatte schöne Milch gegeben, denn sie fraß das fette Gras an den Wegrändern, das niemand gehörte. Seine Hühner legten fleißig Eier, denn sie fanden reichlich Futter auf den benachbarten Kornkoppeln. Er hatte sich so durchgeschlagen, schlecht und recht. Das bare Geld war gewöhnlich knapp, aber satt waren sie alle noch immer geworden und eine warme Stube hatten sie im Winter auch. Da kam aber seines Bruders Sohn zum Besuch, der arbeitete in Hamburg auf einem Speicher. Das war ein feiner Kerl! — Im Dorfwirtshaus führte er das große Wort, denn er bezahlte, was seine Verwandten und Freunde tranken.

„Ihr seid Schafsköpfe", sagte er, „daß Ihr Euch

so von den Gutsherren und Bauern schinden und aussaugen laßt, bis Ihr alt und steif und aufgebraucht seid. Kommt nach Hamburg, da verdient man doch Geld! Da nimmt man nicht den Hut ab, wenn der Arbeitgeber kommt. Das kann er ja tun, wenn er Lust hat." Und er schlug auf den Tisch, daß es krachte: „Da sind wir die Herren!"

Das und anderes, was er redete, hatte Fritz Ehlert gefallen. Im nächsten Herbst verkaufte er Ziege und Schwein, die Hühner und den alten Grützquern, den er von seinen Eltern geerbt hatte und zog nach Hamburg.

„Du warst noch na uns lengen warrn!" rief ihm sein Nachbar nach. Fritz Ehlert lachte. Er fand nicht gleich eine Stelle, aber er hatte auch noch was einzubrocken. Dann kam er bei den Schauerleuten an; zwar hatte er nicht regelmäßig Arbeit, aber wenn er arbeitete, verdiente er gut. Man kriegte doch bares Geld in die Hände! — Aber es lief so flink durch die Finger, denn jedes Spierchen Suppenkraut, jedes Ei und jeden Tropfen Milch mußten sie kaufen. Die Wohnung kostete so viel und es war doch nur ein elendes, kleines Loch gegen früher. Er selbst gebrauchte für sich auch mehr, denn wenn Jan Dutt und Korl Pott in die Köhminsel gingen und sich einen in die Jacke schwenkten, so konnte er doch nicht allein an der Tür stehen bleiben und Luft schnappen.

„Du warrst noch na uns lengen warrn!" Dies Wort tönte ihm noch lange in den Ohren. An das

Wort mußte er täglich denken, als der Streik ausgebrochen war. Gerne wäre er damals mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel wieder in die Heimat gezogen, hätte seine Ziege wieder an der Grabenkante getüdert und den Kohl gegessen, der in seinem Garten wuchs. — Wäre es in der Erntezeit gewesen, dann hätten ihn keine zehn Pferde hier gehalten, aber es war Winter, harter, arbeitsloser Winter, da mußte er wohl bleiben. Die wenigen Spargelder, die Mutter in den Strumpf gewickelt und ganz unten in der Kommodenschublade versteckt hatte, waren längst aufgezehrt. Die Stücken Brot für die Kinder wurden immer kleiner, und Butter darauf gab's nicht mehr. Auf ein Ei hatte man früher nicht viel gerechnet, Kohl hatten sie so reichlich früher gehabt, daß sie ihn verschenkt hatten. Gerade das fiel Fritz Ehlert eines Abends ein, als er seine Pellkartoffeln mit mageren Mehlstippels verzehrt hatte. Er bekam solchen Appetit auf Kohl, ja, es war schon kein Appetit mehr, es war der richtige Hunger, der ihn plagte. Immer Brot und Kartoffeln, das hält ja keiner aus!

Dann war sein Nachbar Jan Stropp herüber gekommen, der arbeitete drüben auf Steinwärder bei Nagel in der Spritfabrik. Jan hatte eine Flasche „Negertot" in der Tasche, so nannten die Leute den „Genever", der nach Afrika geht. So schlecht war er gar nicht, daß Jan Stropp und Fritz Ehlert ihn nicht auch trinken konnten. „Brannwin gifft Kraft un Mood. Drink man!" hatte Jan gesagt. Fritz

konnte beides gebrauchen, er hatte ja nichts in den Knochen und im Magen. Er trank und fühlte den Hunger nicht mehr, er trank und vergaß seine Not und er trank wieder, da bekam er Kourage.

Gegen Mitternacht ging er aus dem Hause, stieg vorsichtig die Treppen hinunter und ging nach Eimsbüttel zu. Am Sandweg war alles still und dunkel, da stand er am Drahtzaun vor dem Garten seines Stauervizes. Er kannte Ort und Gelegenheit, denn er hatte im Sommer eine Ladung Bambusstäbe hinaus gebracht, die von einem Reisschiff stammten, und hatte daraus eine Laube zimmern helfen. Er wußte sich auch im Dunkeln ziemlich zurecht zu finden. Er fand den Kohl, schnitt eine Anzahl der üppigen Stauden ab, und stopfte sie in den mitgebrachten Sack. Als aus dem nahen „Storchnest" ein verspäteter Gast herauskam, duckte er sich hinter die Laube. Da schlug ihm das Herz hörbar. Beinahe hätte er den Sack liegen lassen und wäre davongerannt, denn es war ihm, als wenn er die Stimme seines kleinen August hörte, der in einförmiger, stockender Weise das siebente Gebot auswendig lernte und aufsagte: „Du sollst nicht stehlen!" — Scheu sah er sich um. Dann griff er vorsichtig in die Tasche, zog die Schnapsflasche heraus, und trank einen tüchtigen Schluck. Das gab Mut in der Gefahr. — Die Schritte der späten Wanderer verhallten nach Altona zu, ihm aber kam ein Gefühl der Sicherheit und des Trotzes. Er hörte jetzt eine andere Stimme, die flüsterte ihm Worte ins Ohr, wie er sie vorhin

von Jan Stropp gehört hatte: „Besitz ist Diebstahl!“ — Da stand er auf, schwang den gefüllten Sack über die Schulter, stieg über den Drahtzaun auf den Weg und wandte sich heimwärts.

Am Pferdemarkt hielt ihn ein Schutzmann an, der wollte wissen, was in dem Sack sei. Eiskalt fuhr es Fritz Ehlert durch die Glieder, aber von dem Mut, den er aus der Flasche geschöpft hatte, wallte noch ein Rest wieder auf. Er entgegnete frech: „Was geht Sie das an? — Kann ich nicht von meinem Land holen, was ich will?!“

„Kommen Sie mit zur Wache!“ befahl der Schutzmann ruhig und faßte ihn am Arm. Da riß sich Fritz Ehlert los, warf den Sack fort, und rannte, was er konnte. Es half ihm aber nichts, der Schutzmann war flinker und hatte ihn bald am Kragen. In seiner Angst und Aufregung schlug Fritz wild um sich, er wurde aber überwältigt, gebändigt und zur Wache gebracht. — Auf diesem Gange kam die Ernüchterung über ihn, er bat und flehte: „Ach, lassen Sie mich doch los! Ich habe nie in meinem Leben was genommen, was nicht mein war. Frau und Kinder haben nichts zu essen. Lieber Herr, es ist schwer, seine Kinder hungern zu sehen. Lassen Sie mich los! Ich will's auch nie wieder tun!“

„Warum stehlen Sie, warum arbeiten Sie denn nicht?“ fragte einer der Schutzleute.

„Ich kann ja nicht, ich darf ja nicht arbeiten.“

„Warum nicht?“

„Der Streik, ach, der Streik!“

„Der verdammte Streik!“ brummte der Beamte und der Menſch ſprach aus ihm, als er leiſe hinzuſetzte: „Wir dürfen Sie nicht laufen laſſen. Das könnte uns ſelbſt unſer Brot koſten, Sie müſſen mit, aber es wird wohl ſo ſchlimm nicht werden.“

Als dann Fritz Ehlert in der dunklen Zelle auf der harten Holzbank lag, da hörte er wieder das Wort, das ſein Nachbar ihm nachgerufen hatte: „Du warrſt noch na uns lengen warrn.“ — Aber nun durfte er nimmer wieder ſich in der alten Heimat ſehen laſſen, er war ja ein Dieb. Die Leute würden mit Fingern auf ihn zeigen und ſagen: „Fritz Ehlert hett ſäten in Hamburg!“ — „Woför denn?“ — „He hett ſtahlen!“ — Und wie ſollte er nun ſeiner Frau und ſeinen Kindern vor Augen treten? Ach, hätte er doch in dieſem Augenblick die letzten drei Stunden aus dem Buch ſeines Lebens austilgen können, von dem Augenblick an, wo er mit Jan Stropp den Schnaps trank, bis jetzt! — Wie gerne hätte er den Reſt ſeines Lebens dafür gegeben. Dann war er noch ehrlich, und ſeinen Kindern konnte man nicht nachrufen: „Dien Vadder hett ja ſtahlen!“ — Aber er konnte es nicht. Er hat daran tragen müſſen noch viele Jahre und ſeine Frau weiß es, daß dieſe Stunden ihm noch den letzten Augenblick ſeines Lebens ſchwer gemacht haben.

„Um die Frau und Kinder tut es mir am meiſten leid“, ſagte dem alten Ewerführer Magens ſeine Frau. Ihre Dora war bei ihr geweſen, die flinke Dora mit den drallen Armen und dem roten, lachen-

den Mund, die vier Jahre bei ihr gedient und dann einen von den Leuten ihres Mannes geheiratet hatte. Früher war sie häufiger mal gekommen, dann seltener, und nun hatte Frau Magens sie schon lange nicht mehr gesehen. Als sie vor der Tür stand, kannte Frau Magens sie nicht wieder, sie war mager und spitz geworden. Sie hielt ein kümmerliches Kind auf dem Arm und bat, ihr einen Taler zu leihen, sie habe keine Milch mehr für ihr Kleines und der Milchhändler wolle nicht mehr borgen. „Warum fängt Dein Mann nicht an zu arbeiten?“ fragte mit harter Stimme Frau Magens.

„Ach, Frau Magens, er darf doch nicht.“

„Warum darf er nicht? Du kannst ihn man losschicken. Ich meine doch, Du hast sonst immer die Büx angehabt.“

Ein trauriges Lächeln glitt über das Gesicht der Bittenden: „Wie gern wollte ich das! Ich kann aber nichts machen, und er selbst kann auch nichts machen. Keiner traut sich ein Wort zu sprechen gegen den Streik. Sagt einer was, dann heißt es gleich: Verräter und Feigling. Keiner traut sich anzufangen, seines Lebens ist er dann nicht sicher!“

„Aber es arbeiten doch schon viele hunderte“, warf die Frau des Ewerführerbaases ein.

„Das sind Fremde. Die gehen nachher wieder weg, dahin, wo man sie nicht kennt und nichts von ihrem Tun weiß. Glauben Sie es mir, Frau Magens, wenn hier einer von den Alten anfängt,

dann drückt er ſich ein Brandmal auf, das zeitlebens bleibt. Man würde ihn verfolgen und verhöhnen, ihn jagen und hetzen, bis er fortläuft oder tot zuſammen bricht. Seine Frau hätte im Hauſe und auf dem Hof keine ruhige Stunde, und ſeine Kinder wären verachtet und gemieden worden wie Peſtkranke. Wenn das nicht wäre, wahrhaftigen Gott, Frau Magens, mein Mann ſollte heute noch die Arbeit anfangen. Er darf aber nicht!" Und ihre Augen bekamen Glanz, als ſie ſagte: „Er ſoll auch nicht!"

Da ſchüttelte die alte Frau den Kopf, denn ſie konnte ſich nicht hineinfinden in eine Zeit, die nach Freiheit ringt und hierzu der Mittel des finſtern Mittelalters nicht entbehren kann. Sie nahm die Dora mit in ihre Küche, nahm ihr das Kind ab, und gab ihm zu trinken und der Mutter zu eſſen. Als ſie geſättigt und gewärmt fortging, hatte ſie ein Bündel in der Hand und einen Taler in der Taſche und die alte Frau Magens rief ihr nach: „Öwermorgen kömmſt Du werrer, Dora, hörſt Du!"

Dieſelbe alte freundliche Frau aber ſagte an demſelben Abend zu ihrem Manne: „Dat ſegg ick Di awers, Hein, wenn Ji Baaſen ook man een Finger breet nahgäwen doht, denn könnt Ji mi ſtahlen warrn, dann ſünd Ji Lappen! — De Kerels wöllt ja Gewalt gegen Jug bruken. Dor hört ja de Weltgeſchichte opp, wenn de an't Rudder kaamt!" — Sie war eine Holſteinerin, ſie hatte eine offene

Hand und ein warmes Herz, aber einen steifen Nacken.

Aber auch die Männer, die jeden Morgen in dichten Haufen vor ihrem Haus an der Quaimauer standen, die Hände in die Hosentaschen steckten und untätig den Tag verbrachten, hielten noch immer den Nacken steif. Es schien wenigstens so. Wer aber genauer hinschaute und aufmerksam hinhorchte, wer Blicke und Worte, Mienen und Geberden zu deuten verstand, der wußte, daß nicht alles so war, wie es den Anschein haben sollte.

„Das Schlimmste ist, daß von auswärts so viel Zuzug kommt und sich hier festsetzt. Wir kriegen am Ende nachher, wenn wir arbeiten wollen, gar keinen Platz mehr!“ So hatte jemand gerufen. Wer? — Man wußte es nicht. Man sah sich scheu um. Hatte man die eigenen Gedanken verraten?

Aber das Wort flog weiter. Am nächsten Morgen sprachen es schon mehrere aus. Was man vorher nur im engsten Familienkreis oder dem vertrautesten Freunde gesagt hatte, aus Furcht für einen Abtrünnigen von der großen, gemeinsamen Sache gehalten zu werden, das wurde nun in diesem oder jenem kleinen Kreise der Arbeitskollegen verhandelt. Trotzdem wurde weiter gestreikt. Auf den einberufenen Versammlungen brauste noch das Hoch auf die Solidarität machtvoll durch die Säle, wenn der Redner geendet, und wenn das Votum der Mehrheit für Ausharren entschied, aber es kam den mei-

sten nicht mehr so von Herzen. Dafür schrien einzelne umso lauter.

Um aber auch der Stimmung der Vorsichtigen Rechnung zu tragen, die für Beilegung der Differenzen waren, wenn auch nur geringe Zugeständnisse von den Arbeitgebern erreicht würden, hatte die Streikleitung bestimmt, daß Vertreter aus den Verbänden der Streikenden gewählt wurden, die mit dem Arbeitgeberverband unterhandeln sollten. Zu diesen Vertrauensmännern gehörte auch Hans Thordsen.

Mit ruhigen Worten, in verständiger und würdiger Weise brachte er die Beschwerden vor, die seine Mitarbeiter zu führen hatten.

„Die sollen gründlich abgestellt werden und sofort!" fiel ihm ein anderer Vertreter in die Rede und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Sie haben gewünscht, mit uns zu unterhandeln", sagte der Vorsitzende, ein Stauerbaas, und seine Stimme hatte einen scharfen Klang: „Unterlassen Sie solche Reden und schlagen Sie hier nicht auf unseren Tisch. Sonst wird aus der Sache nichts. Lassen Sie diesen Mann hier reden, Herr Thordsen hat das Wort."

„Geben Sie uns die Zusicherung, meine Herren, daß diese unsere Forderungen, die ich Ihnen eben darlegte, erfüllt werden, dann können wir auf Grund der Zusage unseren Leuten weitere Vorschläge machen." Hans Thordsen sprach ganz ruhig.

„Aber unseren Lohntarif wollen wir vorher anerkannt haben!“ rief ein anderer in herausforderndem Ton dazwischen.

„Wir wollen Ihre Beschwerden gewissenhaft prüfen“, sagte der Vorsitzende, ohne auf den Schreier zu achten. „Wir lassen uns aber nichts vorschreiben in dieser Weise. Wir waren bis jetzt die Herren auf unseren Schiffen und in unseren Betrieben, und wollen es auch bleiben! Mißstände, die nicht in der Sachlage selbst begründet sind, sollen beseitigt werden. Wir wollen und werden auch erwägen, wo eine Lohnerhöhung angebracht ist, aber“ — und hier erhob er die Stimme — „erst und vor allen Dingen muß die Arbeit aufgenommen werden, dann wollen wir über die Lohnfragen unterhandeln mit unseren eigenen Leuten.“

„Das wäre die völlige, bedingungslose Unterwerfung“, sagte Hans Thordsen. „Das geht nicht, das können wir nicht.“

„Andere Bedingungen gibt's nicht“, war die kurze Antwort. Ohne eine Einigung zu erzielen ging man auseinander.

„Das hast Du verkohlt“, sagte draußen jemand vor der Tür zu Hans Thordsen. „Man muß das Rauhe nach außen drehen, und den verfluchten Kerls den Wind von vorne geben. Das ist das einzige, was hilft.“

„Wenn die Sache mit Worten und Drohungen zu machen wäre, dann wäre sie längst gemacht“, er-

widerte der Getadelte ruhig. „Das hat bisher nichts geholfen. Wenn aber gewisse Leute nicht so grobe Knochen im Maule hätten, dann wären wir heute vielleicht weiter.“

In Uneinigkeit gingen sie auseinander.

Versammlungen wurden wiederum einberufen und Abstimmungen wurden zum so und sovielten Male vorgenommen, man stimmte aber jetzt, dem Drucke und der besseren Einsicht weichend, mit Stimmzetteln ab. Trotzdem erregte die Art und Weise der Abstimmung bei vielen der Streikenden Mißfallen. Mit aller Macht hielten nämlich die Führer des Streiks an der Solidarität aller Arbeitsklassen fest. Die einzelnen Gewerke durften nicht für sich eine entscheidende Abstimmung herbeiführen. Man wollte nicht wissen, wie die einzelnen Sektionen: die Schauerleute und die Ewerführer, die Seeleute und die Schiffsreiniger über die Beendigung oder Fortsetzung des Streiks dachten, sondern die Stimmzettel aus den einzelnen Erwerbsklassen sollten zusammengeworfen werden. Das gesamte Resultat sollte entscheiden.

Warum wohl? — fragten die Ewerführer. Wir sind noch selbst Mann's genug, um zu wissen, was wir tun müssen. Man murmelte allerlei. In einzelnen der Versammlungen ging es laut und stürmisch her.

Was war denn der Grund dieser Mißstimmung?

Man wollte wissen, daß die Ewerführer in ihrer

Mehrheit für Wiederaufnahme der Arbeit seien. Auch bestimmte Gruppen unter den Schauerleuten, z. B. die Kohlenarbeiter und die Kornakkordleute, wünschten — so sagte man wenigstens — die Arbeit wieder zu den alten Bedingungen aufzunehmen. Das waren seßhafte Leute, das waren zum Teil auch die Leute, die einzig und allein aus dem Gefühl der „Solidarität" die Arbeit niedergelegt hatten. Sie wollten ihre Kollegen unterstützen im Kampfe und durch ihren Anschluß der Sache größeren Nachdruck geben.

Nun mußten diese selbstbewußten Männer sich dem fügen, was von dem großen Haufen beschlossen wurde. Sie hatten ihr sicheres Brot aus den Händen gegeben, jetzt hatten sie nicht mehr das Recht, zuzugreifen, wie sie wollten. Darüber stimmten tausende von Leuten mit ab, die nichts gehabt und nichts zu riskieren hatten; von ihrem Votum hing es ab, wenn sie wieder die Arbeit aufnehmen durften. Sie empfanden diese Solidarität jetzt als eine drückende und ungerechte Fessel. Sie war ihnen nun nicht mehr das hehre Band, das die gleichgesinnten, nach oben ringenden Helden der Arbeit umschloß, sie war ihnen ein Joch, das man um ihren Nacken gelegt hatte, das sie zwang, in gleicher Reihe und im gleichen Schritt mit Leuten zu gehen, die ganz andere Absichten und Interessen hatten.

Darüber murrte man. Man murrte, aber man wagte es doch nicht, offen davon in den Versammlungen zu reden. Hans Thordsen hatte das ein-

mal verſucht, da war ihm von hinten her das Wort „Verräter“ zugerufen worden. Die Zuſtimmung, die ſich eben ſchüchtern hervorgewagt hatte, war ſofort verſtummt; er war mit flammendem Rot im Geſicht zurückgetreten.

Nachher aber konnte er nicht ſchlafen. Das Wort „Verräter!“ klang ihm in den Ohren, und in langer, ſtiller Nacht kam es ihm zum Bewußtſein, daß etwas wahres an dem Worte war. Anderes freilich, als der Schreier es meinte. — Hans Thordſen kannte die Stimmung, er fühlte den Druck, der auf den alten und einſichtigen Arbeitskollegen lag. Er wußte auch, daß es vielen an Selbſtändigkeit des Denkens und an Freimut fehlte, öffentlich ihre Meinung auszuſprechen und danach zu handeln. Er aber hatte die Einſicht und er hatte doch auch Mut. Ja, er fand den Mut in dieſer Nacht. Er hatte den Feuerbrand des Streiks in die Menge werfen helfen. Er hatte für die Sache gearbeitet, er hatte andere zum Ausharren ermutigt und die Solidarität der Arbeiter geprieſen. — So hatte er nun auch die Pflicht, die Wahrheit zu ſagen, wenn ſie auch hart und bitter war! — Es mußte geſagt und gezeigt werden, daß nur die Solidarität der Wahren und Einſichtigen das rechte feſte Band iſt, daß aber die Faulen und Schlechten ein Krebsſchaden in jedem Organismus werden, der von innen heraus die beſten und feſteſten Gefüge zerſtört und ſie in Kern und Weſen verdirbt.

Als der Morgen graute, da war ſich Hans Thordſen klar darüber, was er tun mußte. Wenn

er schwieg, so traf ihn das Wort, das man ihm zugerufen hatte, dann war er ein Verräter an der Wahrheit und an seinen Genossen, das sagte ihm sein Gewissen. Es ließ ihm keine Ruhe mehr.

Am Vormittag um 11 Uhr wurde die gestern angesagte Versammlung der Schauerleute eröffnet. Um 9 Uhr hatten andere Korporationen getagt. Diese hatten mit großer Majorität den Beschluß gefaßt, weiter zu streiken. Sie halfen nun die großen Sagebielschen Säle füllen und mischten sich unter die Schauerleute. Ein redegewandter Referent hatte über die Sachlage berichtet. Er meinte, die Arbeiter hätten den guten Willen gehabt, eine friedliche Einigung herbeizuführen. Ein Murren ging durch die Versammlung bei dieser Wendung. — Der Redner schilderte dann, daß der Hafen mit Schiffen blockiert sei, daß jeden Tag die Lage schwieriger würde für die Rheder und daß jeder Tag ihnen hunderttausende koste. Er sprach dann auch davon, daß der Zuzug von Arbeitswilligen sich allerdings gemehrt habe, daß diese aber doch nicht zu gebrauchen seien. Soweit war alles noch angenehm zu hören. Dann aber erklärte der Redner, daß die Situation dennoch sehr ernst sei, nur mit Einsetzung aller Kraft sei der Sieg zu erlangen. Zum Schluß hieß es, daß die Streikkassen geleert seien, die Beiträge aus dem Inlande spärlicher flössen und daß vom Auslande nicht viel mehr zu erwarten sei, man müsse wahrscheinlich die Unterstützungsgelder herabsetzen. Da ging ein Murren durch die Versammlung, und höh-

nische Rufe wurden laut. Die hatten früher nur den Gegnern der Bewegung gegolten, jetzt richteten sie sich gegen die Freunde und Führer. Es gelang aber dem Redner, Herr der Situation zu bleiben, denn er sprach nun vom Volkswillen, der selbst über sein Wohl und Wehe zu entscheiden habe, von Einigkeit und Festigkeit, und davon, daß die stolzen Rheder andere Anschauungen bekommen hätten von der Macht der Arbeiter und ihrem Solidaritätsgefühl. Sie würden sich in Zukunft hüten, wieder mit ihnen anzubinden. Die Abstimmung aber, die nachher stattzufinden habe, solle entscheiden. Eine allgemeine Abstimmung sei es, sie müsse allen Hafenarbeitern Gesetz sein. Man sei gemeinsam eingetreten in den Kampf, nur eine absolute Majorität aller Klassen der Hafenarbeiter könne den Streik als beendet erklären.

Lauter Beifall von vorne und einige wenige „Oho, Oho" Rufe von hinten tönten am Schluß der Rede durch den Saal. Hans Thordsen hatte sich gleich bei Beginn zu Worte gemeldet, er betrat mit festem Schritt die Rednertribüne. Zunächst legte er dar, was ihn veranlaßt hatte, in jener ersten Versammlung hier in diesem Saale für den Streik zu stimmen und später für denselben zu reden. Man hörte lautlos zu. Seine schlichten Worte machten Eindruck, man merkte, sie waren nicht vorher künstlich zurechtgelegt, sie kamen von innen heraus, sie waren warm und überzeugend. Er sprach dann von seinen Erlebnissen während des Streiks und den

Erfahrungen, die sie alle gesammelt hatten. Da wurde man hin und wieder unruhig. Dann fing er an, von den Abstimmungen zu reden, und von den Einflüssen, die dabei maßgebend gewesen seien, da fingen einige an zu pfeifen und von hinten her rief man: „Schluß! — Schluß!“ Hans Thordsen hielt einen Augenblick inne, dann richtete er sich hoch auf, und mächtig hallte seine Stimme durch den Saal, in dem sich Kopf an Kopf die Menschenmenge drängte:

„Nun wissen wir, daß der Streik aussichtslos ist. Wer das nicht weiß, der will es nicht wissen, oder er ist blind!“ Wie ein Donnerschlag fiel das Wort in die Versammlung; es rauschte und wogte. Er fuhr fort: „Was ich Euch gesagt habe, das ist die Wahrheit, die reine Wahrheit! Wer mich hier niederschreien will, der hat Furcht, die Wahrheit zu hören. Ihr tüchtigen, braven Genossen, die Ihr mich als ehrlichen Mann kennt, hört mich an! — Ich bin mit Überzeugung und mit Mut in diesen unseren Kampf eingetreten. Ich habe getan, was ich konnte. Das habe ich gerne getan, so lange ich davon überzeugt war, daß wir auf dem rechten Wege waren. Ich habe aber keine Lust, nach der Pfeife der Schreier und solcher Leute zu tanzen, die nichts zu gewinnen und zu verlieren haben. Die ordentlichen Arbeiter, diejenigen Arbeiter, die zu Beginn des Streiks wirkliche Arbeiter waren, und in Arbeit standen, die wollen in ihrer großen Mehrzahl die Arbeit wieder aufnehmen. Diesen Arbeitern allein,

zu denen ich gehöre, nur diesen steht die Entscheidung darüber zu, ob der Streik beendigt werden soll oder nicht. Aber wer bestimmt hier, was geschehen soll? — Nicht der bessere Teil der solidarisch verbundenen Arbeiter, sondern andere führen hier das große Wort und vor ihm fürchtet man sich. Darum sage ich, wir wollen jede Sektion für sich abstimmen und dann" — „Verfluchter Verräter", schrie nun von der linken Seite her eine rauhe Stimme, und als Hans Thordsen hinblickte, verschwand ein rotes, aufgedunsenes Gesicht hinter dem breiten Rücken des Vordermannes. — Zu spät!

„Verräter?" rufst Du, rief Hans Thordsen. „Komm doch hier mal herauf auf die Tribüne, damit die Genossen sehen, was Du für einer bist! Dein Gesicht wird allen ehrlichen Kollegen zeigen, was für Leute es sind, die mich „Verräter" schimpfen. Das sind eben die Leute, die Verrat an unserer Sache geübt haben. Das Schlimme aber ist, daß sich viele ehrliche Arbeiter von diesen an der Nase herumführen lassen. Unsere Führer müssen es selbst einsehen, daß wir den Sieg nicht mehr gewinnen können, daß es nur noch gilt, eine schmähliche Niederlage abzuwenden. Aber man scheut sich, das gerade heraus zu sagen. Warum? — Weil solche Kerle „Verräter" schreien und urteilslose Menschen es nachschreien und weil man leider mit dem großen Haufen rechnen muß, der bei jedem Mißerfolg das „Kreuzige ihn!" schreit. Ich aber fürchte mich nicht, ich will es gerade heraus sagen — — —"

Nun brach er los, der Riesentumult. Man schrie „Schluß! Raus! Raus! Abstimmung!“ Man johlte und pfiff. Dazwischen aber hörte man auch kräftige Rufe: „Ruhe! Weiter reden lassen! Der Mann hat recht!“ So hallte es eine ganze Weile durcheinander und schon erhob sich der überwachende Beamte. — Hans Thordsen stand ruhig auf seinem Posten, seine klaren Augen blitzten über die wild brandende Menge hinweg; ihm war es, als wenn er ein gutes Schiff unter den Füßen und das Steuerrad fest in der Faust hätte, er kümmerte sich wenig darum, daß der Sturm durch Stagen und Wanten schrillte und die brausenden Wogen über die Reeling stürzten. Ein überlegenes Lächeln glitt über seine Züge, als er die einzelnen Gruppen betrachtete und feststellte, woher die lärmende Opposition kam. — Er hatte sich nicht getäuscht. Dies Gefühl gab ihm Ruhe und Sicherheit.

Als der Polizeiwachtmeister seinen Helm aufsetzte und aufstand, da flaute plötzlich der Lärm ab. Man erwartete die Auflösung der Versammlung. Der Beamte zögerte. — Diesen Moment benutzte Hans Thordsen, er trat einen Schritt vor, bis hart an die Rampe, und mit dröhnender Stimme, jedes Wort scharf betonend, rief er den Versammelten zu:

„Etwas anderes noch will ich Euch sagen. Einen Augenblick nur hört noch zu und dann tut, was Ihr wollt! — Eins habe ich während dieser Zeit gelernt, und mancher andere mit mir. Diese Erkenntnis können die Schreier nicht niederbrüllen, denn die

Spatzen pfeifen sie in Hamburg von allen Dächern. Wir haben zu viel faulen Ballast mit uns herumschleppen müssen. Die Solidarität ist ein herrlicher Gedanke, sie hebt den Schwachen und macht den Starken hilfsbereit. Wo sie aber der Schlechtigkeit und Faulheit als Deckmantel dienen muß, da ist sie wie eine Krankheit, die schlechtes Blut durch alle Glieder führt. — Der Streik ist verloren! — Eine Lehre aber sollen wir daraus ziehen: nicht die Schlechten und Schwachen, die Faullenzer und Trinker können unsere Schlachten schlagen, denen helfen auch keine besseren Löhne. Wir brauchen Männer mit klarem Sinn und festem Willen! Nur bessere Menschen können bessere Verhältnisse schaffen. Wenn wir die Welt reformieren wollen, dann müssen wir zuerst bei uns selbst anfangen." Er trat zurück, dann wandte er sich noch einmal kurz um und mit Donnerstimme rief er hinein in die erregte Versammlung: „Ein „Verräter" an unserer Sache, an seinen Freunden, an seiner Familie ist, wer die Wahrheit erkannt hat und doch aus Feigheit schweigt."

Wieder tobte der Sturm im Saale, man pfiff und brüllte, hier und da bildeten sich einzelne Gruppen, die einander anschrien. Hans Thordsen trat ruhig zurück von der Tribüne, stieg langsam und gemessenen Schrittes die Treppe hinab in den Saal und begab sich zu seinen Arbeitskollegen. Zehn Mann verließen mit ihm die Versammlung. Manche Faust erhob sich drohend, aber keiner der Schreier

wagte es, den entſchloſſenen, breitſchultrigen Männern zu nahe zu treten. Als ſie am Saalausgange waren, blickte Hans Thordſen ſich um, da ſah er, daß immer mehr ſich ihm anſchloſſen. „Streikbrecher!“ ſchrien andere, aber das ehrlos machende Wort prallte ab von den Männern, die ihrer ehrlichen Überzeugung folgten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Während in diesen Tagen unten an den Quais die Wogen der Leidenschaft gegen einander brandeten, und erregte Menschengruppen den Arbeitsnachweis der Stauer umlagerten, saß oben im Seemannskrankenhaus an Peter Ottsens Bett der Tod auf der Lauer. Jeden Morgen in der Frühe erkundigte Meta Norgaardt sich beim Portier, wie es dem Kranken gehe. Sie blickte mit ängstlicher Hast in die Augen des Angestellten; der aber ging gleichmütig ans Sprachrohr und rief nach oben: „Wie steht's mit Nummer 14, Ottsen?" — Einen Augenblick herrschte Stille, dann hörte man undeutlich und in hohlen Tönen die Antwort; der Portier steckte bedächtig wieder die Pfeife ins Rohr und gab seit vier Tagen stets dieselbe Auskunft „Man kann noch nichts weiter sagen, der Mann liegt immer noch still und ohne Bewußtsein. — Kommen Sie morgen nur mal wieder!" sagte er dann noch.

Es war sechs Tage nach der Einlieferung des Schwerverletzten, da setzte er hinzu: „Kommen Sie doch mal heute Nachmittag um 3 Uhr vor, wenn Sie

können, Fräulein, dann ist Besuchszeit, dann dürfen Sie ihn wohl mal sehen."

Sie zuckte zusammen. „Ich weiß nicht, ob ich abkommen kann", sagte sie mit einiger Verlegenheit. — Am Nachmittag war sie aber da. „Er kennt mich ja doch nicht", hatte sie leise vor sich hingesprochen, als sie die lange Treppe am Stintfang hinaufstieg, die zum Krankenhaus führt. „Er liegt ja ohne Besinnung. Ich muß den Mann aber wiedersehen, der mir so viel Lust und noch viel mehr Leid bereitet hat."

„Gehen Sie nur hinein", sagte der freundliche Portier, „hier die Treppe hinauf. Oben fragen Sie einen der Wärter."

„Wie geht es dem Peter Ottsen", sie betonte das dem, um anzudeuten, daß sie keine nähere Beziehung zu dem Manne habe.

Der eine der beiden Wärter, die an einem Fenster des Korridors standen, und sich über den Streik unterhielten, der nun wohl zu Ende sei, zuckte die Achseln und zog die Stirne in bedenkliche Falten. „Der Doktor hatte erst gar keine Hoffnungen, Fräulein, das muß ich Ihnen offen sagen. Aber vielleicht wird's doch noch. Wir tun, was wir können."

„Gehen Sie nur mal zu ihm hinein!" sagte der andere. „Hier die zweite Tür links. In der Ecke am Fenster, hinter dem grauen Schirm liegt er."

„Ich möchte ihn nicht stören." Sie wurde nun unschlüssig und blickte starr vor sich nieder.

„Das tun Sie auch nicht. Er liegt ohne rechte Besinnung still hin. Er wird Sie kaum kennen. Gehen Sie ruhig zu ihm."

Sie ging mit leisen Schritten den Korridor entlang, klinkte vorsichtig die Tür auf und ging hinein.

„Donnerwetter!" sagte der höfliche der beiden Wärter zu seinem Kollegen. „Nicht mehr so ganz neu, aber ein famoser Fuchs!"

„Was für Augen das Frauenzimmer hat!"

„Gewiß ihr Bräutigam, der Kerl, den die Konstabler mit dem Schädelbruch und den eingetretenen Rippen brachten."

„Oder sonst was" — der Sprecher zog die Stirn in bedenkliche Falten. — „Viel Freude wird sie an dem aber wohl nicht mehr erleben."

Meta Norgaardt sah sich scheu um in dem großen Raum. Links in der Ecke war der graue Schirm, der den Schwerverwundeten von den anderen etwas absonderte. Es war Besuchstag. An den meisten Betten standen Frauen und Kinder, die den Gatten und Vater begrüßten, ihm von daheim berichteten, ihn aufmunterten und trösteten.

Sie schritt zwischen den Lagerstätten hindurch der anderen Seite zu. Eine alte Frau kam ihr entgegen, die war wohl auch zum ersten Male hier, sie blickte suchend nach rechts und links und fragte Meta, ob sie nicht wüßte, wo — — —. Diese hörte kaum, sie schüttelte den Kopf und antwortete mechanisch: „Das kann ich Ihnen leider nicht sagen." — Ihre

Blicke waren auf den Wandschirm gerichtet. Sie sah nämlich in diesem Augenblick eine hohe, kräftige Gestalt dahinter hervortreten. Zwei klare Augen blickten sie fragend an. Heiß stieg ihr das Blut ins Gesicht, als wenn sie auf einer schlechten Tat ertappt wäre. Mit ernstem, kühlem Gruß ging Hans Thordsen an ihr vorüber. Sie wollte ihn anreden, ihm sagen, weshalb sie hier sei; sie fand aber keine Worte. Er nickte noch einmal und ging hinaus. Gleich darauf stand sie allein am Lager.

Da lag er ganz stille und hilflos, der einst ihr so übermütig in den Weg getreten war. Die Augen, die heiß und verlangend sie angeblickt hatten, lagen jetzt in dunklen Höhlen unter den buschigen Brauen und waren geschlossen. Fahl und leichenfarbig war sein Gesicht, die Stirn und der Hinterkopf waren umhüllt mit weißen Binden, ein starrer Zug lag um den Mund. Kein Atemzug war zu hören.

Sie trat hinter den Schirm, daß die Leute rings herum ihr Gesicht nicht sahen, dann faßte sie nach der Stuhllehne, ihr zitterten die Knie. Lange starrte sie ihn an mit finsterem Blick. Vor ihre Seele trat die Erinnerung an die Stunde, wo er sie mit harten Worten von sich gestoßen hatte, wo er ihr Geld geboten hatte, um sie für ihre heiße Liebe und unauslöschliche Schande zu entschädigen. Das Bild hatte sich eingebrannt in ihre Seele. In jeder Stunde der Not und des furchtbaren Kampfes hatte sie diese Wunde wieder aufgerissen. Wenn wilder Schmerz sie quälte, war der einzige Balsam, den sie für sich

fand, das Verlangen nach Rache gewesen. — Rache an dem Manne, dem sie alles geopfert, der sie geblendet und dann in die lange Nacht der Schande gestoßen hatte. — Ihre Phantasie hatte ihr aber andere Bilder gemalt, als dies hier. Sie selbst wollte ihn demütigen und niederschmettern.

Als sie diesen Mann dann als schmutzigen Kohlenarbeiter erkannte, er, der einst ein reicher und stolzer Hofbesitzer gewesen war, da loderte in ihr zuerst der wilde Haß auf, ihr erster Gedanke war: „Nun ist er wirklich in meine Hand gegeben.“ — Sie wollte aufschreien: „Ihr Männer, das ist einer von denen, die ihr eigenes und ihrer Kinder Hab' und Gut vergeudet und vertrunken haben, und die nun gekommen sind, Euch und Euren Kindern das Brot zu stehlen. Es ist Euer Todfeind! Schlagt ihn nieder!“

Dann sah sie, wie hinterrücks die rohen Gesellen über ihn herfielen, wie er sich mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Übermacht wehrte, wie man ihn schlug und mit Füßen trat. Und dann sah sie seine Augen starr und angstvoll auf sich gerichtet. — So hatte er sie angesehen, als sie auf dem treibenden Boot lag, als vor ihnen die todbringende Flut rauschte und schäumte; damals hatte sie ihn fest an der Hand gehalten. In diesem Augenblick erglomm tief unten in ihrem Herzen ein Funken, den der jahrelang geschürte Haß nicht ausgelöscht hatte.

Sie hatte ihn nicht schützen können, aber viel-

leicht hatte sie ihm zum zweiten Male das Leben gerettet.

Ein leises Stöhnen kam vom Bett her, ein kurzes krampfhaftes Husten folgte. Die Finger zuckten und zitterten auf der Bettdecke, als tasteten sie nach etwas Verlorenem. Einen Moment öffneten sich weit die Augenlider und blieben dann halb offen stehen. Er suchte den Kopf zu wenden, als wenn er unter ihrem starren Blick Schmerzen empfände. Dann lag er wieder ganz still und leblos. — — Da legte sie leise die Hand auf seine Stirn, ganz leise. Und wie ein Kindestraum glitt ein Lächeln über die schmerzverzerrten Züge des Mannes, einen Augenblick nur, dann lag er wieder ganz still. Sie hörte nur seine kurzen Atemzüge.

Gleich darauf klingelte es auf dem Korridor, die Besuchszeit war abgelaufen, sie ging. Draußen traf sie wieder den freundlichen Wärter, er redete sie an. Sie nahm sich zusammen. Sie sei zufällig hinzugekommen, als der Mann überfallen worden sei, und habe ihn als Landsmann wiedererkannt. Daher das Interesse. Weiter ging sie die Sache nichts an. Zugleich fiel ihr ein, daß sie doch nicht recht Zeit habe, wieder vorzufragen. Wenn der Wärter ihr per Postkarte Nachricht geben wolle, so sei ihr das bequemer und von ihm recht freundlich. Nachdem sie ihre Adresse und ein reichliches Trinkgeld gegeben hatte, ging sie fort.

Am nächsten Sonntag kam eine Karte an, mit der Auskunft, daß es dem Kranken besser gehe, die

Krisis sei überstanden, Heilung sei zu hoffen. Als Nachschrift stand noch da: „Er hat nach der Dame gefragt, die er an seinem Lager neulich gesehen hat. Kommen Sie doch am nächsten Dienstag wieder, liebes Fräulein.“ Als sie das gelesen, riß sie die Karte in tausend kleine Stücke und verbrannte das Papier im Ofen.

An demselben Abend klopfte Hans Thordsen an ihre Tür, sie fuhr zusammen, als wenn sie ein böses Gewissen hätte, besann sich aber gleich und rief laut: „Herein!“

„Ich wollte Dir nur Nachricht bringen, wie es Peter Ottsen geht“, fing er ganz ruhig an. Da traf ihn ein scharfer Blick, aber er fuhr fort: „Ich hörte eben, daß Du nicht wieder dagewesen bist.“

Las sie einen Vorwurf aus seinen Worten heraus, oder war es eine innere Stimme, die unbequeme Erinnerungen weckte? Sie war sich selbst darüber nicht klar, aber dies Gefühl erweckte in ihr den alten Trotz, und der sprach aus ihr: „Morgen geh ich selbst hin.“ Er sah sie groß an: „Na, dann wirst Du ja erfahren, daß es ihm besser geht. Weiter habe ich dann nichts zu sagen. Adieu!“ — Er wandte sich nach der Tür. Seine Ruhe reizte sie.

„Einen Augenblick noch!“ rief sie. „Lauf' doch nicht gleich wieder fort, ich wollte Dich etwas fragen.“ Sie wußte im ersten Augenblick selbst nicht, was sie nun sagen sollte. Etwas, das ihn, den Stolzen, kränkte, mußte es aber sein.

Er sah sie an, ihre Augen funkelten. Dann flog

über ihr Gesicht ein spöttisches Lächeln: „Na, nun bist Du wohl von Deinem Thron herabgestiegen, Hans Thordsen?“

„Wie meinst Du das?“

„Ich hörte, Du seiest einer der ersten gewesen, die die Flinte ins Korn geworfen haben und wieder unters Joch gekrochen sind.“

„Es war meine Überzeugung, daß es so recht war“, seine Stimme klang noch immer ruhig, aber das Blut stieg ihm in die Schläfen.

„Schade! Du hattest zuerst so schöne Worte!“ — Seine eiserne Selbstbeherrschung reizte sie immer mehr, darum setzte sie nach kurzem Zögern hinzu: „Und bist doch zum Streikbrecher geworden!“ Das saß!

Er fuhr auf: „Dich erkenne ich nicht an als Richter meiner Gesinnung und meiner Taten, Meta Norgaardt. Hier ist mein Richter!“ Er schlug an seine Brust. „Du bist ein Weib, darauf verläßt Du Dich, wenn Du mich beschimpfst. Sonst haben mir das Wort nur feige Schreier nachgerufen, die ich verachte.“ Er trat an sie heran und faßte mit harter Hand ihren Arm. In den blauen Augen leuchtete es auf; sie aber mußte unwillkürlich den Blick senken, als er fortfuhr: „Du solltest mich besser kennen, Meta! Und darum solltest Du Dich schämen, mich für ehrlos zu erklären. Das wolltest Du doch damit sagen!“

Ein Stärkerer war über sie gekommen, das fühlte sie wohl, aber aus ihr heraus bleckte der Birkfuchs:

„Dann verteidige Dich gegen den Vorwurf, wenn Du kannſt!“

Eine Weile ſchwieg er, dann ſprach er ruhig: „Meine Gründe habe ich zur rechten Zeit und am rechten Ort ausgeſprochen. Tauſende haben ſie gehört und die Verſtändigen haben ſie gebilligt. Dir, Meta, will ich dieſe Gründe nicht wiederholen, Du kennſt ſie ja. Ich will Dir etwas anderes ſagen, damit Du weißt, wer ich bin.“

„Das iſt wohl nicht mit ein paar Worten gemacht.“ Der Spott klang immer noch durch die Worte hindurch. „Setz' Dich, Hans Thordſen.“

„Du haſt recht. Laß mich ausreden, nachher magſt Du mich verurteilen, wenn Du willſt.“

„Als damals die Sturmflut über unſere Heimat ging, verlor Thomas Ottſen ſeine Schafe, die armen Falshöfter verloren mehr. Am meiſten nahm ſie den Armen. Sie nahm ihnen das Bett unter dem Leibe weg und das Dach über dem Kopf. Sie brach ihre Kiſten auf und ſchwemmte den Hausrat fort. Sie zerriß ihre Netze und ihre Boote, damit nahm ſie den Leuten Arbeit und Brot. Und was brachte ſie? — Sie wühlte Sand und Schlamm aus der Tiefe und warf es den Menſchen in die Häuſer und Gärten, ſie brachte Krankheit und Tod. Nachher aber, als die Gelder verteilt wurden, die beſtimmt waren, die Not zu lindern, da ſah man ſich gegenſeitig ſcheel an: viel Mißgunſt und Streit erwuchſen aus dieſen Gaben.“

„Warum erzählst Du mir das heute? — Das liegt hinter uns. Was hat das mit der Sache zu tun?“ — unterbrach sie ihn ungeduldig. Er ließ sich nicht beirren:

„Ich sage Dir, Meta, hier ist auch eine Sturmflut gekommen, die schwemmte viel fort, mehr als die meisten Menschen sahen. — Was fleißige Männer und sparsame Hausmütter mit jahrelangen Sorgen und Mühen zusammenbrachten, das riß die Flut heraus aus Schubladen und Schränken und warf es in die Trödlerläden und Leihhäuser. Sie können lange schleppen und schrapen, ehe sie wieder etwas Ordentliches beisammen haben. Und wie manche Existenz ist verwüstet. Es gehen viele traurig umher und suchen nach einer Brotstelle. Es gibt aber auch Leute, die tun's nicht; sie sind ins Faullenzen, Bummeln und Trinken gekommen und finden nicht mehr den Weg heraus. — Das ist noch schlimmer! In manchen Häusern und Familien wühlt diese Flut weiter, bis Mann, Frau und Kinder zu Grunde gehen. Am meisten tut es mir leid um die armen Kinder! Viele treiben schutzlos in der Flut — so wie Du einst, Meta!“ — Sie sah nicht mehr so spöttisch zu ihm herüber, sie war ernst geworden während er sprach. Als er ihren Namen nannte, fuhr sie auf:

„Gut, daß Du mich daran erinnerst. Mit mir und mit diesen Leuten wurde der brennende Wunsch groß, das Elend, das auf den Niederen lastet, abzuwälzen. Wenn Du im Birkhaus aufgewachsen wärst

wie ich, wenn Du hätteſt an anderer Leute Türen Dein Brot erbetteln müſſen, wenn Du dann verhöhnt und verfolgt wäreſt wegen Deiner Eltern Armut und Schande, dann, Hans Thordſen, würdeſt auch Du ſo fühlen wie ich, und wie andere, die früh ſchon haſſen lernen mußten. Dieſer Haß muß den Menſchen aufpeitſchen aus dem Schlaf, es muß Kampf und Sturm geben, es muß wogen und fluten, ſonſt kann Neues nicht entſtehen. Das Neue aber — — —"

„Es kommt nicht nur darauf an, daß Neues entſteht, es muß Beſſeres entſtehen!" unterbrach er ſie. „Der Haß kann nicht aufbauen; die Baumeiſter, die ihn als Mörtel gebrauchen, mögen ſich hüten, daß ſie nicht von den einſtürzenden Trümmern ihrer Burg begraben werden! — Wer nur Haß ſäet, verdirbt das Volk. — Du ſagſt, es muß wogen und fluten, ſtürmen und branden und bedenkſt nicht, daß, je höher die Flut iſt, deſto höher und ſtärker auch die Deiche von denen aufgeführt werden, die ſich und ihre Habe ſchützen wollen. Es wird die Zeit kommen, wo die Gegner ſo einig ſind, wie wir. Dieſe Deiche werden ſchließlich bis in die Wolken ragen, ſie werden unüberſteigbare Schranken bilden. Es ſind Deutſche, es ſind Menſchenbrüder auf beiden Seiten. Von Gott und von Rechts wegen ſind ſie auf einander angewieſen. Sie ſollten gemeinſam das Feld beſtellen und ackern. Sie ſprechen dieſelbe Sprache hüben und drüben, aber ſie verſtehen ſich nicht. Sie ſchanzen und wir ſtürmen.

Ich habe einmal geleſen, daß die Menſchen, die

während des dreißigjährigen Krieges aufgewachsen waren, nichts anderes kannten, als den Krieg. Die Heere zogen hierhin und dorthin gegen einander, die Ackerfelder wurden zertreten, der Wohlstand ganzer Länder und Gemeinden wurde aufgezehrt und vernichtet, die Männer gingen arbeitslos umher, die Weiber und Kinder bettelten, die Besitzenden vergruben ihr Gold, Handel und Wandel stockte. — Als dann der Ruf „Friede!“ durchs Land klang, da wußte man nicht, was das war. Nur einzelne alte Leute erhoben dankbar die Hände zum Himmel, die Jungen kannten nur Krieg und Kampfgeschrei. — So geht es auch in unserer Zeit. Das Geschlecht, das in den Gängen und Höfen der Großstädte, in Fabriken und im Heerlager kriegführender Scharen groß geworden ist, hat von früh auf nur das Evangelium vom Klassenhaß gehört und glaubt blindlings daran. Wir müssen bessere Menschen werden, wir alle, ob wir unten oder oben stehen! Nur dann kann's in der Welt wirklich besser werden. Das geht nicht mit einem Male und nicht in einem Menschenalter, wir müssen reifen. Aber wir müssen selbst besser werden wollen. — Sonst ist es ein ewiger, widerwärtiger Kampf, und der, der gerade oben ist, zerfleischt den Schwächeren.“

„Das wird immer so sein, so lange es ein Mein und Dein gibt, so lange Schwache und Starke, Einfältige und Kluge neben einander wohnen“, warf Meta ein. „Kampf muß sein, sonst gibt es keinen Fortschritt! — Das Wort habe ich von Dir gehört.“

Ihre Stimme klang nun nicht mehr scharf und schneidend. Sie wagte nicht ihn anzusehen.

„Aber ein ehrlicher Kampf mit anständigen Waffen soll es sein!“ rief er. „Man muß dahin kommen, daß man im Andersdenkenden nicht gleich den Schurken und Heuchler wittert, und nicht hinter jeder guten Absicht zuerst den schwarzen Schatten sucht. Wir, die Lebenden, werden's vielleicht nicht schauen. Dies Geschlecht muß umherziehen in der Wüste, bis die gestorben sind, die aus Pharaos Land den Haß mitnahmen. Es muß wohl so sein, denn sie sind in der Zeit der Not aufgewachsen und in den Tagen des Kampfes hart geworden. Die Männer, die in die Posaunen stießen, als die Mauern Jerichos fielen, sind nicht mehr gewesen, als die Kinder Israels ins gelobte Land einzogen. Ein neues Geschlecht mußte heranwachsen. — Durch Selbstzucht muß unser Volk in allen seinen Gliedern erstarken. Mit lauterer Gesinnung soll es in den Kampf ziehen!“

Langsam und stockend hatte er zuerst gesprochen, als noch der Zorn sein Denken hemmte. Dann schüttelte er das ab, und ihm kamen die Worte, als wenn er eine Schrift läse. Die stand eingegraben in seinem Herzen. Manche Stunde hatte er in stiller Nacht daran gearbeitet. Er schwieg. Meta Norgaardt sah starr vor sich hin. In ihr wogte der Kampf. Er wußte es. Endlich sprach sie mit müder Stimme:

„So hoch kann ich nicht fliegen!“

„Du kannst es doch! Ich kenne Dich besser.“

„Du?“ Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich bin — ich bin im Kriege verdorben.“

„Das biſt Du nicht.“ Er faßte ihre Hand.

„Gegen Dich bin ich doch ſchlecht geweſen!“ Eine brennende Röte ſtieg ihr in die Wangen. „Zu ſchlecht!“ fügte ſie leiſe hinzu und zog haſtig ihre Hand zurück.

„Und doch haſt Du Dich zu gut gehalten für mich.“ Es lag kein Vorwurf in ſeiner Stimme. Sie klang auch nicht ſo ſtark und hell wie vorhin. Ihr war es, als wenn ſie wieder zwiſchen den dichten Dornbüſchen der Birk ſäße, und als wenn über das weite Meer hinweg ſüße und geheimnisvolle Klänge hinübertönten. Einen Augenblick lauſchte ſie, dann trat ihr ein ganz anderes Bild vor die Seele. Aber ſie dachte in dieſem Augenblick daran, wie oft ſie dieſem Manne unrecht getan, und wie ſchwer ſie ihn heute gekränkt hatte. Da fand ſie ein Wort, das ſie ſonſt nicht gekannt hatte: „Verzeihe!“ — Er drückte ſchweigend ihre Hand und ſuchte ihre Augen. Sie aber ſah ſtarr vor ſich hin, da ging er.

* * *

Drei Tage ſpäter erhielt Hans Thordſen einen Brief, der trug keine Überſchrift oder Anrede. Er lautete:

„Du ſollteſt mich nicht für feige halten, darum bin ich doch ins Krankenhaus gegangen, wie ich im

Trotz es Dir gesagt hatte. Ich wollte nicht mit ihm sprechen, ich wollte nur noch einmal nach ihm sehen. Wenn es ihm besser ging, und er am Leben blieb, so sollte er für mich tot sein. Er lag in schwerem Schlaf, da faßte ich noch einmal seine Hand zum Abschied. Dann lag es wie schwerer Nebel vor meinen Augen, und ich hörte Stimmen aus früherer Zeit: „Wenn Du mit ihm seinen Weg hättest gehen dürfen, dann wäre es anders gekommen!“ — so sprach es in mir. Und dann wurde das heiße Mitleid Herr über den alten Haß, den ich oft geschürt hatte. Ich fühlte seine Hand zucken in der meinen, und als ich aufsah, blickte ich in zwei unglückliche, traurige Augen. Es war, als wenn ich in die Augen meines Kindes blickte. — Wie dann alles so schnell, so ganz anders gekommen ist, als ich wollte, das kann ich Dir nicht sagen, Hans Thordsen. Ich konnte nicht anders! Verzeihe mir, wenn Du kannst. Ich will mein Bekenntnis kurz machen: Ich will ihn nicht verlassen in dieser Not. Meine heißen Wünsche wurden erfüllt: er ist herunter gestürzt von der Höhe, wo ich ihn damals nicht erreichen konnte. Möge Gott mich nicht mehr strafen dafür! — Nun will ich, die ich seine Braut war, ihn an die Hand nehmen und ihm zeigen, wie man durch den Schlamm hindurch kommt. Wir werden den Weg finden. Aber nicht hier. — Wir wollen weit fort, wo uns niemand kennt. Ich raffe meine Ersparnisse zusammen und verkaufe mein Geschäft. Sobald er gesund ist, legen wir die Hände in einander und reisen nach

Amerika. Alles liegt dann hinter uns, ein neues Leben voller Arbeit soll anfangen. Gib mir die Gewißheit, Hans Thordsen, daß Du mir nicht zürnst, sonst kann ich nicht ruhig sein. Ich konnte aber nicht anders handeln, als ich tat!

Meta Norgaardt.

Hans Thordsen überflog den Brief mit schnellen Blicken, dann warf er ihn auf den Tisch und sprang auf. Als er den Türgriff in der Hand hatte, trat er wieder zurück ins Zimmer, warf den Hut fort und nahm den Brief nochmals in die Hand. Nun las er Wort für Wort. Es dämmerte, es wurde dunkel, er saß immer noch am Fenster und starrte aufs Papier. — Endlich stützte er beide Hände schwer auf den Tisch, wie ein kranker, müder Mann, so stand er auf. Es war ihm wie damals, als er von seinem Schmerzenslager im Glasgower Krankenhause aufstand und zum Krüppel geworden war. Er tastete mit unsicheren Händen nach seinem Hut, steckte den Brief in die Brusttasche und ging die Treppen hinunter. In der Hafenstraße, vor ihrem Hause blieb er stehen. Es war Licht in der Stube, aber er ging nicht hinein. Jetzt nicht, so nicht! — Er ging weiter. Dunkel und leer lag der Ponton am Fischmarkt, er schritt die Treppen hinunter, setzte sich auf einen der kleinen grünen Fährdampfer und fuhr nach Steinwärder hinüber.

Tot und still lagen die hohen Fabrikgebäude. Kein Hammerschlag ertönte in den weiten Hallen der Schiffswerften, grau und dunkel hoben sich die lan-

gen Krahnmaſten und Aufrichter der Hellinge vom Abendhimmel ab. Keine Hand regte ſich am Quai, die Straßen waren menſchenleer. Hans Thordſen drückte den Hut tiefer in die Stirn. Der Weſtwind kam von See und brauſte ungehemmt über die Niederung der Elbarme her, er rauſchte im trockenen Schilf, er drängte die ſchwerbeladenen Schuten im Schanzengraben an einander, daß ſie ächzten, er kämpfte mit den Gasflämmlein an der letzten Brückenlaterne, er ſtemmte ſich gegen die Bruſt des einſamen Wanderers und kühlte ihm die brennende Stirn. Grau lag vor ihm das Land, kein Weg war zu ſehen, der über den rauhen, aufgewühlten Boden hinwegführte. Alles ſchwarz und tot. Und doch war hier unter ſeinen Füßen auch blühendes Leben geweſen. — Im letzten Frühling hatte er an einem ſchönen Maimorgen hier irgendwo geſtanden und ſich darüber gefreut. In fröhlicher Luſt hatte der Rohrſänger im Schilf geſungen. Schimmernde Käfer und flinke Libellen, fleißige Bienen und bunte Schmetterlinge waren vom gelben Hahnenfuß zum rötlichen Waſſerdoſt, von der ſtolzen Blumenbinſe zum beſcheidenen Vergißmeinnicht geflogen. Inzwiſchen war alles grünende und blühende, luſtige und liebende Leben begraben worden unter ſchwarzem Elbſchlamm und grauer Tonerde. Tief unten ruhte es modernd.

Auch in ſeinem Herzen war es Frühling geweſen. Freiheit und Brüderlichkeit war der Oſterglockenklang. Fröhliches Selbſtvertrauen wuchs empor,

und ganz im Stillen hegte und pflegte er in sonnigem Winkel einen Rosenstrauch. Den hatten rohe Hände aus dem Boden gerissen und auf den Weg geworfen. Er hatte ihn ziehen wollen, daß aus den Dornen Rosen würden. Zur rechten Zeit sollten sich ihm die Blüten erschließen, denn er wußte, daß der wilde Stamm im inneren Kern gut war.

Die Glocken, die so voll und rein klangen, waren zersprungen. Haß und Bosheit zogen am Strange. Unter Unverstand und Mißgunst begraben lag sein Hoffen. Eins aber war ihm geblieben! — Nun hatte sich eine schmutzige Hand aufgereckt aus dem Morast und die Rose gebrochen. — Nein! Sie selbst hatte sich ihm hingegeben.

„Hans Thordsen, Du bist ein Träumer, Du bist ein Narr!" pfiff ihm der Wind in die Ohren. — Der Zollbeamte, der am Köhlbrand hinter dem Deich vor dem eisigen West Schutz gesucht hatte, faßte das Gewehr fester an, als quer über das wüste Land eine dunkle Gestalt auf ihn zukam. Der Wanderer schritt mit kurzem Gruß an ihm vorüber, den Deich entlang. Er ging planlos weiter und weiter. In Roß war noch Licht in den Häusern. Vom Fährhaus klang Gesang und Gläserklang herüber. Einen Augenblick blieb er stehen, als er die lauten Stimmen und das Klirren der Gläser hörte. — Sollte er hineingehen und sich mit an den Tisch setzen um die Sorgen und den Gram fortzuspülen? — Warum nicht? — Die andern nahmen das Leben nicht so ernst und ihre Pflichten nicht so genau, wie

er. Was wollte er sich gegen den Strom stemmen, warum sollte er sich nicht auch einmal in den Strudel stürzen! — Sein Kämpfen und sein Lieben war vergebens gewesen, darum fort mit dem Ballast! „Man muß sich mit dem Winde treiben lassen und das Leben genießen.“ — So lockte eine Stimme und sie hemmte seinen Schritt.

Er fuhr mit der Hand über die Stirne, als könne er die Gedanken verjagen, die ihn quälten und lockten. Dann ging er weiter. — —

Als er seine Schritte heimwärts lenkte, lag schweigende Nacht auf dem Elbstrom. Er aber sah seinen Weg vor sich. „Auskämpfen!“ — „Sich nicht werfen lassen, weder von Menschen noch vom Schicksal.“ — „Ausharren, bis Deine Zeit kommt!“ — Der Wille gab den schwankenden Gedanken wieder eine feste Richtung.

* * *

Der Winter war gewichen, lange hatte er sich in diesem Jahre gewehrt; noch im März suchte er mit Schnee und anhaltender Kälte die treibenden Schollen der Elbe an einander zu heften, so daß die kleinen Barkassen den Kampf aufgeben mußten, nur die kräftigen Schlepper konnten sich noch mit Mühe ihren Weg bahnen. Dann aber schlug plötzlich das Wetter um, linde Lüfte wehten vom Harburger Wald herüber, und zum Frühlingsanfang schien die Sonne vom wolkenlosen Himmel schier sommerlich. Da trieben die graugelben Eisschollen dichtgedrängt

den Strom abwärts, es keimte und grünte neben den Stacks und an den steilen Ufern. Die Möven verließen ihre Winterquartiere am Altonaer Fischmarkt und suchten auf den Elbwiesen hinter Blankenese ihre Nistplätze, die Stare flöteten und schnalzten im Sonnenschein und jagten die zudringlichen Spatzen aus den altererbten Nistkästen. In den Wurzelfäserchen unter moderndem Laub regte sich junges Leben, die Knospen an den Sträuchern dehnten sich und sprengten ihre braunen Hüllen, als der warme, belebende Strahl der Frühlingssonne sie traf. Neues Sehnen und Streben erwachte unter der winterlichen Decke und drängte ans Licht zum Leben.

An einem Sonntagvormittag war's, da stand hinter Oevelgönne am Elbstrande ein Mann und blickte in ernstem Sinnen hinaus auf den Strom. Über Hamburg lag eine dunkle Bank von Rauch und Nebel. Die Morgensonne tauchte empor über den Häusern, und warf einen leichten rötlichen Schein durch den dunklen Vorhang. Der schwarze Rumpf eines Dampfers löste sich ab von der grauen Wand und schob sich ins Sonnenlicht. Er zog langsam vorüber an den Docks von Blohm & Voß; zum Abschied dippte er dreimal die Flagge, dann nahm er seinen Kurs ins nördliche Fahrwasser.

Der Mann am Ufer legte die Hand über die Augen: „Da ist sie, die Hansa!" sagte er. Regungslos stand er auf einem Stack und blickte hinüber. Das Verdeck des Schiffes war dicht besetzt mit Men-

ſchen, es waren Zwiſchendecker, die hinausgebracht wurden zum großen Amerikadampfer, der draußen bei Brunshauſen lag. Die „Hanſa“ kam näher und näher. Der Mann am Strande ließ ſeine ſcharfen Augen vom Vorderſteven bis zum Heck gleiten, er ſah Gruppen und Geſtalten, und dazwiſchen hochgeſtapelte Gepäckſtücke, er konnte aber die einzelnen Perſonen noch nicht erkennen.

Hart an der Reeling ſtand ein Paſſagier im grauen Wettermantel; den kleinen grünen Hut hatte er in den Nacken geſchoben, mit düſterem Blick ſchaute er hinüber nach der Heimat. — Er ſah drüben hinter der grauen Nebelwand das Bild eines alten, ſtolzen Bauernhofes. Meilenweit lag er weg, aber deutlich ſah er die langen, niedrigen, weißgekalkten Wände, darüber das graue, grünbemooſte Strohdach mit den halbrunden Fenſtern und dem kleinen Glockenturm. Das war ſein Geburtshaus, das war „der ſchönſte Bauernhof in Angeln“: Schnarſtruphof! — Da war ſie, die graue Steintreppe vor der Haustür und die beiden ſchneeweiß gemalten Bänke daneben. Er ſah ſich ſelbſt dort, an der Mutter Seite, als Hausherr zwiſchen fröhlichen Gäſten, als Mann an der Seite ſeines Weibes und daneben ſpielte ſein Kind! — Alles das ſtand vor ſeinen Augen. Es lag dort drüben, weit, weit drüben in unerreichbarer Ferne. — Und dann ſah er, wie in der Frühdämmerung der Mann in einen Wagen ſtieg und ſich vom Hofe ſtahl, weil ihm nichts mehr gehörte von all dem, das ſeine Väter mühſam

erarbeitet und erworben hatten. — Kein Stein, kein Stück Holz gehörte ihm mehr! —

Vom heimatlichen Ufer herüber winkte ein Mann mit einem weißen Tuch, seine hohe Gestalt hob sich scharf vom grauen Ufer ab. — Viele winkten ihm wieder zu, er aber sah nur die eine, die sich über die Reeling gebeugt hatte und in der hocherhobenen Linken ihr Tuch hielt. Das war ihr letzter Gruß an Hans Thordsen.

Polnische Juden und starkknochige Landarbeiter aus Schlesien und Posen drängten sich auf dem Verdeck umher. Sie sahen auch die Nebelbank, die dort hinter ihnen am Horizont lag. Dort lagen auch ihre Sorgen und ihre Armut, dort lag Entbehrung und Arbeitslosigkeit.

Ein Ruf war durchs Land gegangen: von Freiheit und einem besseren Dasein, von fruchtbaren Ländereien und blanken Dollars war viel geredet worden. Von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte war das weiter getragen; zuerst hatte man die Köpfe geschüttelt, dann hatte man gegrübelt und geplant. Ein Funke war hineingefallen ins Herz, und es hatte gedämmert hinter der grauen Alltagssorge. Was war es? — Wohin führte der Weg, der sich in der Ferne verlor? — Ins Ungewisse, in den Abgrund, so warnten die Vorsichtigen; aus dem Dunkeln ins Helle sagten die Zuversichtlichen. — Sie hatten dann gespart und weiter gedarbt, mehr noch als früher, und sie hatten gearbeitet und geschleppt, schwerer noch als vorher, damit sie Pfennig

auf Pfennig und Mark auf Mark legen konnten. Als dann die Zeit gekommen war, hatten sie zusammengerafft, was sie besaßen an Geld und Geldeswert, an Betten und Handwerkszeug; was sie nicht mitnehmen konnten, das hatten sie verkauft und dann hatten sie sich aufgemacht zur Reise ins Land ihrer Hoffnung.

Peter Ottsen starrte in die mattglänzende Sonnenscheibe, die mit dem Nebel kämpfte. — Ach, wenn er doch die letzten zehn Jahre austilgen könnte aus dem Buch seines Lebens! Aber es ging nicht, es war zu spät! — Ein vierschrötiger Bursche sah ihm mit verschmitztem Lächeln ins Gesicht: „Mut, Bruder!“ rief er ihm zu und reichte ihm die halbgeleerte Schnapsflasche. Er wandte sich unwillig ab. — Da legte die Frau, die hinter ihm stand, leicht die Hand auf seinen Arm. Er wandte sich hastig um, sah sie an, faßte ihre Hand und drückte sie. In ihren dunklen Augen aber leuchtete es auf und leise flüsterte sie: „Wir lassen dort hinten viel Dunkles und Schweres, Peter.“ Und als wenn sie seine Gedanken erraten hätte, setzte sie hinzu: „Wenn wir beide jetzt in voller Jugendfrische, den Kopf voller Hoffnungen und Träume an dem Scheideweg ständen, würde es uns nützen? — Wer weiß, wohin wir dann in die Irre gehen würden?! — Nun hat des Lebens Sturm und Not uns sehend gemacht, nun werden wir unsern Weg finden!“ — Da flimmerte es ihm vor den Augen, eine Träne rann ihm an der Wange herunter, und er sagte leise: „Du hättest

mich auf Schnarstruphof gehalten." Sie deutete ruhig mit der Hand nach vorwärts: „Dort liegt für uns ein neues Leben." — „Mit Gottes Hilfe!" setzte er hinzu und drückte ihre Hand. Dann schaute er nicht mehr nach rückwärts.

* * *

Ein Strom von Städtern ergießt sich allsommerlich über die Ostseeküste Schleswig-Holsteins; bis an die Geltinger Bucht sind sie vorgedrungen und bis in die weltabgeschiedenen Abnahmehäuser von Dollerottholz haben sie den Weg gefunden. Im Sande von Birknack aber haben noch niemals fremde Badegäste Burgen aus Sand gebaut, und zwischen den wilden Rosenbüschen der Birk haben Sommerfrischler noch nicht ihre Lager aufgeschlagen. Vor einigen Jahren, an einem sonnigen Sommermorgen, wagte sich aber doch einmal so ein Fremdling in dies Gebiet.

Auf der Leiter an der Giebelwand des Hauses, das der alten Mutter Thordsen gehört hatte, saß ein Lotse; er wurde den am Strand marschierenden Mann zuerst gewahr und richtete auf ihn sein Fernrohr. Lange und scharf sah er hindurch, dann schüttelte er bedächtig mit dem Kopf: was wollte so einer, der braune Schuhe an den Füßen und einen grauen Rucksack auf dem Rücken trug, in dieser Gegend?!

Der Wanderer schritt rüstig aus, ließ die Falshöfter Straße links liegen und ging nach der Birk zu. Dort verlor ihn der Lotse aus dem Gesichts-

kreis. Das war natürlich, denn er lag hinter dem dichten Eichenkrett im weichen Gras. Seinen Rucksack hatte er unter den Kopf geschoben und nun schaute er hinauf in die weißen Wolken, die am blauen Himmel wunderbare, stets wechselnde Gestalten formten, nun lauschte er den Stimmen des Meeres, dessen Wellen im Sand und Tang spielten und auf das Flüstern des Windes im grünen Blätterdach der Birkeichen.

Am Nachmittag stand der Lotse am Strand neben seinem Boot und malte den Rand mit hellem Rot. Es war Hans Thordsen. Ein halbes Jahr nach dem großen Streik hatte der alte Carstensen zum letzten Mal ein Schiff um den Kalkgrund herum nach Flensburg gelotst, dann hatte er Ölrock und Südwester abgelegt und war zu seinem Schwiegersohn nach Schleimünde gezogen. Sein Nachfolger war Hans Thordsen geworden, denn er war von den Absichten des Alten unterrichtet gewesen und hatte sich rechtzeitig gemeldet. Der Abschied von Hamburg war ihm nicht schwer geworden, er war ein Rad, das nicht mehr so glatt im alten Getriebe ging: er sprach zu viel von Selbstzucht, er hielt den Klassenhaß für nicht besser als den Rassenhaß und er wollte den Himmel nicht ausschließlich den Spatzen überlassen. Als er aber Abschied genommen von den Arbeitskollegen an den Vorsetzen, da hatte ihm mancher brave Mann in ehrlicher Freundschaft die schwielige Rechte gereicht. — Drei Jahre war er nun wieder hier in Falshöft.

Von Zeit zu Zeit ließ Hans Thordſen den Pinſel ruhen, ſeine Blicke ſchweiften über die See hinweg, ob am Horizont ein Schiff aufkam und die Lotſenflagge hißte. — Nichts zeigte ſich, nur ein paar Jachten zogen vorüber, und über der hohen Küſte von Kekenis ſchwebte der graue Rauch eines Sonderburger Dampfers. Bald aber richtete ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf einen anderen Gegenſtand. Von der Birk her, am Strand entlang, kam wieder der Mann mit den braunen Schuhen und dem Rucksack. Der Fremde kam näher und ſchritt gerade auf den Lotſen zu.

„Gun Dag, Hans Thordſen!“ Er ſtreckte ihm die Rechte hin.

Langſam legte der Angeredete den Malerpinſel aus der Hand, dann ging plötzlich ein freundliches Lächeln über ſeine Züge:

„Willkommen in der Heimat, Georg“, rief er. „Wo kommſt Du denn her?“ — Es war Georg Lorenzen, ſeines alten Schulmeiſters Sohn, der vor ihm ſtand.

Aus dem Malen wurde heute nichts mehr, es gab viel zu fragen und manches zu erzählen.

„Ich möchte wohl ein paar Tage hier bleiben“, meinte Georg Lorenzen nach einer kleinen Weile. „Ich möchte wieder hier baden und ſegeln, und am Birkwall möchte ich im hohen Graſe liegen. Sag' mal, kann man nicht im Wirtshaus ein Unterkommen finden?“

Der Lotse zuckte mit den Achseln. „Die sind auf Sommergäste nicht eingerichtet. Aber wenn Du mit mir kommen und unser Gast sein willst? — Ein einfaches Lager und ein Platz an unserm Tisch ist Dir gern gegönnt!“

„Das sagst Du wohl, aber was wird Deine Frau dazu sagen, wenn Du ihr einen fremden Landstreicher ins Haus bringst? — Oder ist sie auch eine Schulkollegin? Ist sie hier aus der Gegend?“

„Das nicht! Ein bißchen weiter weg ist ihre Heimat.“ Er lächelte. „Aus Schottland ist sie. — Aber dort gilt die Gastfreundschaft ebensoviel wie in Angeln. Komm' nur ruhig mit! Für ein freundliches Willkommen sag' ich gut.“

Hans Thordsen ging voran. Bald saß Georg Lorenzen in der besten Stube des Lotsenhauses auf dem Sofa. Am Fenster sah er wieder auf der Kommode das chinesische Kunstwerk, das Schiff in der Flasche, und bunte Muscheln, die früher seine Bewunderung erregt hatten. Ihm gegenüber saß Hans Thordsen, rauchte seine Kalkpfeife und erzählte von den letzten Jahren seines Lebens. Dann ging die Wohnstubentür auf, und herein trat eine schlanke Frauengestalt, sie trug ein schwarzlockiges Mägdlein auf dem Arm. Ein sonniges Lächeln glitt über die feinen Züge, als sie den alten Freund ihres Mannes willkommen hieß.

„Also eine Brittanniafahrt hast Du unternommen, wie unsere Urväter es taten, die in den Wäldern an dieser Küste zwischen Wölfen und Bären

hauſten, als Beveröe noch die Biberinſel war. Vor 1500 Jahren war das", ſagte Georg Lorenzen, denn er redete gern davon, daß ſeine Landsleute dem mächtigen Inſelreiche jenſeits der Nordſee den Namen und deſſen Bewohnern manche Charaktereigenſchaft gegeben haben.

„Ganz ſo ſchlimm war es nicht", wehrte Hans Thordſen ab. „Ich bin nicht mit ſo kühnem Mut ausgezogen. — Nicht wahr, Käte, ich kam wie ein müder Wanderer, der nach etwas Verlorenem ſucht, und ich klopfte in Aberfoyle recht zaghaft an Eure Tür."

Eine feine Röte ſtieg auf in dem Geſicht der Frau. Nach einem kleinen Bedenken ſagte ſie: „Aber dann —"

„Da haben wir's ja!" fiel Georg Lorenzen ein, als ſie ſtockte und nicht recht die Worte finden konnte. „Schließlich haſt Du es doch genau ſo getrieben, wie unſere Vorfahren, die ins Land der Scoten einfielen, um Eroberungen zu machen."

Da wurde er ganz verlegen; der wetterharte Mann ließ ſich nicht gern ins Herz ſchauen. „Solche Sachen behält man beſſer für ſich", ſagte er. Doch als er ſah, daß ein Schatten des Unmuts über des Freundes Geſicht flog, fügte er hinzu: „Weißt Du, Georg, wer auf hoher See fährt, kann aus dem Kurs kommen. Wenn er dann aber nach langen, dunklen Tagen wieder am fernen Horizont das erſte Licht blinken ſieht, dann dankt er Gott!" — Da übermannte es ihn doch. Er legte ſeinen Arm um ihre

zarte Gestalt und sagte: „Sie hatte auch lange nach mir ausgesehen, aber ich mußte erst manche harte Reise machen, ehe ich diese Westfahrt antrat. Es hat wohl so sein sollen."

Am Abend dieses Tages saßen sie im großen weißen Boot und fuhren hinaus auf die hohe See, denn draußen zeigte ein Dreimast-Schoner die Lotsenflagge. Die Sonne stand dicht über dem Spiegel der Föhrde, sie sandte hinter einem Wolkensaume ihre letzten goldenen Strahlen empor und färbte den Westen purpurn. Das Wasser schimmerte rot, leise plätscherten die Wogen gegen den Kiel. Dicht über dem Noor lag weißer Nebel; wie eine dunkle Wand ragte einsam das Kliff daraus hervor.

Sie saßen schweigend. Erst als die Umrisse des Birkhauses sich schärfer vom weißen Noornebel abhoben, zeigte Georg Lorenzen mit der Hand hinüber und fragte: „Hast Du noch einmal was von Meta Norgaardt gehört?" — Es kam etwas zögernd und unsicher heraus, als wenn er wüßte, daß er vorsichtig auftreten mußte.

Hans Thordsen sah auf. Seine Stimme klang ganz ruhig, als er sagte: „Peter Ottsen hat mir geschrieben. In Canada sind sie. Sie müssen beide hart arbeiten, so schreibt er, aber er bebaut wieder die eigene Scholle, und sie strecken die Füße unter ihren eigenen Tisch." — Nach einer Weile setzte er hinzu: „Allerhand Achtung!"

„Vor wem?"

Er besann sich einen Augenblick. „Vor beiden!“ sagte er dann. „Es gehört mehr Mut dazu, aus Trümmern sich sein Glück zu zimmern, als es mit jungen Jahren auf festem Grunde zu bauen.“

Dann sprach keiner ein Wort. Jeder hatte seine Gedanken. Hans Thordsen aber schaute mit hellen Augen über den Steven seines Bootes hinweg auf die schimmernde Flut. Er hielt den rechten Kurs.

Ende.

JUL 7 - 1942